Felix Dahn

Erinnerungen

2

Digitized by Google

PT
1841
Z4
1891
V.2

Cornell University Library

BOUGHT WITH THE INCOME
FROM THE
SAGE ENDOWMENT FUND
THE GIFT OF
Henry W. Sage
1891

A.74377 25/9/94

Digitized by Google

Cornell University Library
PT 1841.Z4 1891
v.2
Erinnerungen,
3 1924 026 430 847
olin

Digitized by Google

S
25/9

Digitized by Google

Erinnerungen

von

Felix Dahn.

Zweites Buch.

Die Universitätszeit.

Leipzig
Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel
1891.

Digitized by Google

1440 D 305
A. 74377

Alle Rechte, insbesondere das der Uebersetzung, vorbehalten.

Digitized by Google

I.

Bei der Trennung der Aeltern blieben die beiden jüngeren Geschwister bei der Mutter, ich bei dem Vater, der eine Wohnung (jetzt Nr. 13) in der Schönfeldstraße miethete: gerade gegenüber der Einmündung der oberen Gartenstraße lag das Fenster meines schmalen Kämmerleins im Erdgeschosse, so daß es nun gar bequem und lieblich war, um 1 $^{3}/_{4}$ und um 5 $^{1}/_{4}$ Uhr von diesem Beobachtungspunkt aus die mit der Regelmäßigkeit eines schönen Sternes vorüber wandelnde Didosa aus nächster Nähe zu begrüßen; kurz vor 8 Uhr ging ich jetzt wie früher ohnehin aus, nur, statt in das Gymnasium, in die Universität, um 12 kam ich von da zurück. Und jeder Ausgang führte ja an den nur drei Häuser entfernten Fenstern Didosa's vorüber; in der That, für

Digitized by Google

die schwer leidende junge Seele, die, wie von offnen Wunden bedeckt, vor jeder Berührung mit der Außenwelt zitternd zusammen zuckte, hätte keine wohlthätigere Linderung ersonnen werden mögen, als sie hier der freundliche Zufall gewährte, der mich so nahe der Angebeteten angesiedelt hatte.

In den etwa zwei Jahren, die ich in diesem engen, aber stillen, friedlichen Zimmerlein verlebte, schritt meine Entfaltung sehr gewaltig vor: begeistert, mit dürstender Gier sog ich in mich auf, von allen Seiten wie mit ausgereckten Fangarmen an mich raffend, Alles, was ich an Wissensstoff, an Nahrung für Geist und Einbildungskraft nur irgend an mich heranziehen konnte: aus den Vorlesungen, aus den beiden großen, bändereichen Büchereien, — der Hof- und Stats- und der Universitäts-Bibliothek, — aus dem Umgang mit den Professoren, mit den Freunden meiner Aeltern aus den Schriftsteller- und Künstlerkreisen, mit älteren Studenten. Ich war wie berauscht von dieser Fülle auf mich einstürmenden gei-

Digitized by Google

stigen Stoffes: ich freute mich, wie dereinst auf den Weihnachtsbaum, von einem Tag zum andern auf die Vorlesungen (nie im Leben hab' ich eine geschwänzt). Ohne jeden Zwang von außen, ohne Rücksicht auf eine Prüfung, die ja erst nach acht Halbjahren drohte, arbeitete und las ich, soviel ich nur irgend konnte, aus eitel Heißhunger nach Wissen, nach Anregung: um 4 Uhr im Sommer, um 6 im Winter war ich auf und mit der Unterbrechung durch die äußerst kurzen Mittagsmahlzeiten von $1^1/_2$—$1^3/_4$ (denn um diese Zeit mußte ich ja schon wieder am Fenster stehen!) und eines einstündigen Abendspaziergangs von 7—8 im Sommer, von 4—5 im Winter, las ich und machte Auszüge bis mir — oft erst spät nach Mitternacht — die Augen zufielen und ich einschlief: „lassatus, nondum satiatus“ (litteris): das unbeschreiblich einfache Nachtmahl, dessen wichtigsten und geliebtesten Bestandtheil die Eine Halbe Bier ausmachte (an Samstagen und Sonntagen aber zwei!), ward an dem Schreibtisch eingenommen; gar oft,

wann im Sommer der Vater, der mich freundlich hatte mitnehmen wollen zum Kegelschieben oder in einen „Keller“, gegen Mitternacht heim kam, fand er mich noch über den Büchern und drehte mir, gütig scheltend, die kleine Oellampe aus; wußte ich ihn im Bett, steckte ich sie hurtig wieder an.

Mit strengster Regelmäßigkeit hielt ich eine genau festgestellte Tagesordnung ein: dies, während der acht Schuljahre für den größten Theil der Stunden ohnehin gegeben, ward von mir nun aus freier Wahl beibehalten und fortgeführt bis heute. Es liegt darin einer der Gründe, aus denen ich an Arbeit — an Stoff-Einsammlung und an Eigenschöpfung — mehr als mancher Andere leisten konnte und kann, so daß ich oft um die Erklärung dieses „Erstaunlichen“ befragt wurde und werde; es ist, im Zusammenhalt mit möglichster Meidung von Abendgesellschaften und abendlichem Ausgang, mit frühen Stunden für Schlafengehen und Aufstehen, das einzige Mittel, große Arbeitsmassen zu bewältigen.

Digitized by Google

Allerdings ist aber mit jenem Vorzug ein Nachtheil unscheidbar verknüpft: eine peinliche „Pedanterie“ (ich weiß dies Fremdwort nicht zu vermeiden: Sorgfalt ersetzt es nicht) in ängstlichster Festhaltung der den verschiedenen Arbeits-Arten mit Abwechslung zwischen Recht, Philosophie, Geschichte, Sprachen, dann Lesen und Schöpfen von Dichtungen zugetheilten Frist: so daß ich ganz unglücklich wurde (und werde), störte (und stört) ein unvermeidbares Eingreifen Anderer diese streng geregelte Eintheilung. Mit einem wahren sittlichen und geistigen Katzenjammer beschloß (und beschließe) ich einen Tag, der mir durch solche Störung zerrissen und verdorben ist: zumal lästige Besuche Gleichgültiger konnten mich erbittern, ja ergrimmen: ich hätte diese Faullenzer immer gern gefragt, ob sie selbst denn gar nichts zu thun hätten, als mir die Zeit zu verderben? („Ich han mei Zeit nit g'stohle für all' die faule Leut!“) Es wurde — und es wird — denn ich kann nicht behaupten, daß ich diese Schwäche überwunden hätte! — mir geradezu körperlich

flau und übel, dauert solche Störung durch inhaltlosen und unnöthigen Besuch lange und ich bin leider schon oft unhöflich geworden in solchen Fällen: wenigstens durch Verstummen und ein nicht zu hemmendes Gähnen.

Dabei muß ich aber doch, üble Auslegung abzuwehren, hervorheben, daß ich meine Studenten nun und nimmer als störende Besuche empfunden habe und empfinde, auch dann, wenn deren Besuche nicht wirkliches Bedürfniß begründet, sondern der Wahn einer Höflichkeitsverpflichtung: war ich später genöthigt, eine Sprechstunde einzuführen, mich gegen unablässige Störungen zu schützen, — gegen meine Studenten galt nie eine solche Beschränkung: zu den unglaublichsten Stunden kamen sie in Königsberg zu mir und waren mir stets willkommen: der Verkehr des Studenten mit dem Lehrer soll sich durchaus nicht auf Vorlesung, Uebung und Prüfung beschränken: der Student gehört auch in das Arbeitszimmer des Professors wie dessen Bücher: und das

Gedenken an den unablässigen Verkehr mit gar vielen wackeren, fleißigen Königsberger Studenten und Referendaren in meinem Hause zählt zu meinen werthvollsten, theuersten Erinnerungen; ich komme darauf zurück: zu meiner Freude ließ es sich in Breslau alsbald ebenso an.

In diesen Jahren stieg nun jener übertriebenste „Idealismus", jene mönchische Entsagung und Selbstüberwindung zu immer steilerer Höhe, verbunden jedoch mit einem schwärmerischen, verzückten Wohlgefühl, das sich aus der täglichen Ueberanstrengung bis zur Berauschung des Geistes und der Einbildungskraft ergab.

Es ist nicht zu schildern, welche Gefühle reinster Begeisterung mich beseelten, welch' geheimnißvoll süße Wonnen mich durchrieselten, stand ich um fünf Uhr Abends an meinem Fenster und sah ich, im Februar etwa, umfluthet von der von Westen (von der Ludwigsstraße) her einfallenden goldduftigen Dämmerung, das engelhaft schöne Antlitz jenes Mädchens voll

zu mir empor gewandt, meinen ehrfürchtigen Gruß freundlich zu erwidern.

Das Bedürfniß, Verse zu machen, drängte so unaufhörlich, daß ich mitten in der Vorlesung — ohne jedoch im Nachschreiben zu stocken — auf den Rand des Heftes die kleinen Gedichte oder doch die Reime dazu niederwarf, ebenso im Lesen und Auszüge machen zu Haus.

II.

Welcher Art aber waren nun die wissenschaftlichen Arbeiten jener ersten beiden Universitätsjahre?

In Baiern bestand und besteht — ein ganz gewaltiger Vorzug vor Preußen! — die höchst ersprießliche Vorschrift, daß jeder Student, mag er auch später Theolog, Jurist, Naturforscher, Mediciner werden, mindestens acht „philosophische“ Privatvorlesungen belegt haben muß, d. h. nicht etwa nur Vorlesungen über Philosophie, sondern aus den Fächern der philosophischen Facultät: also Naturwissenschaften oder andere Geisteswissenschaften: Geschichte, Alterthümer, Sprachwissenschaft, Literatur, Mythologie, bildende Kunst oder Kunstgeschichte, endlich Philosophie in allen ihren Zweigen. Besuchszwang oder Prüfung findet hierbei nicht statt: man vermuthet, muß der Student diese

Vorlesungen belegen und bezahlen, so wird er sie auch besuchen, wenn nicht entweder der Lehrer oder der Student zum Davonjagen kläglich und erbärmlich ist.

Jene günstige Voraussetzung traf bei uns und traf noch viele Jahre später in München zu: die Säle von Ohm, Liebig, Jolly, dann von Lasaulx, Prantl, Spengel, später von Sybel, Giesebrecht und Andern waren, abgesehen von den Studirenden aus der philosophischen Facultät, von 50, 80, ja 100 Juristen besucht.

Daher erlangten denn damals — ich höre mit Bedauern, daß dieser feine Ruhm in neuerer Zeit den bairischen Rechtsbeflissnen nicht verblieben, ihr Besuch der philosophischen Vorlesungen erheblich geschwunden ist — die bairischen Juristen eine ganz unvergleichlich höhere und umfassendere „allgemeine Bildung“ als dies höchst betrüblicher Weise von den preußischen gepriesen werden kann.

Das ist nicht die Schuld der preußischen Stu-

deuten, sondern der durchaus verwerflichen preußischen Festsetzung der juristischen Studienzeit auf sechs Halbjahre. Ich habe mich alsbald nach meinem Uebertritt in den preußischen Lehrdienst in einer ausführlichen Denkschrift,[1]) gerichtet an das preußische Unterrichtsministerium, geäußert, dabei unter Anderm 8 Halbjahre Universität, dafür nur 5—6 Referendariat verlangt. Herr Dr. Falk erklärte sich damals mit allem einverstanden, aber bisher scheiterte jeder Besserungsversuch an dem — Geldpunkt! Es heißt, man könne die Dienste nicht entbehren, welche die Referendarien vier Jahre hindurch leisten, indem sie ersetzen die entsprechende Zahl von — Gerichtsschreibern! Darin also besteht die Vorbereitung für die zweite Prüfung — wenigstens zu erheblichem Theil! Und daran brechen sich alle Anläufe zur Umgestaltung eines in der That unerträglichen Zustandes, —

---

[1]) Jetzt abgedruckt in dem Schlußheft der von Behrend und mir herausgegebenen Zeitschrift (1874), dann im V. 2. Band meiner Bausteine. Berlin 1884.

Vorschläge, wie sie nicht nur meine Wenigkeit, wie sie Goldschmidt, von Liszt und gar viele andere Amtsgenossen ausgearbeitet haben. Jene preußische Verordnung, welche sechs Halbjahre für genügend erklärt, stammt aus einer Zeit, da eine ganze Reihe von heutigen Vorlesungen noch gar nicht gehalten ward: Preußisches Verfassungs-, preußisches Verwaltungsrecht, Reichsverfassungs-, Reichsverwaltungsrecht, Handelsrecht. Heute können die Studirenden der Rechte den Prüfungsstoff in jener Zeit nicht mehr wissenschaftlich bewältigen: so daß man ihnen leider gar nicht dazu rathen darf, auch noch andere Vorlesungen zu hören. Das Ergebniß ist das denkbar traurigste!

Die „allgemeine Bildung" der jüngeren Juristen in Preußen ist beklagenswerth ungenügend: von preußischer, und zumal von deutscher Geschichte wissen sie nur so viel als sie auf Gymnasium auswendig gelernt und nicht wieder vergessen haben: von deutscher Literatur, von Philosophie ahnen sie fast gar nichts: haben sie doch nie eine Vorlesung darüber

gehört und nie zu Haus ein Werk darüber studirt, können es auch nicht neben dem Prüfungsstoff, der in sechs Halbjahren zu bewältigen ist: auch wenn nicht zwei davon durch den Wehrdienst verloren gehen. Dazu nun noch der schreiende Uebelstand, daß die „theoretische" Prüfung von zwei Praktikern und — in den Universitätsstädten — einem Professor abgehalten wird, statt ausschließend von Professoren,[1]) gleichmäßig aus allen Fächern des Rechts und aus Volkswirthschaft und Finanz wie in Baiern, Württemberg, Hessen, Baden. An der preußischen Einrichtung ist gar nichts gut als das Erforderniß einer schriftlichen Arbeit. Der ganze Betrieb ist häufig so banausisch, so unwissenschaftlich wie möglich. Nicht von mir, von einem altpreußischen Juristen rührt das Wort her: „weckt der liebe Gott am jüngsten Tag einen preußischen Kreis- (jetzt Amts)richter auf, findet

[1]) Die Verfügung vom 3./XI. 1890 brachte einige, aber durchaus nicht genügende Besserung.

er nichts in seinem Kopf als das preußische Landrecht und ein Spiel Karten".

Diese Abschweifung mag zu gute gehalten werden meinem bittern Verdruß über die höchst widrigen unwissenschaftlichen Einrichtungen, welche mir seit 18 Jahren die Freude an dem Lehramt in hohem Maße getrübt haben. Die Sache liegt auch diesen „Erinnerungen" nicht ganz fern: was wäre aus mir geworden, hätte auch ich in sechs Halbjahren lediglich die Abrichtung für die Prüfung als Referendar (Rechtspracticant) durchzumachen gehabt! Man spricht von preußischer Drillung der Recruten: diese muß sein und hat alle Erfolge für sich: aber die preußische Drillung der Juristen muß nicht sein und hat alle Erfolge gegen sich: sie ist ein Jammer, ein Elend und — nun, wahrlich keine Ehre für den leitenden deutschen Stat.

Ich hörte also in München und in Berlin mit Begeisterung, mit wahrer Heißgier „philosophische" Vorlesungen: Griechische Alterthümer bei

Leonhard Spengel; einerseits die alte Liebe zu Homer, andrerseits die neue zu Thukydides, auch für Sophokles und Euripides die dankbare Empfindung, tiefer gefaßt jene ehrfurchtsvolle Begeisterung für die Antike in ihrem strengen Marmor-Stil[1]) hatten mich in diese Vorlesung geführt: ich fand viel Mehr, viel Reicheres als ich gehofft! Wie verstand doch der Gedanken wahrhaft sprühende Mann mit den klugen, hellen Augen aus dem oft trocknen Stoff überall Funken zu schlagen! Der Vortrag, obzwar nachlässig in der Form, — er sprudelte die unordentlich gebauten Sätze in ähnlicher Hast hervor wie ich das später bei keinem geringeren als Leopold von Ranke fand — war inhaltlich überströmend von Reichthum: man spürte, der Mann konnte lange nicht Alles sagen in der kurzen Stunde, was er sagen wollte, zu sagen rang. Spengel, den ich später noch vielfach — war er doch neben Barthélemy Saint-Hilaire in Paris

[1]) Band I, S. 13. S. 191.

und Trendelenburg in Berlin der größte Aristoteliker der Zeit — in meinen Studien über des Aristoteles Statslehre zu Rathe zog, blieb mir bis an seinen Tod ein gütiger freundschaftlicher Förderer.

Ferner hörte ich im Winterhalbjahr 1850—1851 (man las damals in München bis zum 21. März, die Juristen begannen aber wegen der bis Ende October währenden Prüfungen erst nach Allerseelen) Länder- und Völkerkunde bei Neumann, dem „Chinesen", wie wir ihn nannten, weil er so viel von China erzählte, auch einem Chinesen „zum Verwechseln" ähnlich sah, wie die Studenten behaupteten, die nie einen Sohn des Reiches der Mitte gesehn (er sah in Wahrheit ganz anders aus). Es hatte seine Beliebtheit stark gefördert, daß er, wie man auf den Salbänken raunte, wegen seiner Freisinnigkeit von der Regierung „verfolgt" werde. Ich ging also mit günstigster Vormeinung zu ihm: aber die Vorlesung gefiel mir nicht: ich fand kein Gefallen an seinen Witzeleien: es schien mir — damals schon! — geschmacklos, daß

er bei Erwähnung Ludwigs XVIII. von Frankreich beifügte: „denn man numerirt die Könige wie die Fiacres".

Bei dem ultramontan-phantastisch-romantisch-mystischen von Lasaulx gastete ich nur dreimal: — ich weiß nicht mehr, in welcher Vorlesung: sein weiter Sal war bis auf den letzten Platz gefüllt, nicht nur von Theologen und von ultramontan gegängelten Studenten anderer Facultäten, — auch Viele nicht also gebundene schwärmten für den schönen, schwungvollen Vortrag. Und es ist wahr: der Mann hatte seine vortrefflichen Seiten: die stattliche Gestalt mit dem edeln löwenähnlichen, auch von einer Löwenmähne umwallten, durch heftigen Blutandrang gerötheten Antlitz, die starke (freilich etwas zu hohe) Stimme machte günstigsten Eindruck. Dazu kam die Begeisterung, die zweifellose Ueberzeugungstreue, mit der er sprach. Seine sittliche Tüchtigkeit hat er auch in den politischen Parteikämpfen trefflich bewährt. Allein was er lehrte, das war mir — nach Inhalt

und Methode — widerstrebend. Gerade jene Mischung, jenes Durcheinander von Wissenschaft und von Poesie, jenes „Schwungvolle", das durch ein dichterisches Gleichniß den begrifflichen Beweis, den schlußbündigen Folgezwang des Gedankens ersetzen sollte und was so Viele anzog, das stieß mich ab. Es war mir unleidlich: vermöge einer glücklichen Anlage meiner Natur, welche die Einbildungskraft von der Forschung möglichst fern zu halten das angeborne Bedürfniß hat: — was wäre aus mir — als Lernendem, und als Lehrer — geworden, hätte ich meine so unermüdliche Einbildungskraft jemals die schillernden Flügel in das Wissensgebiet tragen lassen! Und der angeborne gesunde Sinn solcher Scheidung ward gerade damals zu vollster Entwicklung gebracht durch einen andern meiner Lehrer: — durch meinen Lehrer κατ' ἐξοχήν! — Prantl. Lasaulx verscheuchte mich endgültig, als er in seiner mystischen Geschichtsphilosophie vom Katheder herab die Vorbestimmung Roms, aus der Hauptstadt der heidnischen zur Hauptstadt der christlichen Welt

zu werden, damit bewies, daß Roma (griechisch ῥώμη), „die Kraft", ja nur der „Umkehr" bedurfte, um aus Roma — Amor „die Liebe", der Grundgedanke des Christenthums, zu werden. Da floh ich![1]) — Uebrigens blieb mir auch von Lasaulx, den ich als Menschen hoch verehrte, freundlich zugethan: sehr liebenswürdig betheiligte er sich später bei meiner Habilitation an dem Redestreit über die Entstehung der Gottesurtheile bei den Germanen, auf den gemein-arischen Ursprung hinweisend.

Unter all meinen Lehrern nun aber hat unvergleichbar den mächtigsten Einfluß auf mich geübt der Philosoph Karl (von) Prantl. —

Ich schulde ihm den tiefsten Dank: denn ich verdanke ihm nicht nur eine Fülle von Einzelkenntnissen, auch nicht blos jene Erziehung zu selbständigem philosophischen Denken, durch welches ich mir,

---

[1]) Das Wortspiel, das alles Ernstes eine von Gott gewollte Vorbedeutung sein sollte, rührt, wie ich meine, von Görres her.

eine obzwar auf Prantl'scher Grundlage ruhende, doch selbsterbaute, in allem Wesentlichen eigenartige Weltanschauung schuf, die — nach unschilderbar schmerzlichen Kämpfen — mir Ruhe, Versöhnung, vollste geistige, sittliche, gemüthhafte Befriedigung gewährt: — und das ist doch schon bald das Höchste, was Mann dem Manne danken mag! — Ich schulde ihm doch noch ein Anderes, Wichtigeres, weil allumfassendes: ich verdanke ihm gerade jene Bändigung der Einbildungskraft durch das methodische Denken und damit die Errettung und Sicherung meiner ganzen geistigen Eigenart gegenüber der schwersten mich bedrohenden Gefahr: eben der Gefährdung von Klarheit und Gegenständlichkeit durch die glühendste, nie rastende Phantasie.

Wie nahe lag doch die Versuchung, auch in die Wissenschaft, zumal in die Erforschung des germanischen Alterthums das Dichterische eingreifen zu lassen, was die Einbildungskraft als schön, edel, schwungvoll, dichterisch befriedigte, in unbewußter

Selbsttäuschung auch in der Geschichte zu finden, überhaupt mehr oder minder „geistreichen“ Einfällen zu folgen.

Meinem hochverehrten und heißgeliebten Lehrer Prantl verdanke ich es, seinem Vorbild in der That mehr noch als seiner Mahnung, daß ich nie in jenen Fehler verfiel. Wie viele meiner Forschungsgenossen gerade in der germanischen Rechtsgeschichte, der urgermanischen Geschichte überhaupt sah und sehe ich an jenen schlimmen Verirrungen leiden, Leute, die ganz gewiß nicht so viel Phantasie und daher nicht so starke „mildernde Umstände“ wie ich für sich haben! Was richten glänzend begabte, „geistreiche“ Männer für Unfug an in der deutschen Rechtsgeschichte gerade deßhalb, weil sie jedem „geistreichen“, blendenden, schillernden Einfall Ausdruck geben, weil sie auf Grund Einer scharfsinnig, aber einseitig gedeuteten Stelle schwindelnd hohe Bauten aufthürmen, mit anspruchsvoller Unfehlbarkeit, niemals dem Leser oder Hörer gewissenstreng andeutend, wo die sichere

Quellenüberlieferung endet und wo die Vermuthung, die „Construction", anhebt. Die Herren können nur glauben: mir fehlt es — weiß Gott! — an allerlei Einfällen auch nicht ganz. Aber die Hand ließ ich mir abhacken, ehe ich Bücher oder Abhandlungen schriebe, wie sie als die „geistreichsten" gepriesen werden. Ich verspüre Abscheu und Grauen vor dem „Geistreichthum", der ja freilich die lautesten und glänzendsten „Erfolge" in Zeitschriften und oft auch in — Berufungen hat: aber die Ergebnisse jener „Constructionen" dauern nicht lang: sie haben kurze Beine und kurzen Athem: gar bald kommt die gewissenhafte, schlichte, prunklose Forschung und wirft eines jener gleißenden Seiltänzergerüste nach dem andern über den Haufen. Ich berühme mich, schon gar manchen dieser Zauberschwindel in ihr Nichts aufgelöst zu haben.

Ja, es ist mir sehr klar, daß ich in meinem Widerwillen gegen alle „Geistreicherei" manchmal zu weit gehe, daß ich, allzu nüchtern, auf gewissenhafte

Auslegung der Quellen mich beschränke, eigene Zuthaten so wenig wie thunlich mir verstatte: das ist der Fehler meines Vorzugs: oh wie gerne laß ich mir den Tadel hierüber gefallen, während ich mich des Lobes, geistreich zu sein (aber es hat keine Gefahr!), bis ins tiefste Herz hinein vor meinem verewigten Prantl schämen würde.

Einmal schrieb mir einer der erfolgreichsten Vertreter jener Richtung — der übrigens glücklicherweise auch wahrhaft und hoch Verdienstliches, nicht blos „Geistreiches" geschrieben hat —, es sei zu bedauern, daß ich (folgen einige Lobsprüche) „den Fortschritt in unserer Wissenschaft nicht mit mache". Ich antwortete: „Nein, ich mache ihn nicht mit, den Fortschritt ins Blaue hinein." —

Ich führe zwischen Wissenschaft und Dichtung, scharf getrennt, doppelte Buchhaltung: Phantasie, kühne Einfälle, verwegene Vermuthungen über Menschen und Dinge in dem geschichtlichen Roman: — aber in der Geschichte strengste, quellenmäßige, nüchternste Gegen-

ständlichkeit. Ja, wo sich in der Geschichte für eine Erscheinung zwei Erklärungen anbieten, eine zugleich dichterisch lockende und eine rein prosaische: — da wähle ich gewiß die letztere: „it's more safe".

All' das nun verdanke ich, abgesehen von gesunder hierauf gerichteter Anlage — eben die planmäßige Entwicklung dieser Anlage, — Prantl; wie gesagt, mehr seinem Vorbild denn seiner Warnung: deren bedurfte es nicht! Der ätzende Hohn, die vernichtende Verachtung, womit er von den „Kathederhelden" sprach, die mitleidlose Zertretung alles Phrasenthums, aller eiteln Hervordrängung des lieben Ich, die selbstlose begeisterte Versenkung in die Sache, die als selbstverständlich vorausgesetzte mühevollste Erschöpfung jeder erreichbaren Quelle, die äußerste Selbstverleugnung in trockenster Arbeit, der Verzicht auf jeden schillernden äußeren Erfolg, — das wirkte in einer Weise erziehlich auf mich wie nichts sonst hätte wirken können.

Dankbar füge ich bei, daß auch sein Freund Kon-

rad (von) Maurer, der Classiker des Nordgermanischen, in ähnlicher Weise Einfluß auf mich übte: auch sein Vorbild, seine Forschungsweise waren mir ein Ideal, auch ihm verdanke ich gar sehr viel und mit Stolz nenne ich mich auch seinen Schüler, obzwar der Zufall es verhinderte, daß ich je eine Vorlesung bei ihm hörte.

Allein als ich Maurer kennen lernte, hatte Prantl schon das Entscheidende, Grundbauende für die Methode an mir gewirkt: ich hörte zunächst im Winterhalbjahr 1850—1851 bei ihm Logik und Encyclopädie der Philosophie: eine ganz ausgezeichnete Vorlesung. Nie werde ich den Eindruck vergessen, welchen gleich die ersten par Stunden bei Prantl auf mich machten: übrigens nicht nur auf mich, auch auf Engert und alle Begabteren und — freilich auch — ernster Angelegten und ernst zu arbeiten Entschlossenen unter uns.

Denn Prantl setzte sehr viel voraus: weniger noch an Vorkenntnissen (— obwohl es auch hier gar tüchtig nachlernen galt: in Griechisch, Geschichte, Li-

teratur! —) als an Uebung, rasch und scharf verwickelte Gedankengänge zu erfassen und zu beurtheilen. Er zwang uns, in raschem Denken mit Begriffen — abgekürzt — zu rechnen. Echt sokratisch wirkte seine Lehrweise: eine ganze Reihe von Zwischengliedern der Gedanken übersprang er und nöthigte uns, gleich mit ihm vom Ausgangspunct „to jump at the conclusions": — was uns im Anfang nicht ohne öfters zu kurz springen gelingen wollte. Ganze Phalangen von Trugschlüssen oder Redensarten warf er mit Einem Wort in den Abgrund: die Inhaltlosigkeit der „formalen Schul-Logik" ward schonungslos aufgedeckt.

Das kleine hagere Männlein — damals ein blutjunger Extraordinarius — war ganz Geist, Gedanke, Sehne: — nichts Fleischliches schien an ihm zu haften: im Feuer des Vortrags verschönten, veredelten sich die unregelmäßigen Züge! Wie blitzten dann unter der mächtigen Stirne diese scharfen, strengen Augen hervor, wie zuckte es um den ausdrucksvollen

Mund, der so unsäglich verachtend die „Geistreichen" abthun konnte!

Auch seine Vortragsweise nahm ich mir zum Vorbild: ohne je zu dictiren — (der dictirende Professor ist überflüssig, ja schädlich, an Stelle des gedruckten Vortrags!) — sprach er in freier Rede aus sorgsam vorbereitetem Entwurf: doch so, daß jeder denkende Hörer den wesentlichen Inhalt, die Begriffsgliederung, nachschreiben und ein vollständiges vortreffliches Heft mit nach Haus bringen konnte: aber er mußte eben auch denken, er mußte dem vor ihm vollzogenen Denkvorgang des Lehrers frei thätig folgen: sonst verstand und hatte er nichts davon: das unselige Stenographiren, das gedankenlos jedes Wort festnagelt, war ausgeschlossen. Wer aber mit gedacht hatte, der hatte nun für immer mit begriffen und den Gedanken des Lehrers sich geistig zu eigen gemacht: — er hatte ihn „inwendig gelernt", brauchte nicht mehr ihn auswendig zu lernen —: das ist die Aufgabe des Vortrags an der Hochschule.

Am Schlusse jedes Halbjahrs machte ich [gleich vom ersten (1850/51) an] freiwillig und nicht um eines Stipendiums oder um des Honorarerlasses willen, — nur behufs meiner eigenen Gewissensbefriedigung — die Prüfung aus der bei Prantl (ebenso übrigens auch bei den meisten anderen Lehrern) eben gehörten Vorlesung: jedesmal mit der ersten Note: jedesmal beantwortete ich jede Frage richtig und doch hatte ich nichts anders gethan als jede Vorlesung am Abend und dann vor der Prüfung das ganze Heft nochmal durchgelesen.

Die Gewinnung strengster wissenschaftlicher Methode als köstlichste Frucht dieser Stunden trat mir selbstverständlich erst später ins Bewußtsein: zunächst beglückte mich die Lösung zahlloser Zweifel, mit denen ich mich in Seelenlehre, Erkenntnißlehre, Sittlichkeitslehre, Menschenlehre Jahre lang gequält hatte. Denn es war doch eine recht knabenhafte, unvollständige, lückenhafte Philosophie gewesen, welche ich seit dem vierzehnten Jahre in Selbstbelehrung aus Plato,

später aus Aristoteles, Spinoza, Hegel an Stelle der eingebüßten religiösen Vorstellungen mir zurecht gezimmert hatte. Nun fiel es mir wie Schuppen von den Augen! Ich lernte folgeschlüssig selbst denken, nicht etwa blind hinnehmen, was Prantl vortrug, der oft mit einem Fragezeichen schloß. Wie dankte ich diesem geistigen Erlöser! Ich liebte ihn mit heißer Leidenschaft!

Er hatte uns gütig aufgefordert, jedes Bedenken ihm sofort auszusprechen (denn dieser Professor war für seine Schüler da, nicht seine Schüler für ihn).

Am andern Tag stand ich schon vor der Thüre seiner Wohnung — auf dem „Schrannen"- (später „Marien"-) Platz — hochklopfenden Herzens. Ich zagte: ich wagte lange nicht, anzuläuten. Ob er es wohl merken würde, daß das vorgeschützte Bedenken (über das Verhältniß der nikomachischen Ethik zur Politeia des Aristoteles) nur ein Vorwand war, ihn aufsuchen zu dürfen? Endlich überwand ich die Scheu: — ich schellte. Es war

nach Mittag drei Uhr. Eine junge gar wunderhübsche Frau in hellem Hausgewand öffnete: es war die Frau Professor selbst. Ein offenbar noch ganz kleines Kind schrie aus einem Nebengemach: — du warst es, o Freund Karl, jetzt mein lieber Amtsgenoß und Vorstand des botanischen Gartens zu Breslau!

Und wie wehmuthvoll war es, als ich in diesem Frühjahr (1890) deine liebe Mutter als hochverehrten Gast hier an der Oder an meinen Herd führen durfte: — ach, im grauen Har und im schwarzen, im Wittwen-Gewand! Wehmuthvoll und doch schön! Denn es ist ein Schönes um die dankbare 40 Jahre bewahrte Herzenstreue des Schülers.

Seither kam ich gar oft zu dem geliebten Lehrer, dessen gewaltige Bücherei ich stets mit ehrfurchtvoller Scheu betrat, — in dem alsbald von ihm erworbnen grün umfriedeten Haus in der Gartenstraße: — nahe an meinem verlorenen Aelternhause!

Allmälig erbaute ich mir denn nun auch jene

Weltanschauung, welche mich für den Verlust des Kirchenglaubens mehr als entschädigt, mir volle Befriedigung gewährt, in einem kämpfereichen Leben niemals ihren rettenden Halt versagt hat.

Selbstverständlich war das nicht das Werk weniger Halbjahre: als ich aber 1857 zuerst (als 23jähriger Privatdocent) Rechtsphilosophie vortrug, da waren jene Auffassungen gewonnen, welche in der Folge nur noch Vervollständigung, Erweiterung, Vertiefung, umfassendere Begründung, nicht aber noch wesentliche Aenderung erfuhren.

Und zwar ist diese Weltanschauung — unerachtet der dankbarst anerkannten Anregung und Leitung durch Prantl — mein eigenstes Werk. Selbstverständlich! Sonst wäre sie eben nicht meine eigene, sondern eine fremde: eine fremde aber könnte nicht voll befriedigen. Denn — wie schon der doch so abstracte Fichte bekannte: — „was einer für ein Philosoph ist, das hängt davon ab, was einer für ein Mensch ist“, d. h. von seiner angebornen und durch geschichtliche Einwirkungen

ausgestalteten Eigenart. Machen sich doch die Leute, die wirklich denken oder auch nur wirklich empfinden, sogar die Kirchenreligionen eigenartig zurecht, und ist doch unerachtet der Einheit des Bekenntnisses der Katholicismus oder Protestantismus des A von dem des B verschieden: — vorausgesetzt, daß beide in Wahrheit „eigenartige“ Menschen sind.

Prantl's lobwürdigster Einfluß war vor Allem wirksam in Verneinung, in Ausschließung: er half mir, viel rascher mit irrigen, einseitigen Lehrmeinungen fertig werden als mir das ohne seine überlegne Beurtheilung möglich gewesen wäre.

Zwar Plato ward mir nie gefährlich, so eifrig ich ihn studirte, — wiederholt hab' ich ihn ganz durchgenommen:[1]) so warm ich die Schönheit seiner Form empfand, — gerade die Verquickung von Wissenschaft mit Poesie stieß mich ab (ähnlich Schelling, ausgenommen seine

[1]) Auch über seinen Phädon geschrieben: s. unten: „Berlin“: und Bausteine IV. 2. (Berlin 1883.)

erste, seine Identitätsphilosophie): denn zwischen diesen scharf zu scheiden, war mir ja sehr früh Bedürfniß (oben S. 9). Aber Aristoteles, Spinoza und ganz besonders Hegel hielten mich — den Unreifen — lange gefangen: die großartige Einheit und Insichgeschlossenheit dieser Systeme befriedigte meinen gierig nach Einheit lechzenden Geist.

Ich berauschte mich an der genialen Dialektik Hegel's: erst Kant und noch mehr mein eigner Geschichtssinn befreiten, ernüchterten mich. Prantl ließ mich, ein wenig spöttisch lächelnd, ruhig gewähren, wenn ich ihm von Hegel's Philosophie der Geschichte, Aesthetik, Rechtsphilosophie, Phänomenologie des Geistes vorschwärmte. Er schrieb mir noch nach Berlin (1853) einen herrlichen Brief, in welchem er mir die Selbstbefreiung von dem „Hegel'schen Joche" bestimmt weissagte. Bald war sie errungen: die ob noch so geniale, doch höchst willkürliche, im Einzelnen unrichtige, die Thatsachen vergewaltigende „Construction" Hegel's in Natur- und zumal in Geistes-Philosophie stieß meinen „Historismus" ab.

Die Ungeheuerlichkeiten seiner Naturphilosophie vermochte ich aus Mangel an bestimmten Kenntnissen, an naturwissenschaftlicher Durchbildung nur hie und da zu ahnen: aber die Geschichtswidrigkeiten in der Religionsphilosophie (in welcher blos diejenige Religion fehlt, welche heute noch die größte Bekennerzahl aufweist: der Islam!), das Harsträubende der Rechtlosigkeit der andren Völker gegenüber dem jeweils zur Herrschaft berufnen (z. B. Römer) in der Rechtsphilosophie brachen den Hegel'schen Zauberbann. Erst jetzt ward ich auch fähig, durch Kant mich von jedem Dogmatismus in der Philosophie zu befreien.

Aber durch Kant und den „Historismus" entzog ich mich nun alsbald auch Prantl's eignen Lehren, welche er freilich in scharfsinnigster Weise in dem „dialektischen Proceß" (doch völlig selbstständig gegenüber dem Hegel'schen) entwickelte: ich gelangte nun auf eignen Wegen zu allerdings viel schlichteren, einfacheren Ergebnissen, tief abstehend von dem feingegliederten kunstvollen Netzwerk Prantl'scher Dialektik.

Nur in den Grundgedanken blieb ich bis heute in vollster Uebereinstimmung mit meinem großen Lehrer: Bewußtsein der Relativität aller menschlichen „Weltweisheit", kritisch-geschichtliche Methode, Verwerfung des Materialismus wie des supranaturalistischen Theismus (hier sind nun die Fremdwörter wirklich unvermeidlich!), des subjectiven Idealismus, Aufstellung des objectiven Idealismus, eines idealistischen Monismus d. h. Einheit des ewigen unerschaffnen Seins, „der Welt", mit dem Seins-Gesetz, dem Weltgesetz: und doch innerhalb dieser Einheit vernunftnothwendige Zweiung alles Seienden in Welterscheinung und Weltgesetz. Für das Menschliche: Verwirklichung der natur- und vernunftnothwendigen Anlagen, Triebe, Ideen — der wesentlich-menschlichen — in Sprache, Familie, Kunst, Religion, Sittlichkeit, Recht und Wissen: Ausprägung dieser gemein menschlichen Kräfte und Gestaltung, je nach der Eigenart der Völker und ihrer geschichtlichen Beeinflussung, mit wechselnden Idealen.

Keine Willensfreiheit im Sinne der „Willkür" d. h. des Wunders, vernunftnothwendige Unterordnung des Einzelnen unter das höhere allgemeine Gesetz als Grundsatz wie für Sprache und Wissen, so für Religion, Sittlichkeit und (in den äußeren Beziehungen der Menschen untereinander) Recht: überall Bethätigung des objectiven Idealismus durch Gestaltung des möglichst Schönen, Guten, Zweckmäßigen aus dem einmal unvermeidbar gegebenen Stoff: Versöhnung des Ich mit dem übergeordneten Allgemeinen, Unterordnung, aber nicht Aufgebung der Eigenart gegenüber dem höheren Vernunftnothwendigen als sittliche Aufgabe. Das unzutreffende Wort „Pantheismus" wird hierbei angemessen ersetzt durch Monismus, aber bei Leibe nicht der „Materie"!

Es ist hier nicht der Ort, diese Weltanschauung weiter auszuführen: ich verweise hiefür auf meine philosophischen, zumal rechtsphilosophischen Schriften: Die Vernunft im Recht, Berlin 1878; Philosophische Studien, Berlin 1883; Rechtsphilosophische Studien,

Berlin 1883; (Bausteine d. h. gesammelte kleine Schriften, IV. 1. 2.): auf Einzelnes wird freilich im Verlauf noch näher einzugehen sein. Doch schon hier verwahre ich diese meine Weltanschauung gegen die Bezeichnung als pessimistisch! Heroisch ist sie und tragisch, aber nicht pessimistisch. Letzteres ist mir ein Gräuel, ist durch und durch krankhaft und eines der drohenden Anzeichen der Fäulniß unserer Bildungszustände.[1])

Tragisch, heroisch ist meine Weltanschauung, weil sie Entsagung lehrt, weil sie weiß, daß das Glück der Menschen weder auf Erden noch in einem erträumten Himmel „Weltzweck" ist, sondern „Weltzweck" (vielmehr: Wesen der Welt) ist die nothwendige Verwirklichung des Weltgesetzes, für welches das Glück der Menschen so gleichgültig ist wie das der Thiere oder der Pflanzen: heroisch, weil sie trotzdem

---

[1]) Vgl. I, S. 41; obigen Satz mußte ich gegen eine übrigens sehr wohlwollende Beurtheilung des I. Bandes in der „Schlesischen Zeitung" (December 1890) anführen.

Lebensfreude und Pflichterfüllung fordert, ohne jene elende Rechnung auf Belohnung oder jene erbärmliche Furcht vor Strafe im Jenseits, welche auch der „guten" That, wenn sie um dieses Lohnes willen gethan wird, jeden sittlichen Werth nimmt: heroisch, weil sie in dem Heldenthum (dem geistigen, sittlichen wie kriegerischen) für das Volk höchste Ehre, höchste Pflicht und höchste Beglückung findet: für das eigene Volk, weil das einzelne Volk es ist, in dem die Menschheit erscheint: denn eine abstracte Menschheit über den Köpfen der geschichtlichen Völker giebt es nicht.

Und diese Weltanschauung, welche wie in meiner Philosophie so in meiner Dichtung („Odhins Trost") überall hervortritt, hat man „nihilistisch" genannt, den „Kampf um Rom" ein nihilistisches Buch gescholten: — dies Buch, das überall überströmt von der begeisterten, bis zum Tode getreuen heldenhaften freudigen Hingebung an Volk und Vaterland! —

Aber wenn ich mich mit der Dummheit und Unbildung, — neben der Böswilligkeit — gar Vieler

der heutigen Wortführer der Beurtheilung der Dichtung aufhalten wollte: — diese „Erinnerungen“ würden mehr lang als lieblich.

Ein Hauptunterschied der heroischen von der pessimistischen Weltanschauung liegt darin, daß erstere den Willen zum Leben bejaht und den Menschen, unerachtet sein Glück nicht im „Weltplan“ liegt, nicht unentstanden wünscht, während diese, echt mephistofelisch, sagt: „drum besser wär's, daß nichts entstünde“ und folgerichtig zum Selbstmord führen würde. Wie viel Unheil hat Schopenhauer mit seiner glänzenden Begabung an der Seele des Deutschen Volkes angerichtet: — gerade unter den Halbgebildeten, darin am meisten Heinrich Heine vergleichbar, nur daß dieser unzweifelhaft große Virtuose der Lyrik dadurch noch viel mehr gemeinschädlich wurde, daß sein Gift auch den Weiblein zugänglich, süß und „süffig“ ist.

Damals schon fand auch die angeborene unwillkürliche Begeisterung für das Germanenthum, die

Begeisterung für das Deutsche in Sprache, Literatur, Stammesgliederung und der Schmerz um die statliche Zerrissenheit und Ohnmacht ihre nun mit Bewußtsein vollzogne philosophische Begründung. Bereits mit den Bohnenstangen von 1846 hatte ich „deutschen Patriotismus" getrieben, nicht erst 1871 ihn mir „angedichtet". Die Hinneigung zum „Weltbürgerlichen", welche eine Zeit lang von Goethe her, zumal aber aus den für Polen und Franzosen schwärmenden Dichtern des vormärzlichen Liberalismus (Freiligrath, Herwegh) in meine Vorstellungen sich geschlichen hatte, ward gar bald und endgültig überwunden durch die auf Philosophie und Anthropologie gegründete Erkenntniß, daß die Menschheit ja nur in den geschichtlichen Völkern erscheint und daß die richtige Unterordnung des Einzelnen unter diese Allgemeinheit nur geschieht durch den innigsten Zusammenschluß mit je der Besonderheit des Einzelnen. Es giebt keinen „Menschen im Allgemeinen" und derjenige dient der Menschheit am besten, welcher am besten seinem Volke dient. Das tiefer zu begründen, ver-

mag nur jene Philosophie, welche darweist, wie in allen Dingen das Allgemeine eben im Besonderen das Einzelne zusammenschließend erscheint: das Allgemeine an sich ist nirgend und das Einzelne an sich verwirklicht das Allgemeine nur im Besonderen. Also ist der Patriotismus nicht ein „barbarisches Vorurtheil“ (Goethe), sondern die gesunde, die berechtigte Bethätigung des Individualismus gegenüber einerseits der zerfahrenen „Allmenschheit“, dieser verkehrten Luftspiegelung des Wirklichen, andrerseits der Selbstsucht des nur seine nichtige Person liebenden Einzelnen: hier, im Patriotismus, kann sich die Eigenart und die Eigenliebe austoben, mit der Pflicht, jauchzend für Volk und Vaterland in „die Speere zu springen“: das ist eine Selbstsucht, die ungefährlich: denn sie ist nicht allzuhäufig! Es ist diejenige „Selbstsucht“, welche im Opfertod für's Vaterland sich selbst verleugnet und so sich aufhebt, sich zu dem edelsten Gegentheil von Selbstsucht verklärend. In solchem Dialekticismus darf man sagen: der richtige Ausdruck

des Kosmopolitismus ist der Politismus, das richtige Weltbürgerthum ist das Statsbürgerthum, und die richtige begeisterte, hingebende, im Tod sich aufopfernde Liebe zur Menschheit ist die begeisterte, hingebende, im Tod sich opfernde Liebe zum eignen Volk. Aber freilich: was ist unsrer unglaublich verrohten Menge Volk und Vaterland und Ideal! Und auch die „Menschheit" ist jenen Leuten nur eine Ausflucht, um ihrer maßlosen Selbstsucht zu fröhnen: um an der Pflicht gegen ihren Stat, gegen ihr Volk vorbeizuschlüpfen, erklären sie, nur der Menschheit dienen zu wollen d. h. einer inhaltleeren Abstraction, welche keine Rechte geltend machen kann. Nur die Menschheit lieben sie d. h. nur sich selbst als Träger dieser Menschheit.

Aber zurück zu Prantl.

Ich hörte auch in den folgenden Halbjahren Alles, was an Philosophie bei ihm zu hören war (er trieb im philologischen Seminar auch Philologie, zumal Aristoteles): die höchst ausführlich in zwei fünf-

stündigen Vorlesungen vorgetragene „Geschichte der Philosophie" spendete mir nicht nur abermals einen Schatz von Einzelkenntnissen: — sie erweiterte auch ganz bedeutend meinen Gesichtskreis, sie gewährte, ohne je das viel mißbrauchte Wort „Culturgeschichte" auszusprechen, einen Einblick in das Eigenartige der Bildung der alten Welt, des Mittelalters, der Zeit der Wiederbelebung des classischen Alterthums, der Reformationszeit, der englischen und der französischen Revolution und der Deutschen Geistesentwicklung von Luther bis nach Auflösung der Hegel'schen Schule. — Ich studirte nun alle philosophischen Systeme, sowie sie in der Vorlesung erledigt waren, in den Quellen und ließ mir von der angegebnen reichen Literatur nicht Ein Buch entgehen. Vier, sechs, acht Stunden lang ohne Unterbrechung las ich und machte Auszüge: wollte die Spannkraft versagen, griff ich zu einem auch später noch oft angewandten Mittel: ich las mir, umherwandelnd, den Schriftsteller laut und mit möglichst vollendetem Vortrag vor. Ich gedenke

noch, wie ich mich dabei in Hegels Phänomenologie und Philosophie der Geschichte in einen wahren Geistes-Rausch hinein declamirte. Am schwersten wurde mir das Verständniß Fichte's: und ich will mich nicht berühmen, ihn ganz erfaßt zu haben. Sein „zweites Stadium" stieß mich ab und ich witterte und spürte die Ansätze desselben überall schon in den Schriften des ersten heraus.

Ich war bereits Doctor und geprüfter Rechtspracticant, als ich erst die Möglichkeit fand, Rechtsphilosophie bei Prantl zu hören. Auch diese Vorlesung ward von größter Bedeutung für mich, was die Geschichte der Rechtsphilosophie betrifft. Das System dagegen trat damals noch bei Prantl so stark hinter der Geschichte zurück — er hielt die Vorlesung zum ersten oder zweiten Mal —, daß es in einer einzigen Stunde, — der letzten — erledigt werden mußte. So war ich denn gezwungen, das System mir selbst und allein aufzubauen. Und das war mir sehr heilsam!

Aber auch in der Behandlung der Geschichte der Rechtsphilosophie trat ein bedeutsamer Gegensatz zu dem geliebten Lehrer hervor: ich war eben Rechts- und Geschichts-Forscher geworden: das zeigte sich nun darin, daß ich die Geschichte der Idee des Rechts keineswegs nur in den Systemen der Schulphilosophie suchte, fand und darstellte, sondern daneben auch in der Verwirklichung durch die geschichtlichen Rechte und Gesetzgebungen der Völker, so daß also meine Geschichte der Rechtsphilosophie die Darlebung der Rechtsidee aufsucht auch in den orientalischen, dann in den hellenischen Staten und Verfassungen, im römischen Recht und Stat, in den germanischen Rechtsgedanken und (nach Möglichkeit) in der vergleichenden Rechtsgeschichte anderer, zumal auch der sogenannten Natur-Völker.[1])

In solchem Sinne trug ich seit 1857 Geschichte

---

[1]) Vergl. „über die Methode der Rechtsphilosophie", „über vergleichende Rechtsgeschichte", Bausteine IV, 2. Berlin 1883.

und System der Rechtsphilosophie vor: es war eine meiner ersten Vorlesungen und es ward und blieb eine meiner erfolgreichsten in München, Würzburg, Königsberg und Breslau. Es war einer meiner hervorragendsten Schüler, der noch nach dem Abgang von der Hochschule als Doctor und Referendar die Vorlesung hörte und meinte, „nun sei ihm eigentlich erst über Recht und Stat ein Licht aufgegangen."

Gerade bei dieser Vorlesung macht sich freilich der Mangel an allgemeiner Bildung bei den preußischen Rechtshörern recht hemmend fühlbar: ich darf an geschichtlichen, philosophischen und Literatur-Kenntnissen herzlich wenig voraussetzen: Alles, was sie beim Geschichts- und Literatur- und Philosophie-Professor hätten hören sollen, bevor sie Rechtsphilosophie belegen, muß ich — in der ohnehin so knappen Zeit! — in aller Kürze und Dürftigkeit vorausschicken: weder Platons Idee noch des Aristoteles τέλος noch Spinozas Substanz, noch Kants Ding an sich, noch Hegels dialektischen Proceß kann ich als bekannt

annehmen: aber ebenso wenig die dorische Statsverfassung oder Sanct Augustin, Dante oder den Investiturstreit, oder die Wiederbelebung des Alterthums, oder die Zustände vor der französischen Revolution, oder Herder, oder Wilhelm von Humboldt, oder Jakob Grimm!

Sehr schlimm steht es auch mit der Kenntniß der neueren Sprachen! In Königsberg hat ein Bibliothekar der fünfziger und sechziger Jahre nicht nur, von spanischen zu schweigen, italienische und englische, auch französische Bücher in der deutschen Uebersetzung angeschafft. Jeden außerdeutschen Namen muß ich an die Tafel schreiben, soll er verstanden werden: sogar französisch wird nur verstanden, wenn ich es auf norddeutsch d. h. falsch ausspreche: sage ich „Jean Jaques Rousseau“, so horchen sie auf, als spräche ich von Popocatepetl, und lasse ich mir vollends einfallen, ohne Aufreidung „Blackstone commentaries on English law“ zu nennen, oder „Adam Smith Inquiry into the nature and causes of the wealth

of nations", so legen sie, entrüstet über eine solche Zumuthung, in vollem Ausstand die Feder nieder. Wenn doch der höchst wohlwollende und tief einsichtige Cultusminister, Herr Dr. von Goßler, einmal eine Halbjahresprüfung mit anhören wollte! Er würde gewiß nicht mehr für nöthig erachten, den Studenten zu sagen (in öffentlicher Rede zu Breslau): „All zu fleißig brauchen Sie nicht zu sein!" Es ist wirklich keine Gefahr. —

Ein anderer preußischer (ehemaliger) Minister hat vollends einmal in Königsberg zu den Corpsstudenten (ungefähr) gesagt: „Ich bin sehr wenig ins Colleg gegangen, bin doch Minister geworden!" Vielleicht wäre es besser gewesen, er wäre ins Colleg gegangen und nicht Minister geworden. Die Herren Corps haben solche Ermunterung gerade noch nöthig! Caeterum censeo: die Einrichtung des Studiums des Rechts, zumal auch die Referendarienprüfung muß gründlich geändert, ein Mindestmaß von allgemeiner Bildung vor dieser Prüfung gesichert werden:

der bestehende Zustand entbehrt aller Möglichkeit wissenschaftlicher, vergeistigter, verinnerlichter Durchbildung und gewährt tiefer nur handwerksmäßige („banausische“) Abrichtung, etwa durch Einpauker verstärkt und verschlechtert.

Römische Rechtsgeschichte hörte ich (Winterhalbjahr 50/51) bei Dollmann. Er gefiel mir nicht lebhaft. Er dictirte sehr viel und zwar größtentheils Auszüge aus Puchta, was ich freilich erst gegen Ende des Halbjahrs entdeckte. War auch kein Wunder, daß er im römischen Recht Eigenartiges nicht geben konnte: denn der allerdings hervorragend arbeitskräftige Mann las nicht nur Römisches Recht, auch Strafrecht, Strafverfahren und baierisch Landrecht, was ich in der Folge alles bei ihm hörte: — die Strafrechtlichen Vorlesungen spickte er bei gewissen Verbrechen mit allerlei saftigen Einsprengungen, welche von der Menge mit lautem Beifallslachen, von mir mit stiller, wahrscheinlich wenig begründeter Empörung hingenommen wurden. Uebrigens war Dollmann — eine

Säule des protestantischen Kirchenthums — ein hochverdienstliches Glied des Gesetzgebungsausschusses.

Institution hörte ich im Sommer 1851 — mit nur noch drei andern, darunter Piloty — bei einem blutjungen Privatdocentlein mit rothem Har und Bart, hellblitzenden, wunderklugen, blauen Augen und einem höchst ausdrucksvollen Mund. Es war seine erste Vorlesung. Er behandelte uns fast wie seines Gleichen, er bestieg nie den Lehrstuhl: vor der ersten Bank stand er und focht lebhaft mit den Händen und lachte vor eitel Vergnügen mir zu, wenn er sah, daß ich auch eine schwierigere Erörterung verstanden hatte. Denn er setzte scharfes Aufmerken und rasches Denken voraus: — wie sein Freund Prantl. Manchen galt er als allzu schwer verfolgbar. Aber wir vier hielten eifrig bei ihm aus und schwärmten für ihn. Am Schlusse des Halbjahrs befiel mich eine Anwandelung jenes Verzagens an der eignen Kraft (Vergl. I, S. 292), die mich noch gar oft heimsuchte, etwa wie den Max im Freischütz. Zwar hatte ich ununterbrochen

alle Vorlesungen besucht und zu Hause eifrig nachstudirt: — ich schlug jede angeführte Stelle im Corpus Juris nach und suchte sie zu verstehen: wehe dem jungen Juristen, der nicht in den ersten römisch-rechtlichen Vorlesungen deßgleichen thut: der Vortrag allein muß ihn unbefriedigt und mangelhaft unterrichtet lassen und die Meisten werden dann nie mehr vom wahren Eifer für ihre Wissenschaft erfüllt, gehen widerwillig in die „trockne" Vorlesung und entdecken nie, welche Fülle feinsten geistigen Genusses — ja, Genusses! — in dem als so langweilig verschrienen Corpus Juris und in unserer als so „öde" verlästerten Wissenschaft geborgen liegt. Auch verschlang ich gierig Puchta's Institutionen, nachdem sie der Privatdocent genannt hatte. Gleichwohl verzagte ich an meiner Reife für die weithin gefürchteten Pandekten, welche im nächsten Halbjahr bei dem unnahbar schrecklichen Arndts zu hören waren. Endlich faßte ich mir ein Herz und fragte den jungen, so freundlich lächelnden Privatdocenten, ob er mich nicht gütigst aus seiner (und

Hofrath Dollmann's) Vorlesung prüfen wolle, — lediglich behufs meiner Selbstberuhigung.

„Sie sind mein erster Prüfling! Ein Freiwilliger! Ein gutes Omen! Kommen Sie nur!"

So machte ich mich denn eines Herbstabends spät zagen Schrittes auf die Wanderung. Denn der junge Herr Doctor wohnte in Schwabing. Pochenden Herzens betrat ich das Eine höchst einfache Gelaß: ein Bett, ein Tisch, zwei Stühle, Bücher; auf dem Tisch ein Unschlittlicht in eisernem Leuchter mit Putzscheere — wiederholt „schneuzte" er das Talglicht während der Prüfung. (Lieber Gott, was mag wohl aus all' den alten Putzscheeren geworden sein? Damals so unentbehrlich und jetzt weiß mancher junge Leser wohl kaum, was eine Putzscheere war. Und die Talglichte, mit deren Talg man so hübsche blaue Funken an der Flamme erzeugen konnte! Sic transeunt lumina mundi!) Endlich sprang er auf: „Was? Ob Sie reif sind, Pandekten zu hören? Sie? Institutionen können Sie nächstens vortragen. — Aber

warten Sie damit doch noch lieber ein par Halbjahre.“ Ich hätte ihm um den Hals fallen mögen! Von Stund an war er mir ein väterlicher Freund geworden und er blieb es, trotz stark abweichender Anschauung in religiösen und statlichen Dingen.

Nach langer Trennung trafen wir uns wieder bei dem Jubelfest der Hochschule Tübingen: er als Rector (? oder doch Vertreter) der Münchener, ich als Rector der Königsberger Hochschule: ein Vierteljahrhundert lag zwischen jener Prüfung und dieser Festtafel, an der wir neben einander saßen. Sein rother und mein brauner Bart waren beide weiß geworden: aber sein blaues Auge blitzte noch immer so jugendlich hell.

„Wissen Sie noch, Dahnle, selbigs Mal die Prüfung in Schwabing?“ lachte er. „Wer weiß, ob Sie heute noch so gut bestehen würden in den Institutionen. Ich fragte Sie zuletzt nach dem zweiten Capitel der Lex Aquilia, und Sie wußten ihn,

den adstipulator! Er soll leben, der alte adjectus!" Und wir tranken einander zu. Er hatte sich ein Vierteljahrhundert seine letzte Frage gemerkt! Ich hab ihn nie wieder gesehen, das helle, kluge Auge ist erloschen. Aber mit Dank und Rührung gedenke ich für und für des jungen Privatdocentleins: es hieß Alois Brinz.

Im folgenden Halbjahr hörte ich denn also Pandekten bei dem unnahbar schrecklichen Arndts: „Jupiter optumus maxumus" nannten wir den in der Prüfung Entsetzen um sich Verbreitenden. Manche klagten über die Langweiligkeit der Pandekten im Allgemeinen und dieses Pandektesten im Besonderen. Ich durchaus nicht. Zwar lebhaft fortreißend war der ein wenig eintönig, ölig, zähflüssig dahin träufende Vortrag wahrlich nicht: und da er, im Anfang allzu langsam vorschreitend, um nur einigermaßen fertig zu werden, in den letzten sechs Wochen täglich statt zwei vier Stunden las, so war das ziemlich anstrengend. Allein mich zog das Scharfsinnige, Feine in seinen Auslegungen an und ich gewann den

Mann lieb, seine Vorlesung und auch sein Buch, das manche von uns verfluchten. Ich habe recht viel von Mann und Vortrag und Buch gelernt: dieses ward mir der sichre Grundbau meiner Kenntnisse im römischen Recht. Ich wußte es — buchstäblich — zuletzt d. h. am Tage der Abgangsprüfung auswendig: — so unzählige Male hatte ich es wieder und wieder durchgenommen und heute noch weiß ich, wo d. h. auf welchem Theil der fraglichen Seite gewisse Sätze stehen: das alte Exemplar, jetzt vierzig Jahre in meinem Dienst, sieht mit seinen zahllosen Nachträgen aus wie das Schlachtfeld von Sedan am Frühmorgen des 2. Septembers 1870. Heute noch entnehme ich dem alten Buche gern die Stellen aus dem Corpus Juris, die ich den Prüflingen vorzulegen habe. Obwohl ein gar eifriger Ultramontaner — war er doch mit Görres verschwägert (?) — wandte auch Arndts mir freundliche Neigung zu und ließ sich gern und gütig von mir über manche Fragezeichen in seinem Buche auskundschaften.

Das römische Recht — allerdings weit mehr vermöge des feuriglebendigen Vortrags von Brinz als durch den klugbedächtigen von Arndts — machte von Anfang an einen großartigen, meinen Geist gefangen nehmenden Eindruck auf mich[1]) und nicht die Vorlesungen, die ich über Deutsches Recht hörte, erst das eigene Eindringen in die germanischen Quellen, vermittelt durch Jakob Grimm und Konrad von Maurer, gewann mich für das germanische Recht mit fortreißender Begeisterung, welche nun allerdings seit vierzig Jahren anhält und nicht abnimmt, sondern immer noch steigt.

Im Sommer 1851 hörte ich Deutsche Rechtsgeschichte bei Bluntschli. Allerlei seltsame Gerüchte liefen unter uns Studenten um über den Mann, widersprechende Angaben, aus denen wir Unreifen gar

---

[1]) Ich habe daher ganz anständige römisch-rechtliche Kenntnisse, wie mir sogar Herr Amtsgenosse Schirmer in Königsberg bestätigt hat, der doch auch ziemlich δεινός und gleich ἄαπτος hierin ist.

nichts zu machen verstanden. Es hieß, er sei aus der Schweiz gewichen oder vertrieben von den Freisinnigen und von der baierischen Regierung berufen, um als ein Bollwerk der „Reaction" in München aufgerichtet zu werden: sein conservatives und kirchenfrommes Statsrecht solle in der Jugend die liberalen Neigungen, die Gedanken von 1848 bekämpfen. Lieber Gott! Wie sollte sich das doch nach wenigen Jahren anders gestalten! Richtig ist, daß der thateifrige Mann, der an Schweizer Verhältnisse gewöhnte, wohl gar gern neben oder auch an Stelle der Lehre in dem Statsleben Baierns eine handelnde Wirksamkeit entfaltet haben möchte: und wahr ist auch, daß dieser lebendige, bewegliche Geist manche Wandelung durchgemacht hat: — jedesfalls stets in ehrlichster Ueberzeugung: ich trat ihm später, wie wir sehen werden, näher. Zunächst aber lernte ich ihn nur auf dem Lehrstuhl kennen: hatte man sich an das anfangs befremdende, stark ausgeprägte Schweizerisch gewöhnt, das er, wie sein Landsmann und Parteigegner Keller,

auch in der Vorlesung zu verleugnen nicht vermochte — die rauhen Kehllaute, das deutsche „V o l e c k" und ein seltsam schwerflüssiges Französisch (den D é t a l = Detail), so mußte man dem musterhaft klaren, trefflich gegliederten, ein wenig langsam schreitenden, ruhigen und deßhalb beruhigend, überzeugend wirkenden Vortrag Bewunderung zollen: ich habe mich in der Folge bemüht, wenigstens die klare, feste Gliederung des Stoffes in freier Rede ihm nach zu bilden. Indeß die an sich so wichtige Vorlesung machte mir ihrem Inhalt nach nicht den Eindruck, den „Deutsche Rechtsgeschichte" machen soll: es war gewiß zum größeren Theil meine Schuld: ich verlangte gierig nach mehr Stoff, nach mehr Einzelheiten, nach mehr Anschaulichkeit, nach tieferem Einblick in die gleichzeitigen geschichtlichen, Bildungs- und Wirthschaftszustände der fraglichen Zeiten (wie gerne hätt' ich Näheres von den Lazzen, Läten, Liten gehört!); ich erhielt zu viel Allgemeinheiten, zu wenig Besonderes für meine Neigung. Zum Theil jedoch mag wohl auch wirklich der Mann,

der eine treffliche Rechtsgeschichte von Zürich verfaßt hatte (meines Erachtens sein werthvollstes Werk), von der übrigen Deutschen — germanischen — Geschichte, zumal auch der Wirthschaftsgeschichte, damals (1851) noch nicht so viel Stoff im Einzelnen beherrscht haben als ich verlangte.

Dagegen hoch bedeutend war die Einwirkung, welche im Winterhalbjahr 1851/52 Bluntschli's Vorlesung über „allgemeines Statsrecht" übte, zumal da ich alsbald sein Lehrbuch zur Ergänzung des Vortrags heranzog und nun die umfangreichen hier angeführten Quellen und Literaturangaben mit regstem Eifer planmäßig nach der Zeitfolge durchforschte. Platon und Aristoteles waren mir schon von Prantl her bekannt: die Flachheit des widerspruchvollen Allerlei bei Cicero, seine Unselbständigkeit gegenüber der Stoa hatte ich bald durchschaut. Aber nun beschäftigte mich gar lange die Geschichte der Statslehren im Mittelalter und in der Zeit der Wiedergeburt des Alterthums, der Reformation und dann — ganz besonders — der

englischen Revolution. In Sanct Augustins „Gottesreich" fand ich damals schon den Schlüssel der mittelalterlichen Auffassung des Verhältnisses von Recht, Sittlichkeit und Religion, von Stat und Kirche: daher die Herabwürdigung des Rechts zu einem bloßen Mittel zum Zweck der ausschließend religiösen Sittlichkeit, des States als eines in Folge des Sündenfalles nothwendigen Uebels, das sich zur Kirche wie Erde zum Himmel, wie Fleisch zu Geist, wie Sünde zu Sündlosigkeit verhält: daher denn auch das Recht, wie es durch die Sünde d. h. den Teufel in die Welt gekommen, dereinst untergehen wird simul cum diabolo. Wie weiland Karl den Großen beschäftigte mich dieses Buch Tag und Nacht: — aber mit anderem Erfolg als bei dem frommen Helden, dessen Sachsenschlächtereien gerade dies Werk zu verantworten hat, ohne Frage eines der genialsten und schädlichsten, die je geschrieben wurden. Aus den späteren Jahrhunderten zogen mich zumal Dante, Occam, dann, wie bemerkt, die englischen Statsphilosophen und

Publicisten des XVII. und XVIII. Jahrhunderts an — ich habe viele derselben später in dem Statswörterbuch von Bluntschli und Brater dargestellt[1]) — dann aber auch Hugo Grotius, Pufendorf, Thomasius, Hombergk zu Vach: von den Franzosen studirte ich Montesquieu schon damals scharf genug, um seine argen Mißverständnisse der englischen Verfassung zu erkennen, und höchlich ergetzte ich mich an Burke, wie er den großen Professor der Eitelkeit, Jean Jaques Rousseau, zerfleischte, dessen Unwahrheit und Unnatur (in der steten Verherrlichung des Naturstandes!) mich von Anbeginn abgestoßen hatte. Damals drang ich auch schon durch zu Herder und Wilhelm von Humboldt, zu von Savigny und Karl Friedrich Eichhorn, als den Begründern der geschichtlichen Schule: mein herrlicher Meister Jakob Grimm, der (für die Wissenschaft) neben Prantl den größten Einfluß auf mich geübt, blieb mir aber noch unbekannt.

---

[1]) S. jetzt rechtsphilosophische Studien. Bausteine IV. 1. (Berlin 1883.)

Bluntschli's Vortrag selbst wirkte auf diesem Gebiet, das ihn ungleich mehr als das rein rechtsgeschichtliche anzog, viel lebendiger, anregender: war er doch, nach Schweizer Sitte, vor Allem eifrig, seine wissenschaftlichen und statlichen Ueberzeugungen durch unmittelbares Eingreifen in das Statsleben zu bethätigen. Neben dieser auf die brennenden Fragen der Gegenwart und die Verwirklichung seiner Grundsätze gerichteten Thätigkeit beschäftigte im seltsamen Gegensatz den vielseitig Begabten schon damals und später immer anwachsend eine ziemlich „mystisch" gefärbte Gottes- und Weltweisheit — die Rohmer'schen Vorstellungen — für die er später auch Johannes Huber und mich zu gewinnen sich — sonder Erfolg — bemühte: der Sinn für das Geschichtliche, Rechtsgeschichtliche trat dahinter zurück: leider! Denn — ich wiederhole — jene frühe Arbeit über Zürich bekundete seinen hervorragenden Beruf hiefür.

Und auch an seinem Vortrag und seinem Buch

wirkte am meisten befruchtend auf uns nicht, was er wahrscheinlich für das Werthvollste davon hielt: nicht seine damals schon — für uns selbstverständlich nicht durchschaubar — von Rohmer beherrschten — allgemeinen Lehren (z. B. vom Verhältniß des States zur Kirche = Mann: Weib) und abgezogenen Grundsätze, sondern die reiche Fülle von Stoff, welche er uns in einer Art vergleichender Geschichte der Verfassungen von den altorientalischen Herrscherschaften an bis auf die Neuzeit bot. Mag Manches davon — denn wer hätte (vollends vor 40 Jahren!) vermocht all diese Dinge quellenmäßig zu beherrschen! — nur aus Uebersetzungen und aus der Literatur geschöpft gewesen sein, — es genügte, die Begabteren und Eifrigeren unter uns zu eigenem Forschen anzuregen: viel mehr denn solche Anregung wird man von dem Hochschullehrer — abgesehen von Uebungen im Seminar! — nicht verlangen dürfen. Und die klare, ruhige, sichere Weise des Vortrags war geradezu musterhaft.

Außerdem hörte ich in jenem Winterhalbjahr

Volkswirthschaftslehre und Finanzwissenschaft bei dem Statsrath von Hermann. Diese Vorlesungen öffneten mir den Blick in Gebiete, von deren Vorhandensein in dem Weltall ich bis dahin gar keine Ahnung gehabt hatte.

Es ist hier der Ort daran zu erinnern, wie stark doch der Beruf, der Stand der Aeltern auf die Vorbildung des Knaben und Jünglings, außer der Schule, auf dessen Gedankenrichtung einwirkt; der Sohn des praktischen Juristen, des Anwalts, des Beamten, wie viel von statlichen, rechtlichen, der Sohn des Kaufmanns, wie viel von wirthschaftlichen Dingen lernt er schon aus den Tischgesprächen des Vaters und der Hausfreunde Unterhaltung! In meinem Aelternhause war von solchen Sachen nie die Rede gewesen. Capital, Wettbewerb, unmittelbare, mittelbare Steuern, Einkommen, Lohn, Herstellungskosten, Unternehmergewinn: — ich hatte nie davon gehört, nie darüber nachgedacht, woher die Aeltern und ich ihren Lebensunterhalt gewannen!

Ach Gott, das schöne Haus, der liebe Garten und daß wir darin lebten, das schien mir so selbstverständlich und die Fortdauer dieses gedeihlichen Zustandes so sicher, so oberhalb jeder Frage stehend, wie daß der Himmel sich über der Erde wölbe und nicht eines Tages einstürze: die Vernichtung dieses Gefühls, die Furcht, daß Alles zusammenbrechen könne, nachdem das Aelternhaus versunken und verdämmert, war daher die grausamste Wirkung jenes Sturzes gewesen. — —

Ich erinnere mich, daß ich nur einmal, als davon die Rede gewesen, Bekannte von uns hätten ihr Vermögen verloren und müßten nun gar eingeschränkt leben, fragte, wovon denn eigentlich die Aeltern, ich, Jakob, Toni, der Schimmel, Hanni und Herr von Zwack lebten? Ich erhielt die Antwort, so oft die Aeltern im Theater gespielt hätten, falle hinten aus dem Wolkenvorhang ein Sechser herunter, woraus die Mahnung gefolgert ward, ich müsse nun doch einsehen, wie nothwendig es sei, daß die Aeltern

abends so oft ins Theater gingen, womit ich, trotz der unterhaltenden Gruselgeschichten der Toni, doch wenig zufrieden war! Mit solchen volkswirthschaftlichen Vorkenntnissen ausgerüstet bezog ich die Hochschule, der ich die Schauspiele Schillers großentheils auswendig wußte!

Ich machte große Augen, als ich zuerst in „Walhall“ (s. unten!) von reiferen oder mehr auf diese Dinge gerichteten Genossen von den Vorzügen der mittelbaren Steuern, von Gebühr und Aufschlag, von Betriebscapital und andern Wunderdingen vernahm: es war zumal mein lieber Freund Franz Freiherr von Godin, später Notar zu Aibling, der mich ganz einschüchterte durch seine Vertrautheit mit Begriffen, die mir fremd waren wie chaldäisch. In unsern Ritterspielen war das Wirthschaftliche so einfach gewesen! Abgesehen von den durch Gewohnheitsrecht hergebrachten Toni'schen Butterbröden hatte der Krieg den Krieg ernähren müssen d. h. die in den vom Feinde besetzten Gartentheilen erbeuteten Früchte und

Gewächse jeder Art vom Pfirsich bis zur gelben Rübe, ja dem sonst am Tisch der Aeltern verschmähten, hier aber aus Bosheit oder Siegeslust roh gegessnen Sauerampfer dienten zur Verpflegung der Helden.

Die ersten par Stunden bei Hermann erschlossen mir nun eine neue Welt von Begriffen, von Bedürfnissen, von Reiche durchschütternden, oft zerstörenden Kämpfen.

Der Mann war ein Genie und einer der unwiderstehlichsten Redner, die ich je gehört. Zwar sprach er viel zu rasch für den Lehrzweck: sein Vortrag, mit I II III, 1 2 3, a b c, α β γ, streng eingetheilt, war darauf berechnet, nachgeschrieben zu werden: allein er sprach so furchtbar rasch — ohne je ein einzig Mal sich zu versprechen oder zu verbessern oder aus dem Satzbau zu fallen, — daß es nur bei der alleräußersten geistigen und leiblichen Anstrengung durchführbar war, ihm zu folgen. Er las von zwei bis vier, also unmittelbar nach unserem Mittagessen, im Winter in einem maßlos überheizten Sal. (I wonder, giebt

es einen Hörsal an einer deutschen Hochschule, der nicht überheizt ist?) vor etwa 200 Hörern. Es war die müheschwerste Leistung, ihm nachzukommen. Aber wir kamen ihm nach, buchstäblich im Schweiß unseres Angesichtes! Sehr drollig wirkte, wie ein biederer Schwabe, der erst, als wir andern schon 14 Tage unter dieser Götterverhängten Drangsal unglaublich gelitten, vorn auf der ersten Bank sich einfand, am Schluß eines Satzes — Hermann machte langen Halt zwischen wichtigen Gedankenabschnitten, und dann herrschte lautlose Stille im weiten, dichtgedrängten Sal — im Vertrauen darauf, die gewaltig dröhnende Stimme werde noch fort dröhnen, in komischer Verzweiflung ausrief: „Des ischt an Onsinn! Da ka me net nachschreibe."

Jedes Wort dieses Zornrufs ward im ganzen Raum verstanden, von Hermann und uns Allen. Hermann zuerst brach in ein schallendes Gelächter aus und wir alle desgleichen.

Der ganz hervorragende Mann war also vor allem

ein Redner ersten Ranges: ein „debater“ im Sinne der großen englischen Parlamentsredner, eines Pitt, Fox, Burke: geistsprühend (wirklichen Geist, nicht geistreiche Unrichtigkeiten), voll von Humor und auch von scharf ätzendem Witz.

Seine Vorträge und seine meisterhaften „stats-wissenschaftlichen Untersuchungen“ wurden die bleibenden Grundlagen meines Denkens auf all diesen Gebieten bis heute: in Urheberrecht, in Patentwesen, in der Lehre von den Steuern und vielen andern Dingen. Aber mehr: aus seinen Lehren schöpfte ich — obzwar er es nicht aussprach und, seltsam genug, auch nie einer meiner juristischen, geschichtlichen, philosophischen Lehrer — selbständig — (und das „fluscht“ immer am fruchtreichsten) die Erkenntniß, daß der Wirthschaftszustand eines Volkes und einer Zeit jener Lebensinhalt ist, der sich seine Lebensform d. h. das ganze Vermögensrecht und zu gutem Theil Erbrecht und Familienrecht bestimmend gestaltet: die richtige Erkenntniß des altrömischen und des spätrömischen

Rechts, des Rechts der Germanen vor, während und nach der sogenannten Völkerwanderung, des Mittelalters vor der Blüthe der Städte, dann der Städte beruht auf der richtigen Erkenntniß des zu Grunde liegenden Wirthschaftslebens. Ja, auf diesem Wege gelangte ich zu der Entdeckung, daß die allmälig beginnende Seßhaftigkeit und der nun ertragreichere Ackerbau der Germanen (an Stelle der früheren im Umherziehen betriebenen Viehzucht mit unstäter Feldbestellung) die Uebervölkerung herbeiführte, und diese die großartigen sechs Jahrhunderte füllenden Bewegungen (von 120 v. Chr. — 568 n. Chr.), welche man die Völkerwanderung nennt.

Hermann hat von beiden Gedanken keine Ahnung gehabt, ich habe sie selbst neu aus seinen — ganz anders gearteten, auf diese Dinge gar nicht gerichteten — Mittheilungen gewonnen: das ist die Aufgabe und das Erkennungsmal eines guten Lehrvortrags! Zu jener Entdeckung einer der Hauptursachen der „Völkerwanderung“ gelangte ich freilich aber

auch nur dadurch, daß ich alsbald erkannte, wie nicht die Betrachtung der Rechtsquellen eines Volkes und einer Zeit allein, nur die möglichst umfassende und erschöpfende Verwerthung auch aller geschichtlichen Quellen im weitesten Sinn (nicht blos politische, auch Bildungsgeschichte, Götterglauben, Sitte, selbst Sprache, zumal aber Wirthschaftszustände), lebendige Auffassung, klaren Einblick in den Zusammenhang der Geschehnisse und der Gestaltungen auch auf dem Rechtsgebiet gewährt.

Hätte ich mir z. B. nicht die Mühe genommen, alle Zahlenangaben der Römer und Griechen über germanische Völker und Heere durch sieben Jahrhunderte und die seit Cäsar, Strabo, Tacitus bis Ammian und Prokop immer steigenden furchterfüllten Klagen über die unerschöpflich nach den stärksten Verlusten aus den dunkeln Wäldern hervorquellende Vermehrung des keuschen und darum so fruchtbaren Volkes aufzuzeichnen, — ich wäre aus den Rechtsquellen allein trotz der Hermann'schen Anregung für Beach-

tung der Volkswirthschaftsgeschichte zu jenem Ergebniß nimmermehr gelangt.

Vielleicht fragt der Leser: warum hat der junge Herr, der so früh und so lange mit Bohnenstangen Weltgeschichte spielte, nicht neben philosophischen und juristischen auch Geschichtsvorträge in München gehört?

O lieber Leser, wir stehen vor dem Jahre 1853: da gab es in München ohne Frage mehrere recht sehr gelehrte Herren, welche Geschichte, zumal baierische, vortrugen: aber, aber! Diese Herren, meist gar alt, — nun, ich will nur sagen — sie zogen nicht an durch ihre Vorträge. Einen nannten wir den „Ha-Eichner" (aber der Name war anders als „Eichner", ich nenne ihn nicht), weil er nach jedem Satztheil, ja oft nach jedem Hauptwort Ha sagte, und dann — geraume Zeit schwieg!

Und dann hat man es König Max II. verdacht, daß er in diesen Teich bemoster Karpfen einen Hecht setzte, der allerdings an Scharf- und Vielzähnigkeit

und raschem Eiferwillen, hiervon Gebrauch zu machen, zu wünschen wenig übrig ließ. Aber von diesem streitbaren Fische später bei den „Königen der Germanen".

Im Sommerhalbjahr 1852 hörte ich nun also auch, wie gesagt, Pandekten bei Arndts: die Vorlesung war mehr gefürchtet als geliebt: zwölfstündig ward sie — mit Ausschluß des Erbrechtes — gehalten und dennoch und obgleich der Mann obenein nach seinem Lehrbuch las, ward er nie auch nur im Entferntesten fertig: er legte in dem letzten Theil des Sommers wöchentlich noch gar viele Stunden zu und trotz alledem gelangten wir über den allgemeinen Theil des Forderungsrechts nicht hinaus! Das ist nun allerdings nicht zu entschuldigen: bei einer Vorlesung, die man zum ersten Male hält, kann es wohl begegnen, daß man Stoff und Zeit nicht ganz richtig abwägt: allein schon bei dem zweiten Mal sollte das nicht mehr vorkommen. Ich bin in nun sechs und sechzig Halbjahren noch in jeder Vorlesung fertig geworden (— ausgenommen im

Winter vorigen Jahres, da mich die Krankheit zwang, um Weihnachten zu schließen —), weil ich mir einfach nach jeder Stunde anmerke, wie weit ich gekommen bin, also im folgenden Jahre leicht erkennen kann, ob ich ausführlich bleiben darf oder kürzen muß. Allein abgesehen von diesem Tadel war an der Vorlesung von Arndts wahrlich nichts auszusetzen: der Scharfsinn des Mannes, die Feinheit der Unterscheidungen zogen mich lebhaft an, zumal aber die begeisterte Liebe zu seinem theueren römischen Recht, das ich durchaus nicht „trocken" fand. Im Gegentheil: diese stahlharten, aber auch stahlgeschmeidigen Begriffe, der Triumph der schärfsten Logik in der Begründung der Entscheidungen: — all das reizte mich und erfüllte mich mit Bewunderung. Ohne Zweifel enthält das Recht der römischen Juristen eine der allerhervorragendsten Leistungen des menschlichen Geistes. Ich las recht viel im Corpus Juris, schlug alle — es sind unglaublich viele! — in dem Lehrbuch von Arndts angeführten Stellen nach und trieb auch daneben mit Andern, so mit Piloty

in München, dann mit ihm und Freund Meinecke in Berlin (s. unten) eifrig Corpus Juris: gar gründlich haben wir die Titel pro socio XVII 2. und de actionibus emti ventiti XIX 1. durchgenommen, was mir noch jetzt in der Vorlesung über Handelsrecht gut zu Statten kommt.

Obwohl die zwei — zuletzt drei und vier — Stunden Pandekten hintereinander im heißen Juli recht anstrengten, versäumte ich, wie überhaupt nie im Leben, auch bei Arndts keine Stunde, so wenig wie eine der zehn Nachmittagsstunden von zwei bis vier im dichtgedrängten Sal bei Hermann.

Außer den Pandekten hörte ich im Sommer 1852 Strafrecht bei Dollmann: diese Vorlesung stand viel höher als die über römische Rechtsgeschichte: alles Praktisch-Dogmatische darin zeichnete sich durch Klarheit und Bestimmtheit aus; freilich hatte ich den Eindruck, daß nach der geschichtlichen und zumal nach der philosophischen Seite hin Vertiefteres hätte geboten werden können: allein der Mann, der sich ja um die

damalige Gesetzgebung in Baiern schwer wiegende Verdienste erworben, war eben durchaus nicht auf Geschichte oder gar Philosophie, war nur auf das Praktische gerichtet. Hierfür gewährten sowohl seine Vorlesungen über Strafrecht und Strafverfahren, sowie die über baierisch Landrecht, welche ich später hörte, zumal aber seine Uebungen mit schriftlichen Arbeiten vortreffliche Schulung.

III.

Aber, wird der geneigte Leser vielleicht weiter fragen, füllten denn nun Vorlesungen und wissenschaftliche Arbeit und Versemacherei die ganze Zeit des Siebzehn- bis Achtzehnjährigen aus? Was lernte der junge Student vom Studentenleben kennen?

Nicht eben viel, lieber Leser. Und das kam so:

In dem letzten Gymnasialjahre hatte die krankhafte Ueberfeinerung des sittlichen Zartgefühls, der Widerwille auch gegen berechtigte Aeußerungen jugendlicher Lebensfreude schon ein schlimmes Uebermaß erreicht. Ich verkehrte nur noch mit Engert und Greiß. Engert, ernst, fast düster, in härtester Arbeit schwer ringend, Greiß, kränkelnd, schwächlich, überzart, einem frühen Tod entgegen welkend, beide höchst ehrgeizig, stimmten völlig mit meinen krankhaften Neigungen

überein. Wir schlossen uns auf das Innigste aneinander und — von den Andern ab. Die Ritterspiele hatten aufgehört: mir war, Angesichts des unser Haus immer näher bedrohenden Schlages, schon lange die Lust am Fabuliren und auch am Fechten vergangen. War die Arbeit gethan, grübelten wir, „philosophirten", schalten auf die Rohheit der Andern. Im letzten Sommerhalbjahr unserer Gymnasialzeit fand ein gemeinsamer Spaziergang der Classe statt: Isaraufwärts nach Grünwald: wir drei konnten nicht, wie wir am Liebsten gethan, uns ausschließen: wir trösteten uns damit, daß wir drei uns stets allein und zusammen halten würden. Durch Zufälle wurden dann Engert und Greiß zu Hause festgehalten, ich mußte allein mit gehen. Am späten Abend schrieb ich unter strömenden Thränen in mein Tagebuch: „ich komme mir wie entweiht vor. Ich habe einen Tag mit wilden Thieren, mit dem Abschaum der Rohheit zubringen müssen." Und — schließlich — was war geschehen? — Einige hatten heimlich Cigarren ge-

raucht, — allerdings mit unerfreulichen Erfolgen! — eine große Zahl hatte über den Durst getrunken und zuletzt hatten sie alle Studentenlieder freilich mehr gebrüllt als gesungen. Das hatte genügt, mich in gelinde Verzweiflung zu treiben. So arg überreizt war mein „Zartgefühl", richtiger meine krankhafte Ueberfeinerung.

Bei dem Uebertritt in die Universität, in der traurigsten Zeit (I, S. 298), gerieth ich nun obenein in volle Vereinsamung.

Julius war gestorben, Engert, der wie ein Berserker Naturwissenschaft und Medicin studirte, sah ich nur in der Vorlesung bei Prantl und bei einer alsbald zu nennenden Gelegenheit, der Zenger Gustel war „Schwabe", der Monten Gustel „Franke" geworden, also für mich verloren.

Denn gegen die Corps, die Burschenschaften und alle Farbenverbindungen hatte ich — natürlich! — die äußerste Abneigung: hier fand ich jene mir tief verhaßte „Rohheit" in üppigster und lärmendster Auf-

dringlichkeit: am Besten gefiel mir selbstverständlich an dem ganzen Treiben das Fechten. Das brauchte ich aber wahrlich nicht erst zu lernen! Ich focht mit dem Degen viel besser als alle Studenten Münchens, mit dem krummen Säbel ganz wacker und das plumpe „Holzen“ mit dem Schläger verachtete ich (in der Fechtstunde beim alten Gruber war ich [wie schon früher geprahlt, aber ich sage es noch einmal, weil es mich gar so freut!] weitaus der erste Rapier-fechter).

Allein nun all das Andere! Ich trank (und trinke) sehr gerne Bier und Wein und Alles, was gut ist: — aber trinken müssen! Auf Befehl! Mehr als mit Gesundheit und feiner Sitte verträglich! Jeden Abend mit denselben keineswegs von mir ausgesuchten Burschen zusammensitzen, in Kommen und Gehen dem Befehl eines vielleicht sehr albernen wenig ältern Knaben gehorchen, die freie Verfügung über die Zeit zum Arbeiten, zum Grübeln, zum Dichten verlieren: seine Eigenart unter den Zwang von geistig gleich oder

auch wohl tiefer Stehenden stellen! Mit bunten Kappen und Bändern auffallend durch die Straßen fahren oder „bummeln“ (ich hörte dies Wort spät und fragte ganz erstaunt, was es bedeute? zu heiterem Lächeln der Sachverständigen) und die Ehrenpflicht wissenschaftlicher Arbeit den eingebildeten Pflichten des Kneipens opfern und alberner Ueberkommenheiten: — schauderhaft! —

Ich habe nun hiermit das Uebertriebene in meiner damaligen Abneigung gegen all dies Farbenwesen — wahrlich ohne mich zu schonen! — aufgedeckt. Das war damals zu weit gegangen.

Nun muß ich aber doch beifügen, daß ich — nach vierzig Jahren reichster Erfahrung als Student und als Lehrer — dieses ganze Wesen: Corps, Burschenschaften, andere Farbenverbindungen grundsätzlich — ehrenwerthe Ausnahmen vorbehalten! — heute noch ganz ebenso verwerfe wie damals, aus sittlichen, aus geistigen, aus erziehlichen, aus Gesundheitsgründen. Ich weiß, daß ich durch die

nun folgende Ausführung den heftigsten Widerspruch der alten und der jungen Farbigen heraus fordere: aber hier heißt es „Farbe bekennen gegen die Farben".

Der Schaden, den diese Dinge an unseren Hochschulen — und in den darauf folgenden Lebensstellungen! — anrichten, ist zu schwer und die Sache geht mich als Lehrer und als Deutschen zu nah an, als daß ich schweigen dürfte, mag der gereizte Widerspruch, die Verstimmung bis in die höchsten Stellen d. h. in Fürstenhäuser und in Ministerien hinauf noch so lebhaft werden: ich weiß es genau, aber ich kann nicht helfen! Es muß heraus! Ich habe meine Ueberzeugung noch nie verleugnet und mir durch deren offne Verfechtung vom 18. bis ins 56. Jahr schon sehr oft „geschadet": aber jenes andere — „kluge" — Benehmen ist doch recht erbärmlich („wer die Wahrheit kennet und saget sie nicht" u. s. w.).

Ich nehme von meiner Verurtheilung aus die Burschenschaften bis zum Jahre 1871: sie hatten den idealen Zweck der Herstellung des Deutsches States

und des Rechts-States, und dieser ideale Zweck, dieser wirkliche, sittliche und geistige Gehalt überwog und überwiegt in meinen Augen was an sonstigem mir nicht Gefallenden drum und dran hing, was sie ja großentheils mit den Corps, Landsmannschaften und anderen Farbenverbindungen gemein hatten. Allerdings sollen Studenten studiren, nicht politisiren: allein das gilt nur unter gesunden Verhältnissen: unter den unerträglich ungesunden der damaligen deutschen Zerrissenheit, Ohnmacht und Rechtlosigkeit muß man ausnahmsweise die Berechtigung politisirender Studenten anerkennen, und hätte ich 1850—54 von der Deutschen Burschenschaft irgend Genaueres gewußt: — ich wäre wohl beigetreten trotz Farben und trotz Trinkzwangs.

Aber mit Herstellung des Reiches 1871 hätten sich die Burschenschaften auflösen sollen: ob damals eine Neugestaltung unter Festhaltung des Gedankens: Pflege des Deutschthums, Pflege der Reichstreue angemessen war, — ob nicht Zeiten kommen können,

da eine Wiederbelebung studentischer Verbände zu solchen Zwecken ersprießlich werden mag: — das will ich beides nicht verneinen.

In dem „Verein Deutscher Studenten“ liegt hiefür ein Kern: nur sollte das Deutschthum nicht allein oder doch nicht vor Allem in dem Ausschluß von Juden gesucht werden!

In den Corps u. s. w. dagegen vermochte und vermag ich für das XIX. Jahrhundert [1]) die Daseinsberechtigung nicht zu erkennen: die etwaigen Vortheile sehr zweifeligen Werthes kommen gegen die zweifellosen schweren Nachtheile nicht in Betracht.

Am wenigsten (in Wahrheit: nichts) hab' ich gegen die studentischen Zweikämpfe einzuwenden. Der Student soll fechten lernen: — aber nicht nur Fechten, am mindesten blos das ziemlich plumpe

---

[1]) Anders steht die Sache in früherer Zeit, geschichtlich betrachtet, im Zusammenhang mit Bursen, mit dem Zusammenhalten der Stammgenossen in der Fremde, an auswärtigen Hochschulen.

Hiebfechten — auch Schießen, Reiten, Jagen, Schwimmen, Turnen, Spiele jeder Art nach Sitte der Engländer und Amerikaner.

Vor einigen Jahren wollte ein ehemaliger Student der Albertina, der sich als Arzt in Amerika ein Vermögen erworben, eine höchst stattliche Stiftung für die Hochschule Königsberg begründen, eine Art Clubhaus, in welchem Baden, Schwimmen, Fechten jeder Art, Reiten, Turnen, Spielen getrieben werden sollte: auf das Eifrigste unterstützte ich sein schönes, dankwürdiges Vorhaben: es scheiterte (zunächst)! Nicht ohne daß ehemalige Corpsstudenten, die jetzt freilich keine bunten Kappen mehr tragen, ihre Lauwarmheit dagegen an den Tag legten. Dergleichen darf nämlich nur von den Corps und für die Corps geschehen! (Eben lese ich mit Befriedigung, daß nun — endlich — nachdem fünf Jahre darüber verstrichen sind, in der That der Ausführung „näher getreten" wird. —)

Also: der Student soll fechten: und wenn nun die jungen Leute nicht blos Schule fechten, sondern auch

einmal Ernst machen wollen, — das Unglück ist so groß nicht: vorausgesetzt, daß es ein Waffenspiel bleibt, nicht ein Leben oder Gesundheit ernsthaft bedrohender Kampf wird. Ich trete dem Studentischen Kampf also gewiß nicht philiströs gegenüber: obwohl heutzutage schon die allgemeine Wehrpflicht vor Verweichlichung schützt und obwohl ich tätowirte Gesichter bei Mohikanern lieber lese als bei Deutschen sehe. Mancher Unfug, der mit den scharfen „Mensuren" zusammen hängt, kann und soll beseitigt werden, das Fechten selbst mag ich den „Jungens" nicht nehmen: unsere Gefechte bei'm Ritterspielen waren viel, viel gefährlicher als die landläufigen Schlägergänge. Aber sie sollen auch fechten lernen, nicht blos holzen: auch pariren sollen sie lernen, nicht, wie es jetzt zumal in Norddeutschland Unsitte geworden ist, „mit dem Gesicht" pariren! Es darauf anlegen, so bald und so oft als möglich einen Schmiß davon zu tragen, nur um zu zeigen, daß man, ohne zu zucken, den Stahl des Gegners erwarten kann! Als ob die Aufgabe des Kampfes

wäre, Verwundung zu suchen! Sie können ja meist gar nicht mehr „fechten", nur dreschen und „hinhalten".

Aber durchaus verwerflich ist der Trink-, überhaupt der Kneip-Zwang.

Wie viele junge Leben werden dieser unfläthigen Unsitte hingeopfert! Welcher Unsinn, Vergnügen und Durst zu befehlen! Oder vielmehr in „der akademischen Freiheit" jemand zwingen, sich allabendlich in vorgeschriebener Weise zu „vergnügen", stets mit denselben nicht selbst ausgesuchten Menschen vorgeschriebene Lieder zu „singen"(?), mehr erstickenden Tabaksqualm und mehr Bier zu verschlucken als die Gesundheit erträgt. Eine Folter ist das und eine Herabwürdigung, kein menschenwürdiges Vergnügen.

Zu der regelmäßigen Abendkneipe (die oft vor 12 nicht schließen darf) tritt dann die ganz nichtsnutzige, höchst verderbliche Unsitte des Frühschoppens. Dies war zu unserer Studentenzeit in Süddeutschland unbekannt. Nicht oft stimme ich mit Excellenz von Windthorst überein: aber in der Verwerfung dieser

Pest für Magen und Fleiß stimme ich ihm aus voller Seele zu. Nach dem Frühschoppen kann nach Mittag nicht mehr gearbeitet werden.

Aber — in empörendster Umkehrung der Begriffe von Pflicht und Pflichtverletzung — wird ja oft die fleißige Arbeit überhaupt als unverträglich mit der Corpspflicht und der „Ehre", oder doch der Commentmäßigkeit, eines flotten Burschen verworfen.

Dies führt von selbst zu dem Haupteinwand gegen alle Farbenverbindungen: die Farbenstudenten — Corps, Burschenschaften, andere Farbenverbände in gleichem Maße — sind ohne Zweifel die schlechtesten d. h. faulsten, und das heißt also pflichtlosesten von allen Studenten: sie besuchen die Vorlesungen am wenigsten, sie studiren zu Hause am wenigsten, sie verbummeln die meisten Halbjahre, sie bedienen sich am häufigsten der schmählichen „Einpauker", die man wie die Wucherer bestrafen sollte, und sie machen die elendesten Referendarienprüfungen: kurz, sie verletzen in allen Dingen am gröblichsten und am

häufigsten die erste Pflicht des Studenten d. h. zu studiren. Was aber ist wahre Ehre? Strengste Pflichterfüllung. Das ist eben das tief Unsittliche, das Gefährliche in diesem Treiben, daß der Einzelne oder der Verband rein willkürlich seine Ehre in dies oder jenes verlegen zu dürfen glaubt: — das zerstört die Substanz der objectiven Sittlichkeit: — da giebt es für die Subjectivität gar keine Schranke mehr: danach kann einer seine „Ehre" ebensogut darein setzen, jeden Begegnenden anzurempeln, wie darein, möglichst viele Schmisse davon zu tragen: Kraft und Muth, die in einem schönen, aber irregeleiteten Ehrgefühl hierin verpufft werden, gehen für die Volksseele werthlos verloren: ja, jeder Einzelne verlernt es, seine Ehre darin zu suchen, worin allein sie besteht: in selbstverleugnender Pflichterfüllung, in Unterordnung unter ein höheres Ganzes d. h. Familie, Hochschule, Vaterland: denn nicht ein Haufe gleichbebänderter Gesellen ist das „höhere Ganze", sondern die Hochschule. Dieser gehört der Student von Rechts- und von Pflichtwegen an:

dieser Verband schreibt ihm seine Pflichten vor und gewährt ihm wahrhaft werthvolle Rechte. Allein an der Unterordnung unter diesen Pflichtverband fehlt es vor allem den Corps: wie ihnen die Frühschoppenpflicht der Vorlesungspflicht vorgeht, so erblicken sie auch nicht in dem Verband der Hochschule, nur in ihren Corps das dem Einzelnen übergeordnete Ganze. Daher verweigern sie meist jedem Studentenausschuß die Anerkennung als Vertreter der Studentenschaft, der nicht nach ihren maßlosen Ansprüchen zusammengesetzt ist: sie verweigern bei Fackelzügen — bei dem Begräbniß eines allgemein beliebten Lehrers — u. s. w. die Mitwirkung, werden ihre Forderungen betreffs der Zugordnung nicht erfüllt: sie muthen auch den akademischen Behörden den Satz arger Ueberhebung zu: „nur die Corps bilden die Studentenschaft.“ Und leider! Professor und Universitätsrichter sind nicht immer fest genug, dem zu wehren: — trugen sie doch oft früher die gleichen Kappen wie die jungen Rechtsbrecher. Ich habe in Würz-

burg als Senator und in Königsberg als Prorector diese Anmaßung mit Erfolg zurückgewiesen und den Herren, die zuletzt folgerichtig den Satz aufstellten: „nun ja, wir sind im Wesentlichen die Studenten", erwidert: „nein, meine Herren, gerade Sie sind es im Wesentlichen am wenigsten, denn Sie studiren am wenigsten."

Das war früher besser. In München gab es Corps, welche darauf hielten, daß ihre Glieder die Vorlesungen fleißig besuchten: so die Isaren, die Schwaben, die Pfälzer. Auch heute noch kommt das vor und ist gar löblich. Aber heute giebt es umgekehrt auch Farbenverbände, in welchen es als „nichtcommentmäßig" gilt, in die Vorlesungen zu gehen! Es wird der Besuch der Vorlesung als „unfein" bezeichnet. Der Frühschoppen wird so gelegt, daß von 11—1 keine Vorlesung besucht werden kann, nach Mittag darf nicht in die Vorlesung gegangen werden wegen Cafezwangs, Abends wegen Kneipzwangs. Mit der größten Ruhe erklären diese Herren dem

Professor, sie können nicht in die Vorlesung, sie müssen zu dem Frühschoppen gehen.

In Breslau kam mir einmal ein Schwarm Farbenstudenten gerade vor der Universität entgegen, wie ich — um 11 Uhr — hinein trat, Uebung zu halten: mehrere davon hatten die Uebung „belegt" (damit bei der Meldung zur Prüfung dieses Zeichen besonderen Fleißes nicht fehle!): ich sprach Einen von ihnen, der mir von seinem Vater zu sorgfältiger Leitung seiner Studien ans Herz gelegt war, an und fragte, ob er denn nicht in die Uebung kommen wolle? „Verzeihen Sie, wir müssen zum Frühschoppen," erhielt ich zur Antwort. Das ist doch eine ebenso arge Verkehrung der Begriffe von Pflicht und Pflichtverletzung, wie die von Strafe und Wohlthat, wenn der Strolch ein Fenster einschlägt, um der Wohlthat der Einsperrung theilhaftig zu werden. In Breslau habe ich in sechs Halbjahren nur gar selten eine bunte Kappe in der Vorlesung gesehen: — außer behufs der An- und Abmeldung.

Die ersten fünf, denen nach der Verordnung vom Juni 1890 die Abmeldung wegen maßloser Faulheit von mir verweigert werden mußte, waren Farbenstudenten: Seminare, Uebungen besuchen die Farbenstudenten fast nie.[1])

Man wendet ein: „laßt sie schwänzen! Sie brauchen nicht in die Vorlesungen zu gehen, wenn sie's nur wissen: woher sie's lernen, ist gleich."

Dann soll man doch die Hochschulen aufheben, uns noch lebende Lehrer in den Ruhestand versetzen und keine neuen mehr anstellen, sondern Einpauker ernennen. Aber sie lernen eben nichts zu Hause, die Herren! Sie vertragen die Zeit, die sie in den Vorlesungen verbringen sollten, im Bierhaus, Cafehaus, im Umherlungern auf den Straßen, und in den Prüfungen — fallen sie schmählich durch.

Sie verlieren das Gefühl für die wirkliche

---

[1]) Dies sowie der Besuch der Vorlesungen hat sich seit der Verordnung vom 3./XI. 1890 etwas gebessert: die Furcht vor der Prüfung ward hier der Weisheit Anfang.

Pflicht und leben ihren eingebildeten, willkürlich angenommenen Pflichten.

Dazu kommt dann oft die geckenhafte Eitelkeit der äußeren Erscheinung: nicht ein frischer Deutscher Jüngling, — ein frisirter, weithin nach Pomade riechender „Gigerl" tritt uns hie und da in diesen Farbenmenschen entgegen. In Königsberg bestand ein solcher Verband: jeder der Herren ging täglich zum Friseur und jeder der Herren fiel durch jede Prüfung: und das soll Pflege des „Ehrgefühls" sein!

Ja, wenn es eine Ehre ist, durchzufallen.

Damit kommen wir nun zu den angeblichen „erziehlichen" Vortheilen dieser Verbände.

Erstens: „die Füchse lernen gehorchen!"

Wehe dem Deutschen Haus, in dem die Knaben nicht den Aeltern gehorchen gelernt haben. Wehe, wenn sie erst als Achtzehnjährige einem Zwanzigjährigen gehorchen lernen sollen, der nichts vor ihnen voraus hat als ein par arbeitlos verbrachte Halbjahre mehr,

einen häßlichen Schmiß und einen durch unmäßigen Alkoholgenuß zerrütteten Magen.

Wahrlich, der Deutsche lernt in der Schule und im Heer gehorchen quantum satis! Lernt er's nicht in Haus, Schule und Heer, — dann lernt er's gar nicht. Der Gehorsam gegenüber den älteren Studenten ist grundlos: er beruht auf der „Affectation" einer Pflicht.

Zweitens: „das Leben unter der Farbe, das Bewußtsein der Deckung durch das Farbenband bildet den Charakter, den Muth."

Das ist ein sauberer Charakter und Muth, der erst zwanzig Genossen bedarf, die hinter ihm stehen, mit den Schlägern für ihn einzutreten. Es gehört viel mehr Muth dazu, allein auf sich stehend durch die dem „Obscuranten" gegenüber oft sehr angreiferischen Farbenstudenten die acht Halbjahre hindurch zu gehen.

Drittens: „die Poesie des Farbenlebens." Von Poesie versteh' ich nun auch ein Weniges: in den Farbenverbindungen hab' ich noch keine wahrgenommen. Viele Studenten haben mir beim Verlassen der

Hochschule gestanden, daß sie froh waren, aus der geisttödtenden Langeweile des Verbandes endlich heraus gewachsen zu sein: „auszutreten wagten sie nicht."

Das ist also der in dem Verband anerzogene Muth und der Charakter, der sich nicht getraut, der erwachten besseren Einsicht gemäß zu handeln!

Endlich aber: „es werden hier wichtige Verbindungen, Beziehungen geschlossen, gegenseitiges Unterstützen für das ganze spätere Leben wird gewonnen. Das ist — die Hauptsache!"

Ja, freilich! Das ist die Hauptsache! Leider! Es ist — höchst trauriger Weise — die Vorstellung weit verbreitet und tief gewurzelt, daß bis in die obersten Stellen hinauf die Zugehörigkeit zu einer bestimmten „Couleur" — Corps zumal — die mächtigste Empfehlung sei. Wohlgemerkt: ich glaube nicht, daß ein deutscher Minister oder Ministerialrath mit Bewußtsein einen unfähigen, unfleißigen ehemaligen Genossen der eignen ehemaligen Farben einem würdigeren Fremden in Anstellung und Be-

förderung vorzieht: — ob es aber nicht zuweilen unbewußt geschieht? Und geschähe es gar nie: — der Glaube daran ist weit verbreitet! Im vorigen Jahr erhielt eine arme Wittwe, die sich das Geld vom Mund absparen muß, ihren Herrn Sohn in einem „hochfeinen" Corps zu erhalten, auf ihre Frage, ob es denn nun nicht genug sei, den Bescheid von einem hochstehenden und wohlwollenden Gönner: „lassen Sie ihn im Corps, wenn irgend möglich. Es ist für die künftige Laufbahn von höchstem Werth." Ich wiederhole, ich glaube das nicht.

Aber Tausende von Vätern, Vormündern, Oheimen, ältern Brüdern glauben es und — handeln danach. Nachdem ich das im Juli (1890) geschrieben, habe ich bis November noch drei ganz ähnliche Fälle erlebt. Und so wird das Streberthum begünstigt und großgezogen: so wird der „Charakter" dahin entwickelt, daß der junge Mensch lernt, nicht von seinem Fleiß, seiner Pflichttreue, — der Frühschoppen ist ja seine Pflicht! — sondern von der Gönnerschaft ehemaliger

Corpsbrüder seines Vaters oder der eignen älteren Genossen seine Erfolge zu erwarten.

Erfahrungsgemäß werden aus den „forschesten" Corpsstudenten oft die trockensten, philiströsesten, nach unten zu unduldsamsten Bureaukraten. Dazu tritt dann noch das Streberthum der politischen Parteiung. Die Corps gelten, — es ist gleichgiltig, ob mit Recht oder mit Unrecht, — als „conservativ": — es erscheint also das Corpsband als eine Empfehlung bei einem conservativen Minister. Ich wiederhole: schon dieser Glaube schadet, wirkt entsittlichend, mag er noch so unbegründet sein.

Gewiß ist die Freundschaft, die schöne Jugendfreundschaft ein hohes ideales Gut — niemand kann das dankbarer bekennen, begeisterter verkünden als ich. — Aber mit 20 und 30 zufällig gesellt gefundenen Leuten jeder Art schließt man nicht eine ideale Freundschaft: und andererseits Freunde, aber echte Freunde, müssen nicht nothwendig gleichfarbige Kappen tragen.

Ergebniß: die Farbenverbände jeder Art haben sich heute überlebt, sie entbehren eines idealen Zieles und Gehalts, sie sind geistlos, ja geisttödtend in ihren hohlen, leeren Formeln, sie schädigen (nicht durch das Waffenspiel) durch den Zwang zu nächtlichem übermäßigen Trinken die Gesundheit, sie verhindern pflichtmäßigen Fleiß, sie begünstigen, ja sie erzwingen die Faulheit, sie fördern das banausische, unsittliche Einpaukerthum, sie kräftigen nicht den Charakter, sie verflachen ihn, sie entwöhnen von wahrem Pflicht- und Ehrgefühl und gewöhnen an ein falsches Ehrgefühl und an den Dienst eingebildeter Pflichten, sie verführen vermöge falscher Unterstellung zu politischem Streberthum und zu dem Bauen auf Gönnerschaft statt auf eigene Kraft. Sie schaden also ganz unvergleichlich mehr als sie nützen.

Es versteht sich: keine Regel ohne Ausnahme. Es hat zweifellos Farbenverbände gegeben — ich habe Beispiele genannt — und ich zweifle nicht, daß es auch heute noch solche giebt, bei welchen die angeführten

Schäden gar nicht oder nicht alle oder nicht in schlimmem Maße hervortreten. Diesen allen gilt meine Verwerfung nicht. Aber eine Umgestaltung im Sinne geistiger, wissenschaftlicher, sittlicher, nationaler Vertiefung ist gar Vielen, die ich kenne, zu wünschen und es wäre ein hohes Verdienst, wollten sich die gesunden Kreise scharf von den kranken scheiden, durch das Vorbild ihrer eigenen Erhebung und Veredelung auch die tiefer Stehenden erheben und veredeln.

Dann erwäge man doch auch, daß die sechs Halbjahre (in Preußen) ohnehin um zwei bis drei zu wenige sind für wissenschaftliche Bewältigung des Prüfungsstoffes, daß in dieser Frist für „allgemeine Bildung“ in der That kein Raum übrig bleibt, daß ferner so häufig unsere Rechtsstudenten aus Familien hervorgehen, in welchen die verwittweten Mütter sich das Brod am Mund abbrechen müssen, auf daß der Herr Sohn die Hochschule nur überhaupt beziehen kann: — die Schwestern verdienen sich als Lehrerinnen oder Bonnen einstweilen selbst ihr hartes Brod: —

sehr zahlreiche Fälle dieser Art kenne ich — und zuckt man dann lediglich lächelnd die Achseln dazu, wenn der Herr Corpsstudent Geld und zwei Halbjahre vergeudet, so ist das eine geradezu unwürdige Auffassung von aller Pflicht und aller Lebensaufgabe. Geistige harmonische Gesammtausbildung und wissenschaftliche Durchbildung im Recht: — das ist die Pflicht und die wahre Ehre des Rechtsstudenten und die Aufgabe der Hochschule. Studenten heißen sie, nicht Bibenten oder Paukanten. (Nebenbei gesagt: nur noch im deutschen Heere wüthet die Fremdwörterseuche so stark wie im „Comment“, in der Sprache der deutschen Studenten.) Muß wirklich unerläßlich auf das Gymnasium eine Zeit des Faullenzens mit Trinken und mit bunten Kappen folgen, so verstatte man solche Vereine: aber man verschone die Hochschulen mit Leuten, welche gar keinen Zusammenhang mit wissenschaftlichen Aufgaben haben, und lasse sie erst dann als Studenten zu, wenn sie studiren, d. h. nachdem sie ein par Halbjahre hindurch Bibenten und Paukanten gewesen sind und — geheißen haben.

Seit ich dies schrieb (Juli 1890), haben zwei Veröffentlichungen „alter Herren“ in Schwaben und am Rhein die Corps vor der wahrhaft capuanisch üppigen, raffinirt schwelgerischen Lebensweise gewarnt, welche in den feinsten „Diners“ mit unbeschränktem Sect z. B. den Besuch jedes Cartellbruders feiert. Diese Warnungen sprechen beredt.[1]) Was soll aus

[1]) Aus der schwäbischen gebe ich einen Auszug: „Es sind nicht allein die zerhackten Gesichter der heutigen Corpsstudenten, welche das Mißfallen der Aeltern erregen und schon manch' braven Burschen auf den Wunsch seiner Aeltern von den Corps fernhielten, sondern es ist das Verschwinden jener frischen, fröhlichen Mensuren, an denen sich die Väter erfreut haben, und die Besorgniß, daß das kunstlose Drauflosschlagen, wie es bei den gegenwärtigen Mensuren vielfach üblich geworden, in irriger Auffassung des Mannesmuthes eine Veredelung der Sitten nicht herbeiführen kann.“ . . . „Ein zu baldiges Eindrillen auf die Mensur, das heute vielfach wahrzunehmen ist, kann nur schädlich wirken und erzeugt das unschöne Holzen, das auch dem Gegner ein kunstgerechtes Schlagen unmöglich macht.“ „Im Ganzen ist in früheren Jahren viel mehr gefochten worden, als jetzt; aber da die Mensuren früher durch die Fechtweise und die Bandagirung viel weniger blutig waren, so war die große Zahl der Mensuren damals kein Uebelstand. Anders ist es heute; fast jede Mensur schließt mit einer Abfuhr oder doch mit einer erheblichen Zahl von Nadeln, und wenn

Leuten werden, welche mit zwanzig Jahren leben wie die ältesten Kommercienräthe?

Und noch Eins. Es ist nicht wohl gethan in unsrer Zeit, die Kluft der Klassen noch weiter aufzureißen, die ärmeren zu schärfster Verurtheilung der Reichen heraus zu fordern: was soll ein wackerer

---

auch jetzt die Schmisse rascher geheilt werden, so stört doch gegenwärtig schon eine geringere Anzahl von Mensuren *das übrige Corpsleben* (!!) und drängt seine anderen Aufgaben in den Hintergrund. Der Corpsbursche sollte wenigstens, sobald er aus dem Korbe kommt, nicht sofort wieder auf die Mensur, sondern er sollte angemessene Zeit haben, auch auf dem Fechtboden sich weiter auszubilden und auch seinen übrigen Pflichten als Corpsbursche *und Student* (!) nachzukommen. Wir finden in dem Umstande, daß der Corpsbursche einen großen Theil des Semesters mit dem Ausflicken seiner Schmisse beschäftigt ist, eine Mitursache für den Uebelstand, daß sich verhältnißmäßig so wenig Corpsburschen finden, welche noch in älteren Semestern aktiv bleiben. In dieser Zeit muß der Corpsbursche schon ernstlich an das Studiren denken (!!) und kann daher nicht in zu häufigen blutigen Mensuren seine Zeit verschwenden." — Ein Hauptantrag betrifft die Beseitigung des *übertriebenen Luxus*, welcher bei den Alten Herren allgemeine Mißbilligung finde, und welcher den Bestand der Corps zu gefährden scheine. In Folge dessen sei auch der Corpsbestand im Vergleich zu dem Wachsthum der Zahl der Studirenden

junger Arbeiter, der die Seinen mit harter Mühe seiner Hände ernährt, denken von diesen geckenhaft hergerichteten jungen Herren, welche, je zu zwei im zweispännigen Wagen hingerekelt, mit allen Anzeichen des Champagnerrausches durch die Straßen fahren? Sehr harte Worte sind hierüber schon gefallen und man kann sie leider nicht Lügen heißen. Die schwel-

---

bedeutend zurückgegangen. „Wenn die deutschen Corps den ihnen als Erbtheil von ihren Vätern hinterlassenen Beruf aufrechterhalten und auf ihre Söhne weiter vererben wollen, müssen sie sich die Aufgabe stellen, erstens jedem ihrer Mitglieder es als Pflicht zu bezeichnen, ohne erhebliche Schulden die Universität zu verlassen, und zweitens auch den Minderbegüterten den Eintritt in's Corps zu ermöglichen. Mögen die Aktiven nicht vergessen, daß ihre Väter bei erheblich geringeren Wechseln und fast ohne Unterstützung ihrer Alten Herren ein schneidiges und frohes Burschenleben geführt haben, daß heute aber fast kein Corps ohne diese Unterstützung weiter leben kann, und daß, wenn in dieser Beziehung ein einstimmiger Mahnruf der Alten Herren erfolgt, derselbe einer ernsten Beachtung werth ist." — „Die Besuche der befreundeten Corps, die möglichst eingeschränkt werden und nur auf besondere Einladung zu besonderen Gelegenheiten stattfinden sollen, verursachen auf vielen Universitäten eine bedrückende Ausgabelast."

gerische Verweichlichung und arbeitsverachtende[1]) Stutzerei dieser frisirten Jünglinge ist auch ein Zeichen der Fäulniß unserer Zustände.

Diese Dinge sind seit einem Menschenalter schlimmer und schlimmer geworden: die allgemeine Bildung unserer Studenten ist ganz erheblich gesunken seit den Tagen Hegels, der Brüder Humboldt, der Savigny und Grimm. Was der feinste Ruhm unserer Jugend war, — die umfassende harmonische Geistesbildung — es ist bereits verloren und geckenhaft affectirte Manieren, daneben schmachvolle Seelenrohheit, gröbste Unwissenheit sind sehr, sehr häufig. Akademischer Lehrer einer solchen Jugend sein ist keine große Freude mehr: — immer seltner werden die Ausnahmen, an die man sich — als Trost — halten kann. Aber es hängt das enge zusammen mit der allgemeinen Verrohung (z. B. auch in der Literatur und auf der

---

[1]) Welcher Hohn auf die Sprache, nennt ein solcher die zwei unthätigsten Halbjahre seines Lebens die Zeit, da er „aktiv" war!

Bühne) und mit der banausischen, einseitig nur nach Geld und Sinnengenuß lechzenden und hastenden Wüstheit, welche seit 1872 in erschreckendem Maß zugenommen haben in unserem Volke.

Umgestaltung des Rechtsstudiums an unseren Hochschulen ist ein schreiendes Bedürfniß.

In jener Denkschrift (oben S. 10) verlangte ich: I. Wenigstens 8 Halbjahre Universitätsstudium, dafür ein Jahr Referendariat weniger. II. Nichteinrechnung des Jahres der Wehrpflicht in jene 8 Halbjahre. III. Acht Vorlesungen in der philosophischen Facultät für jeden Juristen — mit Belegungszwang, nicht Prüfung aus den belegten. IV. Eine Zwischenprüfung aus dem gesammten (römischen, deutschen, Handels-) Privatrecht nach dem vierten Halbjahr. V. Aufnahme von Volkswirthschaftslehre und Finanzwissenschaft in die Prüfungsgegenstände (zu prüfen durch einen Lehrer der Volkswirthschaft). VI. Ausschließung der Praktiker aus dem „theoretischen" Examen: die Prüfer sind fünf Docenten der Rechte, einer der Volkswirthschaft, unter

Leitung und Stichentscheid eines Praktikers als Prüfungsvorstand; die schriftliche Arbeit wird je von dem einschlägigen Fachlehrer zuerst geprüft: jeder Lehrer prüft nur aus *seinem* Fach. VII. Zwang zum Besuche der Uebungen vom zweiten Halbjahr an, jedes Halbjahr wenigstens eine schriftliche Uebungsarbeit. VIII. Zwang, die juristischen und volkswirthschaftlichen Vorlesungen in einer von der Facultät vorgeschriebenen *Reihenfolge* zu belegen. — Wie wenig von diesen Dingen ist auch in der jüngsten Verfügung vom 3. XI. 90 erreicht!

Wenn bei sechs Halbjahren juristischen Studiums zwei durch „Activität" (= Nichtsthun) und zwei durch den Wehrdienst verloren gehen oder auch nur je zwei durch die eine oder die andere Abhaltung, so soll der Student in vier oder gar zwei Jahren den Rechtsstoff bewältigen: eine bare Unmöglichkeit! Nicht einmal auswendig lernen, geschweige sich wissenschaftlich aneignen kann er die Dinge. Daher dann die unglaubliche Geistesöde der Herren, die irgend einen

philosophischen, geschichtlichen, literarischen Gedanken niemals weder gehört noch selbst gedacht haben. Piget, pudet, taedet![1]) — —

Gehört all' das hieher? O ja: auch das sind „Erinnerungen“: Erinnerungen an eine idealere Vergangenheit. —

Und noch einmal sei gesagt, daß meine Verurtheilung keineswegs allen Farbenverbänden gilt, nur denen, in welchen die gerügten, unleugbaren, volkskundigen Uebelstände herrschen.

Zum Beweise, — falls es noch nöthig ist, — daß ich nicht ein trübseliger Philister bin, der der deutschen Jugend nicht echte deutsche Studentenfreude vergönnt, füge ich als Anhang zu dieser Ausführung die Abfertigung eines solchen bei, die ich im September 1890 ergehen lassen mußte.

[1]) Als die faulsten Studenten gelten die juristischen: es ist doch eine Schmach, daß ein medicinischer Professor zu einem trägen Hörer sagen konnte: „wenn Sie faul sein wollen, werden Sie doch Jurist!“ —

IV.

Das Bedürfniß fröhlichen geselligen Verkehrs unter Jugend- und Arbeitsgenossen empfanden auch wir vor fünfzig Jahren: wir befriedigten es ohne dazu bunter Kappen zu bedürfen oder des Frühschoppen-, Kneip- und Trinkzwangs und des „Befehlerles“-Spielens von Senioren und „Chargirten“ (!), wie das schöne Fremdwort so wichtigthuerisch lautet.

Ungefähr zwanzig von uns, meist schon vom Gymnasium her befreundet oder doch näher bekannt, traten zusammen zu zwangloser Gesellung: nur mit Einstimmigkeit wurden Glieder aufgenommen: unsern etwas anspruchsvollen Namen „Walhall“ habe nicht etwa ich aufgebracht, wie man vielleicht argwöhnen möchte: Farben zu tragen verschmähten wir: ob einer sich schlagen wollte, blieb jedem überlassen: Grund-

satz war: Händel nicht suchen, aber keine Unbill dulden: und gar mancher Farbige ward im Laufe der acht Halbjahre von dem Einen oder Andern von uns abgeführt, daß er nicht wieder störte: — das Ritterspielen und Fechten von sechs Jahren war nicht vergebens gewesen!

Wir kamen — ohne jeden Zwang — Samstag Abends um 8 zusammen: — jeder kam und blieb so oft und so lang er wollte: — wir zahlten einen sehr mäßigen Beitrag für die Salmiethe, die Liederbücher, die Humpen: wir sangen und tranken, führten eine drollige — wirklich oft höchst witzige — Kneipzeitung und jeden Kneipabend ward nicht ein „wissenschaftlicher Vortrag" gehalten (lieber Gott, woher? das ist ein Unfug vieler Vereine, der zum Schwindel, zum Wortemachen führt), sondern eine Frage zur Beantwortung und Erörterung vorgelegt, auch etwa ein Gedicht vorgetragen und beurtheilt. Unser Haupt war Erhardt, jetzt königlich baierischer Ministerialrath, nach meiner Neigung manchmal schon

zu stark mit „seniorenhaften“ Anwandelungen die Herrschaft führend: manchen Strafsechser hat er mir abgezwackt — übrigens mit Recht! — weil ich nicht immer rechtzeitig die auferlegte Zahl von Liedern im Liederbuch eingeschrieben hatte: wir hatten nicht Geld genug, uns Commersbücher zu kaufen, und schrieben uns selbst eine Auswahl zusammen: hatte ich 5—6 Stunden Vorlesungen nachgeschrieben und daheim noch etwa acht Stunden Auszüge aus philosophischen, geschichtlichen, juristischen Quellen, dazu Gedichte und Tagebuch, dann schmerzten mich die Finger und oft bin ich über dem Einschreiben in die Liederbücher nach Mitternacht müden Hauptes eingeschlafen.

Andere Einheriar waren Engert, Grasberger (jetzt Professor der alten Sprachen zu Würzburg), Krembs, gestorben als Leibarzt des Königs der Belgier, Savoir, k. baierischer Notar, Anderl, k. baierischer Oberstabsarzt, Herrschmann, früh gestorben als baierischer Assessor; als Gäste erschienen häufig Cle-

mens Piloty (I, S. 102, oben S. 47, über beide unten mehr), auch wohl Adolf Kohn, ein reich begabter Jude, ein hervorragender Clavierspieler: er endete früh durch Selbstmord in beklagenswerther krankhafter Uebererregung.

Unsere Mittel waren knapp: ich hatte monatlich 4 baierische Gulden Taschengeld, von denen ich gewissenhaft je 2 auf Mehrung meiner kleinen Bücherei verwandte (noch besitze ich das kleine Bücherschränklein, das ich mit zwölf Jahren zu Weihnachten geschenkt erhielt, und noch heute stehen meine Lieblingsdichter auf den drei Brettlein): — so blieben zum „Leben" [d. h. Bier und Obst] nur 2 Gulden = für 30 Abende 40 halbe Bier: denn damals kostete die Halbe nur 3 Kreuzer. So konnten wir auch nur sehr bescheidne Walhall-Säle miethen: meist sind diese kleinen Brauereien und Gartenwirthschaften seither eingegangen: im „Lamm" in der Sendlingergasse, im Maigarten in Lehel, unsere stolzeste Halle bot — kurze Zeit — der Neusigelgarten. Damals in jener

Gesellschaft habe ich auch das Cigarrenrauchen gelernt: — „der Noth gehorchend, nicht dem eignen Triebe", um nämlich den Qualm des höchst billigen Krauts, das die Andern rauchten, leichter zu ertragen. Außerhalb dieses Nothstandes habe ich nie geraucht. Das ist für mein Gewissen sehr gut. Denn bei jeder überflüssigen Flasche Wein berufe ich mich auf die große Ersparniß durch 40jähriges Nichtrauchen. Ich rauche nicht mehr, aber ich glühe noch immer, wie ein alter Vulcan, der nicht „a. D." werden will.

Dankbar gedenke ich der höchst einfachen, von jedem Unmaß, von jedem Zwang, von jeder Rohheit freien, fröhlichen Genossenschaft in Walhall, die auch geistig vielfach förderte, zumal da unsere Naturforscher und Mediciner uns Geschichts-, Sprach- und Rechtshörern manche Belehrung und Anregung aus jenen Gebieten brachten: — wie wir umgekehrt ihnen aus den Geisteswissenschaften.

Ich muß sagen: „Walhall" war das Muster für jede Studentenverbindung: wir besoffen uns nicht,

trugen fast nie entstellende Schmisse davon, warfen keine Laternen ein, prügelten weder Nachtwächter noch „Handlungs"-jünglinge, waren doch froh, frisch und frei und zählten zu den allerbesten (eben in meinem Sinn) d. h. allerfleißigsten und erfolgreichsten Studenten. Wir erklärten „das Schwänzen", — nicht das Besuchen — der Vorlesungen für „gemein", ebenso das Schuldenmachen, keiner von uns ist je durch eine Prüfung gefallen, die Meisten von uns haben alle Prüfungen mit Auszeichnung bestanden, wir haben uns Alle so bald als es nur überhaupt möglich war — ohne hohe Gönnerschaften! — wirthschaftlich selbständig gestellt, unseren Aeltern nicht mehr zur Last zu fallen, und aus uns allen sind tüchtige Aerzte, Juristen, Professoren und daneben recht gebildete Menschen geworden. Dieser Erfolg „elender Obscuranten" ist für unser Volk und für uns werthvoller als der gar vieler Commers-Größen.

Außer mit den Walhallgenossen verkehrte ich noch etwa mit deren gelegentlichen Gästen, den Schul-

kameraden Wilhelm Hacke, Franz Freiherr von Godin, Julius Freiherr von Freyberg: mit den letzten beiden sollte mich später innige Freundschaft verknüpfen, welche, schön und treu, vorgehalten hat bis heute und nun die noch übrigen par Jahre wahrlich nicht wanken wird: davon später: nach meiner Rückkehr von Berlin. —

Aus ganz entlegenen Kreisen aber trat damals an mich heran ein anderer Genosse, der mir erst in diesem Jahre (1890) noch den schönsten Beweis freundschaftlichen Vertrauens gegeben hat. Schon im ersten Halbjahre an der Hochschule fiel mir auf ein sehr junger, — er war genau so jung wie ich — vornehm und fein, aber sehr fremdländisch aussehender Bankgenosse, der anfangs nur in Begleitung eines älteren Herrn — offenbar des Hofmeisters — erschien. Der zarte, schlanke, blasse Jüngling zog mich an: die Bankgenossen tauschten zuerst freundliche Blicke, dann mit höflichen Worten Dinte und Fließblatt, zuletzt ihre Namen aus. Da erfuhr ich denn, daß der anziehende

Fremdling ein junger Fürst aus Rumänien sei, Demetrius, aus dem mit der Geschichte jener Donaulande so tief verwachsenen Hause der Sturdza. Bald ward ich auch bekannt mit dem eigentlichen Erzieher, dem Dr. Moritz Mezger, Sohn des bekannten Rectors des Sanct Anna-Gymnasiums, der, etwa acht Jahre älter als wir, die Studien des jungen Sturdza in Deutschland leiten sollte: jener ältere Herr war Rumäne und überwiegend zum Lehrer für die jüngeren Brüder von Demetrius bestimmt; denn die verwittwete Fürstin hatte den Erstgebornen mit all' ihren Kindern nach München auf die Universität begleitet: einmal bekam ich die Dame auch zu sehen: wie eine Königin sah sie aus in ihrem feierlichen Trauergewand, dem schwarzen Spitzenschleier, der schwarzen Atlasschleppe, wie sie auf einem erhöhten, throngleichen Sitze ruhte, ihre Kinder zu ihren Füßen um sie her geschmiegt: sie machte mir einen ganz großartigen Eindruck, wie eine Königswittwe aus einem phantastischen byronischen Reich des Orients.

Und daß ich mich nicht sofort in eine der Schwestern verliebte, deren gelöstes schwarzes Har prachtvoll sich von dem olivenfarbenen Nacken hob, das wollen wir ganz aufrichtig weniger der heiligen Didosa zuschreiben als dem störsamen Umstand, daß ich von dem etwa vierzehnjährigen Kind im ganzen Leben nur die eine Längsseite des schmalen Antlitzes zu sehen bekam und auch diese nur etwa eine Minute im Vorüberwandeln durch den Sal in des Freundes Zimmer: und in diesem Augenblick pochte mir das Herz vor lauter Ehrfurcht vor der Mutter so heftig und stieg mir die Blutwelle so heiß zu Hirn, daß ich von der Tochter nur: „just caught a glimpse“. Aber daß diese wunderschöne und unerhört lange schwarze Augenwimpern hatte, aus denen sie mich staunend anblickte,[1]) das sah ich doch. Am Abend schrieb ich in mein Tagebuch an Didosa ein langes

---

[1]) Ich war nämlich damals auch nicht gerade häßlich, was ich aber, wirklich völlig überrascht, erst nach vielen, vielen Jahren durch Moritz von Schwind erfuhr!

Reu- und Bußgedicht über jenen meinen „treulosen Blick". Wahrlich, gab es jemals „an dalketen Buabn" (s. unten), so war ich es.

Nun also: wir drei, wir beiden Siebzehnjährigen und Dr. Mezger, der Fünfundzwanzigjährige, wurden gar gute Freunde. Hübsch war es, wie bald wir Jüngeren wider den älteren, bald wir beiden Deutschen gegen den Sprossen der Welteroberer zusammenhielten. Mezger war uns selbstverständlich an Reife weit überlegen und in die kühnen Luftschiffe unserer überspannten idealistischen Schwärmereien wurden von ihm mit manch wohlberechtigtem Witzgeschoß scharfe Löcher gebohrt. Aber andererseits hielten der Schwabe vom Lech und der Baier von der Isar dem Sohne der Caesaren vor, daß, wenn auch die Rumänen von den Legionen und Colonisten Trajans abstammten; — väterlicherseits! — einstweilen so viele unberechenbare Völker über jene Donaulande hingebraust seien, daß das Blut von Latium erheblich barbarisirt worden: und wenn

der junge „Daken-Häuptlingssohn" (was ihn empfindlich ärgerte, da „sturdza" auf lateinisch sturnus, der Star, oder turdus, die Drossel, zurückgehen sollte) uns vorschwärmte, sein Ziel sei die Gründung einer Akademie der Wissenschaften in Bukarest, so meinten wir boshaft, die Trennung des Berufes des göttlichen Sauhirten von dem des Schullehrers und die Verbreitung der Schreibekunst unter den Enkeln des Romulus müsse ihm näher anliegen!

Wir stritten über Prantl, Gott und das Weltgesetz, die rumänischen Schweine,[1]) den dialektischen Prozeß, die Bestialität der Türken, Nägelsbachs homerische Theologie, die Branntweingenußfähigkeit der Russen und wieder über das Weltgesetz ohne merklichen Uebergang und über all diese zum Theil doch unklaren Dinge mit gleicher Sicherheit des Urtheils. Dabei fochten wir Jungen ausgezeichnet mit dem Degen

---

[1]) Die man nicht unterschätzen sollte. (Anmerkung des Setzers 1891.)

à la française und schmierten den älteren und stärkeren, aber viel ungelenkeren Moritz mit seiner steifen deutschen (Erlanger) Auslage tüchtig aus: Demetrius war mir fast überlegen durch die romanische Gelenkigkeit seiner fein-knöcheligen Hand.

Ebenso gut wie wir beide fochten, ebenso schlecht, aber ebenso eifrig spielten wir alle drei Schach. Das „königliche Spiel“ hatte ich während meiner langen Bettlägerigkeit (I, S. 185) von einem Hausfreund, Michel Sagné, erlernt; noch heute besitze ich — nach bald 50 Jahren — die Schachtel — von den unbelebten die älteste, die ich kenne — und die altmodischen Schachfiguren, welche ich damals geschenkt bekam. Und ich habe so viel Zeit im Leben mit der Schachstümperei verloren, daß ich wohl ein par Worte darüber sagen muß. Es ist das einzige Spiel, das ich mit Leidenschaft betrieb: im Kartenspiel hab' ich es nur bis zum schwarzen Peter gebracht (diesen beherrsche ich aber „mit und ohne Mogeln“). Ich habe offenbar für das Schach eine gewisse Begabung: — Verdy meinte, sie hänge mit meinem

„strategischen Genius“ zusammen! — allein der Mangel an Uebung hat mich darin doch nur bis zu einem gewissen furor Teutonicus des Angriffs gelangen lassen; ein par Jahre (1859—62) war ich unwürdiges Glied des Schachclubs in München: davon später. In der Schachtel von 1842 steht noch, mit Bleistift eingeschrieben, von der Hand meines lieben Julius Greiß: „heute, den 27. April 1848, wurde Felix matt;“ daß er der Matador war, verschwieg er: so war mein sanfter Julius. —

Nach vielem Streiten mit Philosophie, Schachfiguren und Degen löste sich der schöne Dreibund: die Sturdza's kehrten nach Rumänien, Mezger nach Augsburg zurück, ich ging nach Berlin. Mezger, ein trefflicher, tapfrer deutscher Gelehrter, starb sehr früh: als Gymnasiallehrer zu Augsburg. Von meinem lieben dakischen Häuptling hörte ich fast drei Jahrzehnte nichts. Da 1883 — eines sehr heißen Julitages in Königsberg und, lieber Gott, du weist es, wie heiß es in Königsberg sein kann, wenn es nicht sehr kalt ist! — erhielt

ich einen ganz prächtigen Brief meines Demetrius, der einstweilen, wie ich wohl wußte, in seinem Vaterland eine geradezu geschichtliche, bahnbrechende Stellung gewonnen hatte. Der schmächtige, zarte Jüngling hatte durch eine Wagethat kühnsten Muthes — die Erschießung als Hochverräther im Fall des Mißlingens war ihm gewiß — den Fürsten Cusa zur „freiwilligen Abdankung gezwungen“: er — allein — hatte ihn Nachts in seinem Palast aufgesucht und ihn bewogen, in den bereits vorgefahrenen Abdankungswagen zu steigen: er war dann Ministerpräsident, auch Minister des Auswärtigen seines geliebten Rumäniens geworden und hatte dem tüchtigen Hohenzoller als Haupt des jungen States in Krieg und Frieden die wesentlichsten Dienste geleistet: ja, sogar Präsident jener von uns weiland bekrittelten Akademie war er geworden, hatte uns also glänzend durch die That widerlegt. Nun schrieb er an mich einen warmen, einen herrlichen Brief, der mich aufforderte — als Lehrer des Statsrechts und weiland [zu Würzburg]

eifrigen Vertreter des Völkerrechts ein Gutachten über die Frage der Donauschifffahrt abzugeben. Aber Eile thue Noth! In nicht ganz fünf Wochen trete zu Wien die Conferenz zur Berathung der streitigen Fragen zusammen und dieser sollte mein Gutachten gedruckt vorgelegt werden. Uff! Das war viel verlangt bei 26 Grad Réaumur im Schatten, 17 Stunden wöchentlich Vorlesungen und Seminar, der Correctur des III. Bandes der Urgeschichte, der Vollendung des II. Bandes der deutschen Geschichte, der Fülle von Prüfungen und Sitzungen im letzten Monat des Sommerhalbjahres und der hochgradigen „Semestermüdigkeit", welche der Juli auch bei vernünftigerem Réaumur mit sich zu bringen pflegt. Dazu kam nun noch die doch auch zu erwägende Kleinigkeit, daß ich am Tage des Empfangs des Briefes von dem Recht der Donauschifffahrt nicht viel mehr wußte, als daß die Donau im Schwarzwald entspringt, daß vor geraumer Zeit Nibelungen darüber gefahren waren, daß sie bei Wien schön blau sein soll (was natürlich

nicht wahr ist) und daß sie sich zuletzt in unbequemer Vielköpfigkeit in das schwarze Meer begiebt (welches aber nicht schwarz ist, wenigstens nicht ganz so schwarz, wie wir es beim Kartenzeichnen mit Dinte herstellten). Allerdings erinnerte ich mich auch noch des ältesten Stückes von Schifffahrtsrecht auf der Donau: wie nämlich Herr Hagen von Tronje den Fergen abgelohnt: allein das Nibelungenlied wollte ich den russischen Statsmännern der Conferenz nicht verrathen, die bis dahin schwerlich davon gehört hatten, aber sich wohl gern auf dieses ihrer Stromschifffahrtsstatskunst so artverwandte Beispiel würden berufen haben.

Ach, wie gern hätte ich Nein gesagt! Aber es ist einer meiner allerschlimmsten — wenigstens für mich, in niederem Maße für Andere schlimmen! — Fehler, daß ich den Menschen, wenn sie mich am Gemüthe packen, so schwer nein sagen kann. Und wie lieb war mir der Jugendgenoß! Und wie drang er mir ins Herz, der Brief, der die Münchener Zeit, ihre ganze „Idealität“ so lebendig herauf beschwor. Der

Minister von 1883 verlangte, daß ich es sühne, so manches spöttische Wort des Zweifels an dem „dako-römischen" Volk, nachdem dies Volk, von einem Hohenzoller geführt, so tapfer gefochten, zu Hilfe gerufen von den Russen („venez au secours! les Turcs nous écrasent"), von denselben, welche früher allein mit der ganzen Welt fertig zu werden geprahlt.

Und endlich rief der Fürst den einfachen Bürger auf zur Ritterpflicht, zum Kampfe: — für Carmen Sylva, die schöne Märchenkönigin.

Ich telegraphirte also nach Bukarest: „Ja! wenn ich f ü r Euch entscheiden kann", schob „Urgeschichte", „Deutsche Geschichte", auch die Berichtigung vom „Kurier nach Paris", von den „Gedichten" II (3. Auflage) und den Bausteinen IV, 1 und 2 mit dem Ellenbogen vom Schreibtisch herab und stürzte mich in die zahlreichen Schriften und dicken Acten über die Donaufrage, welche mir der Eifrige gleich mitgesandt. „Hu weh, mir wird des Tages bang!" seufzte ich mit dem Mönch von Bant an manchem Julimorgen, wenn schon um sechs Uhr die

Sonne heiß über die Phönixloge her auf mein Stehpult brannte im Hintertragheim Nr. 47. Nachdem ich mich von dem unbezweifelbaren Recht Rumäniens — nach gründlicher Prüfung! — erst einmal überzeugt hatte, ging nun das Niederschreiben des Gutachtens mit fliegender Feder dahin. Bogen um Bogen warf ich — noch naß — zur Erde: ich nahm mir nicht Muße, sie erst zu trocknen: — ich las einmal in einem Roman von Boz — weiß nicht mehr, in welchem — ähnliche Geschwindschreiberei eines Advocaten. Die befreundeten Herren Breitkopf und Härtel, willig und rasch wie immer, wo's Noth thut, übernahmen — Alles durch Drath und Blitz — den Verlag und druckten fast so rasch wie ich schrieb: — ich corrigirte in jedem denkbaren Zustand und Verhalten: zumal in der Droschke vom Tragheim über das recht holperige Pflaster der Kneiphöf'schen Langgasse dahin an die Bahn, auf der Fahrt nach Berlin, im Kaiserhof, auf der Fahrt nach Düsseldorf, in dem (trefflichen) Breidenbacher Gasthof daselbst, auf der Fahrt nach

Scheveningen, im Oranjehof dorten, im Auf- und Niederwandeln längs dem Strand, auf dem Weg in das herrliche Bad, in dem Badekarren: und meine liebe Frau behauptet, hätte es in der Nordsee der Wellenschlag und die darin übliche Tracht verstattet, sogar in der Nordsee würde ich corrigirt haben. Dank diesem Eifer wurde nun also die „Lanze für Rumänien"[1]) rechtzeitig geschäftet, genagelt und mit dem Speerort (ja, ja liebe Leserin, es ist richtig so!) zugespitzt, so daß sie Freund Sturdza auf der Zusammenkunft zu Wien wider die Russen fällen konnte.

Er schrieb mir sehr dankbar und gerührt. Das aber hatte er mir — bei aller Rührung —! als echter Diplomat verschwiegen, daß er gleichzeitig auch die Amtsgenossen von Holtzendorff und Geffcken (es war lange vor 1888!) um Gutachten angegangen hatte: Keiner von uns dreien wußte von der Arbeit des Andern und da wog es denn nun freilich schwer, daß sich Rumänien

---

[1]) Leipzig, Breitkopf und Härtel 1883, jetzt abgedruckt in den Bausteinen V, 1. Berlin 1884.

auf drei unabhängig von einander für sein Recht abgegebne Gutachten berufen konnte. Hätt' ich aber von der gleichzeitigen Anrufung zweier anderer Kämpen gewußt: — wahrscheinlich hätte ich mir das Schreiben und Corrigiren mittelst Blitz, Draht und Eilzug erspart. Rührend schön war es und reicher Lohn für mich, daß die Königin Elisabeth, als sie von meinem günstigen Gutachten vernahm, zu König Karl äußerte: „Siehst du! Der Dahn sagt es auch. Also haben wir doch ganz gewiß Recht.“ Wer immer so viel freundlich zuversichtliches Vertrauen auf den Dahn und seine Rechtsweisheit haben könnte!

Nun vergingen wieder Jahre, ohne daß wir von einander hörten.

Ich hatte schon ein par Halbjahre hier in Breslau (seit 1. IV. 1888) gelesen, als zu Anfang vorigen Winters ein junger Student gemeldet wurde: auf dessen Karte stand: „Alexander Sturdza.“ Heiß schoß es mir zu Herzen und mit der Ahnungsgabe, die mir manchmal (aber sonst leider meist für Unheil) eignet, sagte ich mir

mit Blitzgeschwindigkeit: „das ist der Sohn Deines Demetrius, er kommt, bei dir zu studiren.“ Und so war es. Der liebe, feine, zierliche, aber gar nicht gezierte Mensch trat ein und gewann sofort mein ganzes Herz.

In der Erziehung dieses Knaben hatte Sturdza den stärksten, wahrlich tief ernsten Beweis seiner Begeisterung für deutsche Art und deutsche Bildung geführt, einer Gesinnung und Denkweise, welche ihn von jeher — zum Glück für ihn und sein Land — die Wohlfahrt Rumäniens im engsten Anschluß an das deutsche Fürstenhaus da unten und an den Dreibund erblicken ließ, so lang er Minister war, und noch heute erblicken läßt, da er — auch in anderer Stellung — noch Einfluß genug üben kann.

Die übrigen Bojaren — den Fürstentitel hatte Sturdza durch ein von ihm selbst eingebrachtes Gesetz für seine und die gleichstehenden Familien beseitigt — lassen ihre hoffnungsvollen „Prinzen“ meistens in Paris erziehen, von wannen sie sehr oft zurückzukehren pflegen mit Kenntnissen von Dingen, die

ihnen besser lebenslänglich verborgen geblieben wären, zerrüttet an Leib und Seele, zugleich abgestumpft und gierig, nicht mehr fähig, die oft recht schönen Geistesanlagen gesund zu entwickeln: so werden sie als Männer öfter Verderber als Emporheber ihres Volkes.

Mein Demetrius aber und dessen edle Gattin, eine geborene Kantakucenos, deren feines, vergeistigtes Antlitz ich leider nur aus dem Bilde kenne, rangen ihren Herzen den schweren Entschluß ab, das einzige Kind, den durchaus nicht sehr kräftigen Knaben, auf neun Jahre mit kurzen Unterbrechungen aus dem Haus, aus dem Lande, weit in die ferne Fremde zu geben, auf daß er an einem tüchtigen deutschen Gymnasium (— der alten, idealistischen, auf Griechisch und Latein gegründeten und dreihundert Jahre hindurch ruhmvoll bewährten Art —) mitten im Herzen Deutschlands deutsche (nicht „griechisch-römische"!) Bildung des Geistes und des Herzens sich aneigne: eine schöne, opferschwere That. Das Opfer wurde vergolten: der junge Alexander machte in Jena unter

dem ausgezeichneten Gymnasialrector Richter seine Sachen so vortrefflich, daß er nicht nur mit einem glänzenden Zeugniß der Reife, sondern mit wirklich gereiftem Denken, Urtheilen, Empfinden endlich nach Hause kam. Der erfreute Vater ließ ihm, nachdem er auch noch in dem rumänischen Heere gedient und den Lieutenantsgrad gewonnen hatte, freie Wahl für ein Jahr, wohin in Europa er reisend und sich vergnügend gehen wolle. „Ich will mir's überlegen," erwiderte der junge Alexander. Und am andern Morgen hatte er sich's überlegt, trat vor seinen Vater und sprach: „Also ich darf auf ein Jahr hingehen, wohin ich will?"

„Jawohl, mein lieber Sohn!"

„Dann will ich zu Deinem Felix Dahn nach Breslau gehen, und ein Jahr bei ihm studiren."

Es mußte doch wohl in diesen Jahren, wann der Gymnasist nach Hause kam, manchmal in guten Worten von mir geredet worden sein und von der schönen Münchener Jugendzeit!

Mich rührte und freute nun diese schlicht vorgebrachte Geschichte gar innig: wir sind gar gute Freunde geworden, jung Alexander und ich: musterhaft fleißig und eifrig hat er bei mir Rechtsgeschichte gehört und studirt in dem Seminar und die Germania des Tacitus gar tapfer ausgelegt: auch manchen guten Trunk Münchener Bieres oder Rametzer Weines haben wir getheilt; und als ich gerade vor einem Jahr (Weihnachten 1889) vier Wochen lang zu Bette lag und nicht sprechen durfte, da hat der liebe Mensch alle Jugendvergnügen geopfert und Abend um Abend stundenlang mit mir Schach gespielt: — mit denselben Figuren, die vor fast vierzig Jahren sein Vater in seinem Alter gegen mich zu Felde geführt. Nun ist der wackere Gardepionier in Berlin, um auch preußischer Offizier zu werden und dann als rumänischer Genieoffizier die Wacht an der Donau zu beziehen: der steht fest, wenn's da unten doch einmal loskracht.

Seinen Vater habe ich seit 1851 nicht wieder

gesehen: aber ich gebe die Hoffnung nicht auf, ihm nochmal in die dunkeln Römeraugen zu schauen, zumal ja auch die Märchenkönigin in huldvollster Weise mir und meiner Frau die Pforten ihres Zauberschlosses Pelesch schon lange mit wirthlicher Einladung gütig aufgethan.

V.

In der Dichtung machte sich damals (1850—52) die Erweiterung des Gesichtskreises, die Aufnahme zahlreicher neuer Stoffe fühlbar: die Forschungen in der Geschichte, zumal in den deutschen, englischen und nordgermanischen Quellen, vermehrten die Anregungen zu Balladen; die philosophischen verstärkten die ohnehin bedeutende Neigung zur lehrhaften, zur Spruchpoesie, welche durch eifrige Versenkung in Rückert gefördert wurde: jene als Preisbuch erhaltene Sammlung (I. S. 178), dann die „Weisheit des Brahmanen“ ward wieder und wieder nicht nur genossen, ward ernst durchgearbeitet, zumal um der Form willen: Rückert und Platen wurden meine Lehrmeister in der Form, lange bevor Geibel auftauchte und in meinen Gesichtskreis trat. Ich staune selbst manchmal über die Reinheit und

Strenge der Form in den Gedichten aus jener Zeit: unreine Reime sind mir seit jener Zeit nicht nur störend: sie sind mir lächerlich. In der That: bei Schiller und Goethe sind wir geschichtlich an sie gewöhnt: nachdem aber durch Rückert, Platen und Geibel unser Ohr wieder erzogen ist, ähnlich wie in der mittelhochdeutschen Dichtung fein zu scheiden, ist der Falschreim bei Neueren ganz unleidlich. Es ist traurig, daß nicht nur eine jüngere Richtung, auch mancher Dichter besserer Vergangenheit hierin hinter Platen zurückgefallen ist: als mein theuerer Freund Karl Stieler, durch schlimme Beispiele verführt, ähnlich sündigte, genügte meine Frage, ob er denn nun bei Herrn Zwückauer in die Schule gehe? ihn zurück zu bekehren. Ich muß einfach lachen, wenn einer seine „Lübe“ auf „trübe“ reimt. Warum „räumt“ er sie dann nicht auch, wenn er „versweufelt, einen neuen Reum zu fünden?“

Uebrigens wirkte das planmäßige Durcharbeiten aller Literaturen auch schädlich: unwillkürlich gerieth

ich, statt der angebornen Eigenart zu pflegen, in eine anempfindende auswählerische Nachahmerei: es machte mir Spaß, ähnlich dem Spottvogel, der ja auch nicht spotten will, in allen möglichen Tönen zu dichten: pindarisch, vergilisch, horazisch, — das mittelalterliche Latein taucht damals noch nicht auf, — homerisch, indisch, persisch, arabisch, dann im Stile von Petrarca, von Ariost, von Cervantes, Corneille, Racine, von Béranger, zumal aber die Engländer, von Chaucer bis Burns und Tennyson, in Volks- und Kunstdichtung ahmte ich nach. Der „Parnasso italiano", dann die französische Sammlung von Wolff, ganz besonders aber Percy's Relics und die vortreffliche Zusammenstellung von Elze wurden von Einfluß: Felicia Hemans, Sir Walter Scott in the lady of the lake, aber auch Tegnér in der Frithjofssage lernte ich genau nachbilden: all' das geschah (abgesehen von den Orientalen) in den Ursprachen der Dichter, dann erst auch in deutscher Nachdichtung.

In jener Zeit begann nun auch der in der Folge — nach der Rückkehr von Berlin — noch bedeutend gesteigerte Einfluß der Münchener Hofbühne (vgl. I, S. 245). Nicht so, daß ich mich selbst an das Drama gewagt hätte: davon hielt mich wohl am meisten ab das furchtbare Blutgericht, das ich meinen lieben Vater all' diese Jahre hindurch als Regisseur, als Glied des Leseausschusses über die zahllosen der „Intendanz" (auch ein gar wunderholdes Fremdwort für Bühnenleitung) Woche für Woche eingereichten Stücke halten sah. Mein Vater war gewiß nicht hart oder zu anspruchsvoll oder blasirt: im Gegentheil: er freute sich so gern über Alles, was irgend erfreuen konnte im Gebiet der Dichtung (eine Milde im Urtheil, das noch stark, bis zur Schwäche, gesteigert, sich auf mich vererbt hat): er that gewiß keinem zu weh! Las ich aber nun fast jeden Tag, jedesfalls am Schlusse jeder Woche in dem von ihm über diese seine Thätigkeit sorgfältig geführten Tagebuch: „zur Aufführung völlig ungeeignet" oder sehr oft „trotz mancher lyrischen

(epischen) Schönheit nicht zur Aufführung geeignet", „auf den Brettern ganz unmöglich", „poetisch, aber undramatisch", „episch, nicht theatralisch", „ohne jede Mache", zumal häufig aber: „nicht ohne Begabung, leider völlig bühnenwidrig", so wirkte das erziehlich mit heilsamster Abschreckung.

Wie sollte ich Siebzehnjähriger können, was so viele Reife, oft auf andern Dichtungsgebieten berühmte Kräfte nicht vermochten?

Also vor dem Drama warnte mich damals das Münchener Theater, statt mich zu demselben zu locken.

Allein nach anderer Richtung, in anderer Weise wirkte die Münchener Bühne von 1848—1862 höchst bedeutsam auf mich ein: auf meinen dichterischen Stil, auf meine ganze Weise, zu sehen, zu gestalten: und zwar in dem stärksten Maß nach der Richtung des Idealistischen, Rhetorischen, Feierlichen, Hoch-Pathetischen: Schiller und immer wieder Schiller begeisterte, bildete, schulte mich, wie schon den sechs-

jährigen Knaben, der in der Jungfrau „buchstabiren" gelernt hatte. (I, S. 84.)

Schon das Großartige, Weite, „Monumentale" in allen Verhältnissen des Münchener Gebäudes wirkte sehr stark hierauf: der gewaltige, damals ernst in Weiß und Gold gehaltene Zuschauerraum in seinen vielfachen Logenreihen in weitem Halbkreis, der wunderschöne Vorhang, Guido Reni's Bild, Apollo und die Horen (?) darstellend: ich verliebte mich, ähnlich wie in Didosa, in eine von diesen, die zweite von links, und schaute in den Zwischenakten wie verzückt auf das holde Antlitz.

Dann aber der prachtvolle Bühnenraum! Welche Breite, und zumal welche Tiefe! Wie großartig wirkten die Aufzüge, welche aus dem Hintergrund sich weither aufrollen, über den Vordergrund breit sich entfalten konnten! Der Krönungszug in der Jungfrau,[1]) das Hervorbrausen der Räuber aus der tiefsten

[1]) Und heute giebt man in München die Jungfrau auf einem absichtlich zerstückelten Raum! Was Shakespeare thun

Tiefe mit dem befreiten Roller, das Hervordringen der immer neuen Scharen von Pappenheimern, die Picolomini abholen!

Und dann: wie ward doch durch diese Raumverhältnisse ein edler, allein dem hohen Pathos der hohen Tragödie — zumal Schillers — entsprechender Abstand zwischen den Spielenden ermöglicht, ja erzwungen.

---

mußte aus Mangel an Raum, an Mitteln, an Kunst rascher Verwandlung, das thut man jetzt absichtlich: es ist gerade, als ob wir wieder Oellampen einführten, obwohl wir jetzt über elektrisches Licht verfügen. Ich lasse mir's gefallen, wenn man shakespearesche Stücke oder auch Götz von Berlichingen mit ihrem zahllosen Scenenwechsel, anstatt, wie früher geschah, durch grausame Streichung, durch eine Art shakespearischer Einrichtung aufführbar macht — obwohl wir heute durch Zwischenvorhang und treffliche Maschinen manches Störende in den Verwandlungen vermeiden könnten. Aber gut: jene Einrichtung an sich ist ein Verdienst. Allein in einem Stück wie die Jungfrau, wo alles aufs Große, Weite, auf Massenentfaltung, auf „heldenhafte" Raumverhältnisse und Bewegungen angelegt ist, sich den herrlichen gegebnen Raum selbst dritteln, das ist gar seltsame Weisheit. Wie schön wirkte früher das Auftreten der Jungfrau vor dem König und der Krönungszug, und wie kläglich jetzt. Und die Helden müssen stets Acht geben, daß sie nicht über die leidigen Stufen stolpern! Wahrlich das ist ein „Fortschritt" in die Verkehrtheit!

Wie malerisch wirkte es, wie feierlich, wie bedeutsam, wie vornehm, wenn Wallenstein und Max, Elisabeth und Maria Stuart, Tasso und Antonio, Alba und Egmont, Tell und Geßler, Don Cesar und Don Manuel, ihr Gegenspiel in so weitem, so trennendem Zwischenraum führten! Welche Bewegungen, welche wirklich tragische Größe des Ausdrucks wurden hierdurch herbei geführt, welcher Stolz, welche Erhabenheit, welch' strenge Schöne, welche Kraft!

Und vor Allem: welche Wahrheit!

Dies letztere Wort rufe ich den Herren Regisseuren, Schauspielern und Dichtern entgegen, welche bei Lesung dieser Stelle achselzuckend sagen werden: „und welche Unnatur, welche Gespreiztheit, welche Unwahrheit!"

Nein, meine Herren, sondern vielmehr gerade im Gegentheil.

Bei wirklich großen Leidenschaften und ihrem tragischen Aufeinanderkrachen — nach vorheriger Verhaltenheit — drängen sich die Leute nicht aneinander wie im Flüsterwort des „Salon"-Geplauders (oder

um es gar schön „deutsch" zu sagen, in der „Salon-Causerie der modernen Conversations-Comödie"). Habt ihr nie an Naturmenschen, an Bauern im Gebirg, Fischern am Meeresstrand das drohende Aufsteigen und das endliche Sichentladen eines Streites, nie den Groll zwischen zwei Liebenden beobachtet? Habt auch ihr selbst, ihr Bildungsmenschen, nie an euch oder an einem Fremden oder euren Feinden einmal eine *wirklich* große Leidenschaft des Hasses, der Eifersucht, des Grolles, der Rache, der verhaltnen und schließlich ausbrechenden Liebe erlebt? Habt ihr nicht gesehen, wie weit dann unwillkürlich zuerst der Abstand, wie groß die Bewegungen der Arme, der Hände, wie weit die Schritte, wie laut zuletzt die Rufe genommen werden? Das ist der Ausdruck von *echtem* Pathos, von echter tragischer Leidenschaft: nicht Coulissenreißen, aber großer Stil, den große Leidenschaft erzwingt. Euere bösen oder edeln Kommercienräthe, „Saloncoquetten" (deutsch giebt's das leider in der Sache, aber nicht im Wort), Refe-

rendarien und Schwiegermütter freilich können zischeln, Augen verdrehen, keifen in nächster Nähe: aber wenn König Philipp und Marquis Posa so nah aneinander rücken, als wolle der Eine den Andern nächstens statt um Gedankenfreiheit um Feuer für seine Cigarre bitten, so möchte ich immer dazwischen springen, sie auseinander reißen und sagen: „Sie sind ein kalter König und Sie sind ein begeisterter Edelmann: — treten Sie sich doch gefälligst nicht auf die Füße.“ Und oft und oft hab' ich auf der viel kleineren Königsberger Bühne meinen Roderich und Sindred, Dietrich und Rüdiger, König Heinrich und Herzog Arnulf in der That so auseinander gerissen und in meinen Stücken wenigstens den alten großen Münchener Stil eingeführt: — wahrlich nicht zum Schaden des Erfolges.

In München bewegten sich nun damals in jenen idealen großen Räumen in entsprechend großen Formen des Ausdrucks, in Stimme und Gebährde eine Reihe von ganz hervorragenden Künstlern, deren idealer Stil, ohnehin durch angeborne Eigenart und

durch die damalige Schule gegeben, durch jene „monumentalen" Raumverhältnisse noch geistig gesteigert wurde: ich nenne mit den Gefühlen tiefsten Dankes, begeisterter Rührung, in treuem Gedenken die Namen abgesehen von dem unvergleichlichen Komiker Lang †, für das Trauerspiel Jost †, Christen †, Richter, Herr und Frau Straßmann, beide wenigstens durch prachtvolle Mittel ausgezeichnet, meine Mutter, meinen Vater (gestorben am 9./XII. 1889) und Marie Hausmann (welche mein Vater nach einigen Jahren heimführte).

Was diese Künstler im großen Stil in der hohen Tragödie von Schiller, Goethe, Shakespeare, Lessing, Racine, Corneille, Calderon, Grillparzer, ja auch Sophokles an vollendeter Schönheit, an schwungvollster Idealität bildeten, habe ich nie und nirgends wieder erreicht gesehen.

Von allermächtigstem, von geradezu entscheidendem Einfluß auf meine ganze dichterische Art zu sehen, zu hören, zu gestalten, nicht nur auf die Form, auf

die Empfindungs- und Denk- und Anschauungsweise sind sie gewesen.

Ach, den Meisten von ihnen kann ich meinen glühenden, begeisterten Dank nur noch in den Grabhügel nachrufen! Nicht nur auf meine Schauspiele, seit ich (mit 40 Jahren erst) solche schrieb, schon viel früher auf meine Balladen, meine kleinen Epen in Versen (Harald und Theano, Amalungen) und meine Prosa-Erzählungen und Romane haben sie in solcher Weise gewirkt.

Auch der Oper (Beethoven, Mozart, Weber, Meyerbeer, Franz Lachner, Boieldieu — Wagner tauchte erst später auf) mit den Namen Bayer, Pellegrini, Dietz (Herr und Frau), Härtinger, Hetzenecker, Kindermann, Stehle sei mit warmem Danke gedacht.

An diese tief dankbare Würdigung des Einflusses der Münchener Schaubühne mag sich knüpfen die Erwägung meines Verhältnisses zu der Musik und zu den bildenden Künsten.

In meinem Aelternhause wurde Musik nicht im

Uebermaß getrieben: meine Mutter hatte viel Gehör, spielte Clavier, fand aber sehr wenig Zeit hierzu. Auch Cither spielte sie: Herr Petzmayer, als Citherkünstler und als Vertrauter des Herzogs Max wohl bekannt, hatte sie es gelehrt. An mir entdeckte man — zu meinem Unheil! — früh ein mehr als gewöhnliches Gehör und so ward denn die Wohlthat über mich verhängt, daß ich „Clavier spielen lernen durfte!“

Es ist das einzige Lernen, das mir auf das Heftigste verhaßt nicht nur war, sondern blieb. Bittere Thränen hat es den Knaben gekostet! War es mir anfangs nur vermöge der früher (I, S. 170) beklagten allgemeinen Faulheit im höchsten Grade „zuwider“, daß nun neben den verhaßten Schulstunden noch vier Lernstunden in der Woche und jeden Tag mindestens eine Uebungsstunde dem geliebten Garten entzogen werden sollten, so fand später dieser Widerstand bessere Begründung.

Es war richtig: ich hatte und habe ein „unverschämtes“ Gehör, d. h. ich präge mir auch ziemlich

verwickelte Melodien gleich beim ersten Hören so scharf und so genau ein, daß ich sie sofort nachsingen oder auf dem Clavier tastend — mit Einer Hand — nachspielen kann. Diese Gabe wurde mein Verderben wie schon dem armen Gretchen seine Schönheit. Denn auf sie stützten Aeltern und Lehrer ihre Behauptung, es seien nur Faulheit und boshaftige Verstocktheit, was mich, der ich doch sonst nun (I, S. 190) vorwärts kam im Lernen, im Clavierspiel durchaus keine Fortschritte machen lasse.

Dem war aber nicht so! Denn jenes Gehör half mir nichts bei meiner völligen Unfähigkeit, mir nicht nur die verfluchten Noten — zweier Schlüssel! — auch die zahllosen anderen Haken und Striche, die Kreuze und Beeen und Auflösungszeichen nicht nur einzuprägen, — ich begriff sie wohl! — sondern mir nun die Bedeutung all dieser verflixten Klang-Runen gleichzeitig bei schnellstem Tact und 32tel Noten gegenwärtig zu erhalten! Das konnte ich nicht leisten! Das heißt: da ich hoffentlich doch auch nicht viel

dümmer bin als die Millionen, die vor, neben und nach mir diese Herculesarbeit vollbracht haben, so wird es wohl daran gehapert haben, daß ich nicht die erforderliche Zeit auf die Uebungen verwandte. Dies unterließ ich aber bei dem zweiten Versuch, der, nach Unterbrechung von mehreren Jahren, in der zweiten Gymnasialclasse an dem nun Vierzehnjährigen gemacht wurde, nicht mehr aus Faulheit und Gartenschwärmerei, sondern gerade weil ich, nunmehr ein guter und sehr eifriger, auch ehrgeiziger Schüler geworden, in der That alle verfügbare Zeit auf die Sprachen, Mathematik und Geschichte verwenden mußte, wollte ich meine Stellung in der Classe behaupten. Dazu kam, daß Herr Foeckerer, mein neuer Lehrer — die früheren Namen der Kinderpeiniger habe ich vergessen! — nichts weniger als lieblich war: das didicisse fideliter artes emollit mores nec sinit esse feros galt von diesem Sohne Niederbaierns nur mit Einschränkung. Es war nicht hübsch von ihm, daß er, hatte ich fehlgegriffen („gesaut", wie er auf Vilshofenerisch

sagte), vor Jähzorn puterroth im Gesicht, meine Fingerlein in seiner Rechten zusammendrückte und mir die ersten Gelenke an den scharfen Kanten der Obertasten so grausam anpreßte, daß ich hätte weinen mögen: ich weinte aber nicht, sondern faßte statt dessen einen grimmen Haß gegen den Mann: natürlich konnte ich nun mit den bitter schmerzenden Fingern die nächsten Tacte erst recht nicht greifen. Die Clavierstunden wurden die Qual meines jungen Lebens! Zumal, als ich auch während der par Wochen Landaufenthalt in der herbstlichen Freizeit auf der Fraueninsel des Chiemsees jeden noch so strahlend schönen Morgen, oder auch bei der drückendsten Gewitterschwüle (wann draußen „auf der Hachel" die Bürschlinge wie verrückt auf Leber anbissen, so daß man sie gar nicht rasch genug an die Angel lassen konnte!) in dem Lehrerhäusel auf einem alten Spinett [welches längst in das germanische Museum zu Nürnberg würde gehört haben, nur daß dieses damals noch nicht bestand] zwei Stunden üben mußte, — da verwünschte ich

alle Musik von der des seligen Orpheus bis auf die meine!

Ich ward ganz erbittert gegen die „secreta notarum“. Die Abneigung gegen Herrn Foeckerer und seine Handdrücklichkeiten trieb mich sogar zu einer Art pia fraus, die freilich nicht viel von Pietät an sich hatte. Mein Quälgeist (— übrigens: wahrscheinlich quälte auch ich ihn gar sehr und ich will ihm von heute an für den Rest meines Lebens verzeihen: ich hatte es bisher nicht über mich gebracht! —) wohnte in der Gruftgasse und wenn ich nun im Frühling um vier Uhr aus der Classe kam und die Genossen zerstreuten sich in lieblicher Wildheit in Garten und Feld, dann mußte ich Armer viermal die Woche nach zwei Stunden Mathematik und Xenophon (†! †! †!) oder sonst was in das enge dumpfe Zimmer, wo der verhaßte Folterkasten stand und der zornige Mann saß, mit den Zangenfingern, der nie mit mir zufrieden war. Einmal hatte ich umsonst geklingelt: — er, allein zu Hause, hatte es nicht gehört [— er

war ein wenig schwerhörig, der Gute! aber c statt cis, das hörte er durch zwei Wände!]. Seelenvergnügt sprang ich die steilen dunklen Treppen hinunter, holte die Genossen noch im Hofgarten ein und meldete daheim im guten Glauben: „Herr Foeckerer war nicht zu Hause.“

Ach! Bei dem guten Glauben sollte es nicht bleiben! Um die verhaßte Stunde von vier bis fünf herum zu kommen, war gar so süß. Ich legte es nun darauf an, daß er, der freilich zu Hause war, wie ich recht wohl wußte, mein Anklingeln nicht hören konnte: ich zog die Glocke, — so daß ich den Aeltern schwören durfte, ich habe geklingelt — aber so unendlich leise, daß nur ein Händchlein eines Tönleins erscholl, und ward nun, wie sehr erklärlich, nicht geöffnet, so raste ich davon: „Herr Foeckerer hatte nicht geöffnet!“ Allein leider! Nur ein parmal ließ sich das Stücklein aufführen: der zornige Meister der Töne, der darüber jedesmal seinen Gulden einbüßte, merkte die Absicht, ward sehr verstimmt —

die Fingerquetschungen in der nächsten Stunde steigerten sich — und wann ich nun noch so leise um 4 Uhr die Treppe hinanschlich, — da war sie sperrangelweit geöffnet und das Anläuten überflüssig: denn der Gebietiger des Wohlklangs stand grimmig lächelnd auf der Schwelle, mich zu empfangen. Endlich aber sah ein Gott meine Noth: es ward ihm selbst zuwider, eines Tages trat er vor meinen Vater und sprach: „Herr Dahn, sparen Sie Ihr Geld: der Bub is zu dumm: er lernt's nit."

Merkwürdig! Mittelst genau derselben Zauberformel hatte auch mein erster Lehrer schon den Clavierbann gebrochen. Ich ward fortab verschont mit der Ausbildung einer Gabe, die ich weder hatte noch begehrte.

Aber, o Foeckerer, du bist gerächt! Später erwachte in mir ein sehr starkes Bedürfniß, Musik zu machen: und da der Faulpelz nichts gelernt hatte, mußte und muß er sich nun begnügen, fremde und eigene Melodien gar klagjämmerlich und jammerkläglich

mit Einem Finger, höchstens Einer Hand, auf den Tasten zusammen zu klimpern!

Nämlich oft überkamen und überkommen mich, wie wohl jeden mit Einbildungskraft erheblich begabten Menschen, ästhetische Stimmungen, Anwandlungen, welche nach künstlerischer Gestaltung drangen, aber nicht in dichterischer Form, sondern in Tönen oder in Farben, in Strichen: in solcher Anregung wär' es höchster Genuß, musikalisch phantasiren, componiren oder zeichnen, malen zu können. Beides hab' ich leider nicht gelernt: nun sitze ich an dem Clavier und mache ungefüge Versuche, zu componiren, wobei ich aber über die Grundmelodie — ein par Accorde! — nicht hinaus komme. Oder ich verschmiere einen Bogen Papier, indem ich eine Reiterschlacht oder eine mir auftauchende Helden- oder Frauengestalt, einen zerfallnen Tempel, ein Palatium, eine schwermüthige Heidelandschaft hinwerfen will: mit meiner Zeichnerei muß es ähnlich stehen wie mit meiner Musik d. h. ich kann nichts: aber Meister

Moritz von Schwind, der einmal zufällig zu meiner äußersten Bestürzung einige solche Blätter in einem Buche fand, das ich ihm geliehen, sagte, mit seiner genialen „Gröben": „Sacrament, Sie san ja a famoser verdorbener Maler, der no gar net angfange hat." Von meinen Melodien sagen mir Musiker dasselbe: „ja, ja, das wäre schon was, — wenn's was wäre." Uebrigens hat Freiherr Robert von Hornstein ein par Grundmotive von mir in seinen Compositionen meiner Balladen verwerthet (z. B. das Kreuzfahrerlied: „im Rebengrünen Neckarthal").[1] Wenn ich nämlich daran gehe Verse zu schreiben, die nur irgend sangbar sind (also z. B. nicht fünffüßige Jamben lehrhaften Inhalts), so „ergreift mich, ich weiß nicht wie" — zwar nicht grade „himmlisches Behagen", aber das Bedürfniß, bei dem Versemachen zu singen, und so wird denn gesungen in höchst eigenköpfig gefundnen Weisen, bald wilden, bald leisen (aber meistens wilden!),

[1]) Gedichte II. 3. Auflage. Leipzig 1883. S. 194.

je nach dem Gegenstand und nach dem Steigen oder Sinken der Empfindung, bis das Ganze fertig ist. Ich weiß gar nicht, daß ich dabei „singe" (was auch eine arge Beschönigung sein mag): aber meine liebe Frau sagt dann wohl: „Du hast gedichtet! leugne nicht! Es hat der Kronleuchter im dritten Zimmer davon geklirrt."

Allein im Ernst: es ist oft ein schmerzend Gefühl, eine künstlerische Empfindung, welche ihrer Art nach Ton oder Bild verlangt, nur durch das Wort und also nothwendig nicht voll angemessen wiedergeben zu können: z. B. die Gothenschlacht am Vesuv, der Abzug der letzten Gothen im „Kampf um Rom" müßte in einem großen Carton gezeichnet, der Wettgesang von Brinnobrand und Sido in den „Batavern" müßte gesungen werden: — der dichterische Ausdruck ist hier dem Gegenstand nicht gewachsen.

So hab' ich denn selbstverständlich ein tiefes Bedürfniß nach Musik, das, nachdem ich nicht mehr gezwungen ward, Musik von mir zu geben, eifrig nach den holden Tönen suchte.

Zuerst waren es die Studenten- und Volkslieder, die mich entzückten —: freilich mit starker Betheiligung des Inhalts an dieser Wirkung: wir sangen sie recht und schlecht in „Walhall" (s. oben S. 109) und Freund Piloty war unerschöpflich, mir neue vorzusingen und alsbald zu Berlin in seinem Kämmerlein auch vorzuspielen. Dann aber erhielt ich vortreffliche Schulung des Ohres und der Seele für classische Instrumentalmusik. Mein Oheim Dr. Georg Wendling — er hatte eine Schwester meines Vaters, die „Tante Emma" geheirathet, — früher Militärarzt, ward später königlicher Schloßverwalter zu Nymphenburg. Diesem hoch und manchfaltig begabten, ganz eigenartigen Mann verdanke ich gar Vieles, Großes, Schönes: er nahm mich mit in seine Aufhütte bei Forstenried, er lehrte mich Forellen und Asch mit der Fliege fangen, er übte aber auch eine höchst wohlthätige realistisch-naturalistische Gegenströmung wider meine übersentimentale Fleischesabtödtung mit seinem gesunden Humor: er lud mich ein für alle Mal in sein gastlich

Haus und in den unvergleichlich schönen Schloßgarten, in welchem ich denn gar manche Stunde verträumt habe. Onkel Georg nun war hervorragend musikalisch begabt und vollendet musikalisch durchgebildet: ein naher Freund der beiden Lachner — Franz und Vincenz — hat er für letzteren einen Operntext „Lorelei“ geschrieben, auch an der Composition mit gearbeitet: die Oper ward in München und in Karlsruhe mit Erfolg gegeben: für Franz Lachner aber, den prachtvollen, unvergeßlichen Generalmusikdirector der Münchener Oper und Hofmusik, hat er auf dessen Wunsch eine Umarbeitung des Textes von Don Juan (der in der That bisher unglaubliche Unsinnigkeiten enthielt!) geliefert (bei der ich auch ein wenig mit helfen durfte), die dann lange in München zu Grunde gelegt ward. Dieser liebe Oheim (den ich allerdings im Verdacht hatte der Anstiftung zu dem zweiten Versuch, mich gegen meinen und Apollo's Willen Clavier zu lehren) weihte mich nun auf das Einsichtsvollste in die classische Musik ein, nicht durch

Reden, sondern indem er mich einlud, den ausgezeichneten Streichquartetten zuzuhören, die er mit den besten Hofmusikern Münchens — ich nenne Menter und Kahl — eingerichtet hatte: da ward ich denn in Bach und Gluck, in Haydn und Mozart und Beethoven[1]) (und Lachner'sche herrliche Suiten!) gründlich eingeführt: waren die Fremden fort, spielte mir der Gute die Stellen, die mir aufgefallen, noch mal, oder erklärte mir, was ich nicht verstanden (was anfangs ziemlich viel war, aber allmälig immer weniger ward). Auch Mendelssohn kam etwa noch daran: aber noch nicht Schumann, Liszt, Chopin und in Bezug auf Wagner machte der gute Oheim so ziemlich die gleiche Entwickelung durch wie die ganze Welt: von kopfschüttelnder Ablehnung zur Bewunderung von Tannhäuser und Lohengrin: — den wunderbaren Nibelungenring hat er nicht mehr erlebt. Aber außer seinen Streichquartetten besuchte ich nun auf

---

[1]) Vergl. „Beethoven-Stimmung", Gedichte II. S. 364.

sein Andringen — der Gute gab mir stets das Geld dazu — die herrlichen Odeonsconcerte, welche Franz Lachner leitete, — wirklich wie Moltke die Feldschlacht.[1]) Dazu trat die ebenfalls von Lachner unübertrefflich geführte Münchener Oper: wie herrlich waren doch die Aufführungen seiner „Catharina Cornaro" durch Bayer, Pellegrini, Härtinger, Dietz, die Hetzenecker (oben S. 145)! Das ging wohl vierzehn Jahre so fort, 1848—1862, und so hab' ich denn sehr viel classische Musik, classisch aufgeführt, gehört (in Berlin besuchte ich fleißig die Concerte des Stern'schen Vereins): dadurch bin ich wie für das Schauspiel durch die Münchener Hofbühne ein wenig stark verwöhnt worden und nicht leicht später in Würzburg, Königsberg, Breslau in Oper und Concert zu bringen gewesen. Könnte ich die Concertstücke zu Hause hören, — sehr gern. Aber nicht in einem überheizten Sal unter vielen Hunderten von Gaffern und Gafferinnen!

---

[1]) Vergl. Gedichte II. S. 379: „an Franz Lachner."

Ferner: 1½ Stunden Instrumentalmusik kann ich mit Genuß und Merksamkeit folgen: aber was darüber ist, das ist — für mich — vom Uebel. Ganze Heuwagenladungen von Noten von 8—10½ Uhr kann ich nicht in mich aufnehmen, und da ich dabei leider nicht einschlafen kann, theils aus Anstand, theils wegen der Pauke, so gerathe ich in einen Zustand, der, aus Schlaftrunkenheit, Menschenhaß und Ueberreizung zusammengesetzt, höchst unästhetisch ist. Da bleibe ich lieber an meinem Schreibtisch und lasse mir bei Tage von meinen sechzehn deutschen Singvögeln was zusammen „concertiren“ und am Abend von meiner lieben Frau Harfe vorspielen: alle siebzehn hören auf, sobald ich es wünsche, Therese sogar, ohne daß ich sie „verhänge“. Von dieser Harfe wundersamem Klingen werden wir in der Folge noch Etliches vernehmen.

Später sind dann gar viele Sachen von mir in Musik gesetzt worden: von Max Zenger (I, S. 31) manche der schlichten Weisen, von Robert von Hornstein (oben S. 154) Balladen, ebenso von Ritter (der

dann auch aus dem „faulen Hanns“ (1862, Gedichte II, S. 533) eine ganz vortreffliche Oper gemacht hat, für Heinrich Hofmann schuf ich meinen „Armin“, für Professor Lorenz in Stettin arbeitete ich „Harald und Theano“ zu einem Opernbuch um: davon und von andern Operntexten später; Rheinberger, Seidel (†) in München, Sommer in Berlin, und gar viele Andere haben Gedichte von mir in Musik gesetzt.

Davon und von meiner Stellung zu Richard Wagner (Briefwechsel von Königsberg aus: 1872) später mehr: geradezu classisch hat aber Franz von Lachner, der mir überhaupt ein gütiger Gönner war, später mein „Macte Senex Imperator“ componirt (gedichtet am 9. Februar 1871): es war von erschütterndem Eindruck, als es auf dem allgemeinen deutschen Sängerfest zu München 1873 von vielen tausend Stimmen im Glaspalast vorgetragen ward: ein Franzose schrieb darüber in das Journal des Débats: „die Deutschen sind blut-toll geworden durch ihre Siege! Sie brüllen zu Tausenden: „Schlachte, Imperator,

Schlachte!" „Macte" hat er statt mit „Heil" mit „Schlachte" übersetzt, von mactare. Der Imperativ müßte aber lauten „macta!" (Latein schwach!) Vincenz Lachner in Karlsruhe hat dann ebenfalls sehr schön mein bei dem Tode des alten Kaisers gedichtetes „Vale senex Imperator!" in Musik gesetzt. Aber von all' dem später mehr.

Kürzer kann ich mich fassen bezüglich meines Verhältnisses zur Baukunst, Bildhauerei, Malerei.

Die großartigen Bauten Ludwigs I. verfehlten ihres Eindrucks nicht: der Knabe sah sie ja überall vor sich aus dem Boden wachsen: man erwäge, wir sind in dem München von 1835—50, dasselbe hörte an der Residenz auf: wo jetzt die Feldherrnhalle steht, lag ein vielbesuchtes Wirthshäuslein „zum lachenden Wirth": alles, was dermalen nördlich der Theatinerkirche sichtbar ist, sah ich entstehen: im Südwesten war das Sendlingerthor, im Osten das Thal die Stadtgränze.

Meine Neigung nun gehört, abgesehen von dem Antiken, dem Romanischen, nicht dem gothischen Stil,

wenn ich auch nicht so dumm bin, die Dome von Köln, Straßburg, Freiburg, Ulm, Rheims, Amiens, Rouen u. s. w. nicht zu bewundern. Allein abgesehen von dem hellenischen Tempel (doch vielleicht dem meist in sich vollendeten Werk der menschlichen Kunst), zieht mich mehr als das Unruhige, Sehnen weckende, aber nicht befriedigende, ins Unendliche sich Verflüchtigende und doch wieder Kleinliche und Spitzige des Gothischen (mit seinen „kauzenden Heiligen") die grandiose, ernste, in sich gesättigt ruhende Größe des Romanischen an: das ist Dietrich von Bern, das ist der Palast zu Ravenna! Diese Basiliken, diese Paläste verhalten sich zu der unruhig „gesticulirenden", überphantastisch verschnörkelten Gothik wie die echte altgermanische Heldensage des frühesten Mittelalters zu den keltisch-provençalischen Kunstgedichten der Ritterei von König Artus „und seiner frostigen Massenie".

Mir sind die Werke von Gärtner und Klenze, später von Schlüter in Berlin nun einmal ans Herz gewachsen: will ich mich heute noch in München an

Baukunst erbauen, so gehe ich nicht in die Auerkirche, sondern in die Basilika, und bei Leibe nicht in die Maximiliansstraße, sondern in meine alte, liebe, edle, vornehme Ludwigsstraße mit ihren gewaltigen, wenn auch wenig durchgebildeten Massen von Bibliothek und Saline. „Langweilig“ soll sie sein, die Ludwigsstraße! Ich danke für die Kurzweil, bei jedem Schritt so vielen Menschen ausweichen zu müssen. Die Maximiliansstraße hat den Vorzug, daß sie die Schönheit der Lage der Stadt an dem herrlich raschen Gebirgsfluß und unter dem Höhenzug des Gasteigs zur Geltung bringt (was ja auch die neue Prinzregentenstraße glänzend verwerthen wird:), aber die Ausführung, der sogenannte „Stil“ mit seinen täuschenden Vorflächen ohne Hintergrund ist bezeichnend für ihre Entstehungszeit: kleinliche Anläufe ohne Nachhalt, gekünstelt, von oben herunter — in löblichstem Streben! — gemacht, wollen, aber nicht können, zeugungsunfähig. Nicht blos Straßen, — — auch ganz andere Dinge, Einrichtungen, Maßregeln und Stre-

bungen jener Jahre (1850—1864) trugen jenes Gepräge im lieben Baierland.

Wie wunderbar schön ist ein Abendgang zum Siegesthor hinaus und dann die Rückkehr die Ludwigsstraße herauf mit der Feldherrnhalle als Abschluß, welche weiter südlich ein par spitze Thürme überragen, im Mondschein oder auch im späten Abenddämmer, mit einem leuchtenden Stern ober jenen Thürmen! In der Maximiliansstraße begegnen mir viele Menschen, in der Ludwigsstraße viele Gedanken. —

Was nun Bildhauerei und Malerei betrifft, so wird mir selbst schwer, zu entscheiden, auf welche ich mehr angelegt bin: es wird aber doch wohl die Bildhauerei sein. Wenigstens sehe ich in all meinen Dichtungen die Gestalten vor Allem plastisch vor mir — in ihrem Dastehen und ihren Bewegungen — erst in zweiter Reihe treten mir die Farben in die Vorstellung. Die angeborene Neigung mag wohl durch den gewaltigen Einfluß der Glyptothek verstärkt worden sein, welche ich, angeregt durch Homer, seit

1846 jede Woche besuchte. Der boshafte Berliner Witz, wohlerzogne Münchener gingen nicht in die Theken, weil dort nackte Menschen seien — wodurch ausgedrückt werden soll, König Ludwigs Werke seien nicht in's Volk, in das Leben Münchens gedrungen, — ist nämlich durchaus wahrheitswidrig: daß München eine echte Kunststadt geworden ist und zwar nicht nur mit Wirkung auf die Künstler, das hat Berlin, glaub' ich, deutlich lernen müssen. Auch waren von 1846—62 alle drei Sammlungen zumal von Gymnasiasten, Studenten u. s. w. eifrig besucht. In der Glyptothek hatte ich meine Lieblinge, von denen ich mich Viertelstundenlang nicht trennen konnte: so den schlafenden Faun, den ich im „Kampf um Rom“ dem wackern Vitigis auf den Helm geworfen habe (das zerbrochene Werk ward in dem Graben vor der Engelsburg gefunden): dann eine behelmte Roma, welche Didosa ähnlich sah und andres. Aber auch die Fresken von Cornelius wirkten derart auf mich, daß, als ich mir diesen Winter (1890/91) von meiner lieben Frau wieder

einmal die Ilias vorlesen ließ, ich nur die Augen zu schließen brauchte, um die cornelianischen Gestalten zum Greifen deutlich vor mir zu sehen.

In der Malerei wirkten selbstverständlich Historie und Landschaft am stärksten auf mich: für die Landschaft hatte ich reichen Natursinn mitgebracht, und der unablässige Verkehr mit ausgezeichneten Landschaftern, wie Haushofer, Heinlein, Schleich, Liers, auf der Frauen-Insel, aber auch im Aelternhause, bildete Auge und Urtheil. Unter den Historienmalern zogen mich Van Dyk, Van Eyck, Franz Hals — diese Köpfe sind ja echte Gestalten wie von Shakespeare! — und die andern Niederländer, ganz besonders auch Rubens mächtig an und die großen Italiener Leonardo, Tizian, welche alle ja in der Pinakothek reich vertreten sind. Da berauschte mich denn die Pracht und Gluth der Farbe und ich hätte gleich mit tafeln mögen! In der neuen Pinakothek stand ich stundenlang in dem Rottmann-Sal und suchte mir auch sonst zumal meine Lieblingslandschaften, außer den

oben genannten besonders auch Zwengauer, immer wieder auf. Mein trefflicher Führer war die Kunstgeschichte von Kugler: das Buch ist arg dick, aber ich habe es dreimal durchstudirt und mir hohe Stöße Auszüge daraus zusammen geschrieben, so daß ich damals eine ganz leidliche Prüfung aus Kunstgeschichte würde gemacht haben. Später haben die Sammlungen von Berlin, Dresden, Cassel, Darmstadt, Paris und mehrfacher — achtmaliger — Besuch von Italien die alten schönen Münchener Eindrücke ergänzt. — Ja, es waren schöne Jünglingsjahre. Es rührt mich, denke ich daran, mit welch unersättlicher Heißgier ich auf allen Seiten in Wissenschaft und Kunst alles irgend Erreichbare an mich heran zu raffen und geistig und seelisch mir anzueignen lechzte. Es war ja unmäßig: — aber der zu Grunde liegende Idealtrieb nach dem Hohen hat doch etwas Rührendes in seiner Reinheit und in seinem selbstlosen Feuereifer.

Es reut mich auch keine Stunde all' der Arbeit, die Andere der Jugendfröhlichkeit schenkten: es reut

mich nicht, obwohl schließlich bei all dem wirklich oft Menschenkraft fast übersteigenden Abmühen nichts heraus gekommen ist als ein Lehrer und Gelehrter zweiten und ein Dichter dritten Ranges: „es hat halt nit weiter g'langt“: aber es ist auch so gut: ich habe doch auch so ideale Anregung als Lehrer und als Dichter in gar viele junge Menschenseelen gestreut. Obige geistige Selbsteinschätzung schreibe ich schon heute (geschrieben 9. II. 1891) hier nieder: weiß ich doch nicht, ob ich es erleben werde, diese Erinnerungen zu Ende zu führen (bis 1888: Uebersiedelung von Königsberg nach Breslau), und da ich Werth darauf lege, sie kund zu thun, spreche ich sie hier schon aus. Es ist — ohne jede dumme falsche Bescheidenheit — meine aufrichtige Selbstwürdigung: und ich wiederhole, daß sie keineswegs mit Bitterkeit begleitet ist. Nicht jeder kann ersten Ranges sein wie Jakob Grimm und Schiller, auch nicht jeder zweiten Ranges wie Eichhorn und Uhland: es muß doch auch wohl solche Käuze geben wie ich einer bin: sonst wären sie nicht da.

VI.

Es würde nun aber ein unvollständiges, unwahres, zu düster blos grau in Grau gemaltes Bild geben, wollte man sich den Studenten dieser Halbjahre immer nur auf die Bücher gebückt vorstellen: der Zusammenhang mit Natur und Landschaft war doch nicht völlig abgerissen.

Zwar schwer, arg schwer, litt ich durch den Verlust des älterlichen Hauses und Gartens auch darin, daß ich nun nicht mehr durch die zwei Stockwerke des geliebten Heims und in jedem freien Augenblick durch den weiten vertrauten Garten wandeln oder jagen und toben konnte: — jetzt traf mich das früher verspottete Geschick der Stadtkinder selbst.

Das Kämmerlein in der Schönfeldstraße war zwar wohl etwa acht Schritte lang, aber schwerlich

vier Schritte breit: außer dem Bett, dem (kleinen) Waschtisch, dem Schreibtisch, dem schmächtigen Bücherschrank war nur noch für zwei Stühle Raum: kamen zwei Besuche auf einmal, mußte der Wirth sich auf den Bettrand setzen: das Stoßfechten ging nur sehr schlecht in dem darmähnlichen Sack-Zimmerlein! An alle die mannichfaltigen ritterlichen Uebungen im Aelterngarten war ohnehin nicht mehr zu denken: die Fechtstunden bei Gruber ersetzten sie doch nur sehr ungenügend. So blieb denn nur noch das Spazierengehen im englischen Garten. —

Aber an dessen Stelle traten jetzt vielfach die Umgebungen Münchens Isar aufwärts, dem Flußufer entlang — über Harlaching nach der Menterschwaig oder — auf dem linken Ufer — über Thalkirchen nach Großhesselohe, der von Schwanthaler gebauten „romantischen" Burg Schwaneck und nach Pullach und Grünwald. Zumal der Weg über die Ueberfälle und das „Umeinanderschliefen" in den Isar-Auen, den „Boschen", um Thalkirchen war beliebt.

Seit ich auf das Spazierengehen angewiesen war, wählte ich mir hiefür stets die eine Stunde vor und während Sonnenuntergang, also im Winter und Herbst von 5—6 oder von 6—7, im Sommer und Frühling von 8—9 oder von 7—8: diese Zeit ist für mich und wohl für die Meisten die stimmungsvollste: das Dämmerlicht bringt sanfte Befriedung und doch dabei einen Anhauch ahnungsvoller Wehmuth, die sanfter Süße nicht entbehrt.

Diese Eindrücke wirkten und wirken noch heute in mir sofort dichterische Bewegung: ganz unwillkürlich ergreift mich in dieser Abendstimmung ein lyrischer Drang und noch nie bin ich von einem solchen einsamen evening-walk ohne Erbeutung von ein par Versen nach Hause zurück gekommen.

Vom Jahre 1850 bis 1862 war der am häufigsten eingeschlagne Weg durch den englischen Garten — am Aelternhaus vorbei! — um den Monopteros, über die Isarbrücke bei Bogenhausen und dann (— zumal seit Herstellung der wunderschönen

Anlagen auf dem Gasteig durch König Max II. —) über die Isarhöhen (und später durch die Maximiliansstraße) zurück.

Wie herrlich ist doch in jeder Jahreszeit der Ausblick von jenem Höhenzug des Gasteigs bei Sonnenuntergang! Wenige Städte wahrlich in Deutschland mögen sich ähnlicher Schöne berühmen! Die Wolkenbildung oberhalb der Isar-Hochebene ist bei den Landschaftern mit Recht gepriesen: sowohl im Winter und im Herbst, wann der strahlende Sonnenball, eine gluthrothe Scheibe, in langgezogene schwarze Wolkenstreifen nieder taucht, als im Vorfrühling, wann im Süden die stolzen Linien der Alpen fernher durch die hellen Lüfte grüßen und im Westen hinter den Frauenthürmen die Abendsonne von unzähligen kleinen, zart rosa behauchten Wölklein umschwebt wird, wie eine große Göttin von flatternden Elben und Elbinnen. Feierlich, friedevoll tönt dann das Abendgeläut der großen ehernen Glocken durch die ruhenden Lüfte, und ist der letzte Ton leise schwingend verhallt, ergreift

mit frommen Schauern die plötzlich eintretende ahnungsreiche, bedeutungsvolle Stille. Wie viele Gedichte solcher Abendstimmung hab ich von jenem Wege mit heimgebracht und eine beschwichtete, geweihte, von dem Drang, der Hast des Tages gelöste Seele, voll guter Vorsätze, entschlossen, erlittne Kränkung zu vergeben und den geliebten Idealen in Leben, Wissenschaft und Kunst fort und fort treuen begeisterten Dienst zu widmen.

Mit ausgeruhtem Geist, mit reingespülter Seele kam ich dann in das gar einfache Stüblein zurück, „zündete mein einsam Lämpchen an“ (wie Jakob Grimm einmal in einem rührenden Verslein sagt) und weihte, waren die auf dem Weg entstandenen Strophen niedergeschrieben, nach redlich gethaner Arbeit in der Wissenschaft, die letzten Stunden vor dem Schlafengehen Homer, oder der Edda, Shakespeare, oder Schiller, oder Rückert, oder Sir Walter Scott, oder der herrlichen Balladensammlung in „Percy's Relics“.

Mir eignet eine von den Freunden viel belächelte gewohnheitsthierliche Neigung: ich bin gar anhänglich an alles einmal lieb Gewordne, Gewöhnte: ich suche daher z. B. in den Reisen der herbstlichen Freizeit immer wieder die alten theuern Orte auf: früher Seebruck am Chiemsee, dann Meran, Friedrichshafen am Bodensee, Scheveningen, fahre auch gern dieselben Wegestrecken dorthin und kehre immer in den gleichen Gasthäusern, womöglich in dem altgewohnten Zimmer ein. Es geht das bis zur „Pedanterie", deren ich mir in gar manchen Stücken bewußt bin: sie ist wohl von der Schulmeisterei und Gelehrtenhaftigkeit nicht ganz zu scheiden. Allein nur gemüthlose Menschen können den süßen Reiz, den rührenden, weichstimmenden, verkennen, mit welchem auf solch altvertrauten Wegen, in den in die Seele hinein gewachsenen Bildern lieber Räume die Erinnerung beschleicht: — die Erinnerung, welche alte halbvernarbte Schmerzen oder auch verwelkte Freuden wieder belebt: — beides mit jenem leise nachzitternden Gefühl der Wehmuth,

der stummen Klage um alles Vergängliche, „dem Schmerz um alles Leben“!

Die starke Neigung zu solchen Stimmungen mag wohl „sentimental“ sein an mir, aber sie ist nicht gekünstelt, nicht gemacht! Sie und diese ganze Weichheit war damals —, abgesehen von jenem angebornen Hang zu Schwermuth (I, S. 137, 289), — die natürliche Rückwirkung der bis in das Unmaß getriebnen Härte gegen mich selbst in Anspannung und Ueberspannung des Willens und der Gedankenarbeit: denn ich habe damals recht übermäßig, wohl 15 Stunden täglich, gearbeitet: von 6—1, von 2—7, von 9—12 Uhr.

Neben und im Widerstreit mit diesem Idealismus der Selbstpeinigung und Fleischabtödtung und Ueberarbeitung machte sich nun aber doch in dem gesunden Jüngling von achtzehn Jahren mit Naturnothwendigkeit das Bedürfniß des Genusses, des „Lebenwollens“ geltend.

Freilich auch wieder in gar seltsamer, sozusagen verzückter oder doch phantastisch-sinnbildlicher Weise.

Aus reichlicher oder leckerer Speisung habe ich mir nie was gemacht: — mit „widernatürlich wenig Speise", sagt ein befreundeter Arzt, komme und kam ich immer aus. Auch sonst habe ich wahrlich nie das Bedürfniß nach Luxus in irgend welcher Richtung des Lebens gehabt: einfach erzogen von den Aeltern hab' ich mich selbst immer hart gehalten.

Aber der poetische Sinn für Pracht, Verschwendung, Ueppigkeit, — der fehlt mir freilich nicht: die Lebensfreude venetianischen Reichthums, dargestellt in den Farben des Meisters von Cadore, entzückt mich.

In dem engen Kämmerlein nun, in der Schönfeldstraße, wandelte mich bei wirklich einfachster Lebenshaltung, bei wahrhaft pedantischer Zeiteintheilung und übertriebener Arbeitsleistung doch — oder wohl eher gerade deßhalb — zuweilen das Bedürfniß an, in der Poesie des Genusses zu schwelgen. In Wirklichkeit war nicht viel anzufangen mit den 4 Gulden Monatsgeld, die freilich

später auf 8 und zuletzt auf 16 erhöht wurden: aber um die Wirklichkeit war es mir ja auch gar nicht: nur um das Phantasiebild, um das Symbol: — wie mir es in späteren Jahren wohl ergangen ist gegenüber Weibesschöne: besitzen, genießen wollte ich gar nicht: ich bildete mir eine Neigung ein, die in Wahrheit nur der Anschauung und der Begeisterung galt, die ich für die Angedichtete empfand: ich schuf mir ein Bild aus einem Weibe und betete an und liebte — dies Bild, nicht den lebendigen Gegenstand — eine Verwechselung, welche bei der größten Ehrlichkeit sehr bittere Enttäuschungen zur Folge haben kann für beide Theile! —

So wollte ich auch damals nicht genießen, nur die Poesie des Genusses „markiren", wie die Schauspieler sagen.

Es war wohl Zufall, daß ein hieraus erwachsener, kleiner, seltsamer Vorfall sich gerade an Lord Byrons Sardanapal knüpfte: — ein anderes ähnliches Werk hätte ganz ähnlich wirken können: freilich wird

hier die Poesie des Genusses und des Luxus mit aller Gluth Byronscher Phantasie geschildert.

Ich las die mir schon bekannte Dichtung wieder einmal an einem schwülen Julisonntag Nachmittag. Ich war ganz allein in der Wohnung — auch die Magd „hatte ihren Ausgang". Da auf einmal ergriff es mich: „ja, Genuß! Pracht! Verschwendung! Das ist Leben — ich will's auch einmal haben." Und ich lief zum nächsten Obstler und kaufte mir ein ganzes Pfund Sauerkirschen (— Weichsel —) auf einmal: [sie kosteten wohl 6—8 Kreuzer, während sonst nur viertel-, höchstens halbpfundweise die bevorzugte, aber kostspielige Frucht erstanden ward], rannte mit dem köstlichen Gut wieder nach Hause, holte mir in dem schönen großen Silberbecher meines Vaters vortreffliches Wasser vom Pumpbrunnen, spreitete ein altes, ziemlich enthartes Pardelfell (oder war es gar nur ein Rehfell?), das vor dem Bette des Vaters zu liegen pflegte, über ein Sofa, stellte Weichsel und Wasser auf einen Schemel zu meinen

Häupten, warf mich — mit wenig Gewandung beschwert, denn die Hitze wenigstens war wirklich Sardanapalisch — auf das Sofa und schmauste nun meine Weichsel statt assyrischer Wonnefrüchte und trank dazu das Wasser als herrlichen Königswein und dünkte mich zwar nicht ein Gott zu sein, aber doch ein Sardanapal im Kleinen!

Und der Thor, der für sich ganz allein dieses Schauspiel aufführte, war doch schon 16 Jahre alt! Es war recht einfältig: das braucht mir der geneigte Leser nicht erst zu sagen. Aber es ist bezeichnend dafür, bis zu welchem Maß mir das Eingebildete das Wirkliche ersetzte. Es ist eine lächerliche Thorheit: aber doch auch wieder recht rührend in ihrer Unschuld und Begnügsamkeit: wie viel Schmerzen wären Andern und mir erspart worden, hätte ich das erwachende Verlangen nach Schönheitsgenuß immer wie damals mit sinnbildlichen Sauerkirschen abgespeist! —

VII.

Jene ziemlich ernsten, verträumten Abendwandelgänge (oben S. 172) waren doch nicht der einzige Naturgenuß dieser Jahre: die herbstliche Freizeit brachte jedesmal wochenlange Wanderungen in die heißgeliebten Berge.

Schon in den letzten Jahren des Gymnasiums (vgl. I, S. 225) und in denen der Universität sowie der Praxis und des Privatdocententhums führte jeder August aus der Stadt in die nahen Alpen. Zumal seit dem Verlust des Gartens, der Einzwängung in ein schmalbrüstig Kämmerlein, der gesteigerten, fast nur im Sitzen geleisteten Arbeit — täglich (und nächtlich) zusammen wohl vierzehn Stunden (rechne ich 8 Stunden Schlaf, 1 Stunde Abendgang, 1 Stunde auf die drei hastig erledigten Mahlzeiten ab)

— war solche Erfrischung für den durch widernatürliche Lebensweise übermäßig angegriffnen Körper wohl recht nothwendig.

Mit fiebernder Ungeduld ward daher der Schluß des Sommerhalbjahrs — im Gymnasium, all zu spät, am 26. August, an der Hochschule etwa am 6. August — herbeigesehnt: die Stimmung der ersten Bergfahrt des Studenten spiegelt getreu ein Gedicht, das ich (später) an Scheffel richtete. (S. Anhang.)

Im Laufe dieser Jahre (von 1846 bis ich nach Würzburg übersiedelte, 1862) habe ich theils allein, theils mit Freunden wie Engert, Greiß, Clemens Piloty, später mit den Freiherren Julius von Freyberg und Franz von Godin, zuletzt mit meinem lieben Scheffel und mit Ludwig Steub, die baierischen, dann auch die tirolischen Berge in allen Richtungen durchwandert und dabei allmälig nahezu alle bedeutenderen Gipfel erstiegen: so den Wendelstein, den Watzmann, die Grimsler Thauern, die Oetzthaler Ferner, den Schlern, den Schinder, den Unnütz, den

Walberg, den Setzberg, den Hirschberg, den Hochgern, den Hochfelln, am häufigsten die Kampenwand am Chiemsee: dagegen nie die Zugspitz; damals gab es noch keine „Knorrhütte“ und die Besteigung ohne Zwischenruhe war mir als allzu beschwerlich geschildert worden.

Fast noch mehr Freude als der Naturgenuß bereitete mir hierbei der vertraute Verkehr mit dem oberbaierischen Landvolk, das ich so gründlich und umfassend in allen Gebieten seines Lebens kennen lernte, daß mir Lentner, Kobell, Steub, Stieler in solcher Kenntniß nicht, nur in der Begabung für die dichterische Verwerthung dieser Kenntnisse überlegen waren. Selbstverständlich verstand und verstehe, sprach und spreche ich die Mundart geläufig — die erste Voraussetzung für das Eindringen in die Seele der Leute und — in ihr Vertrauen. Dazu trat, daß ich nicht nur als Wanderer kam und bald wieder ging, sondern vier, sechs, acht Wochen hindurch an demselben Orte blieb, mit den Altersgenossen des

Thales alle deren Beschäftigungen, zumal die „knützen“ (d. h. kein-nützen, unnützen) theilend: nicht blos auf die Jagd, — oft ohne Jagdrecht! — zum Fischfang, auf den Tanzboden, dem Gang zu Hochzeit, Begräbniß und Kirchweih und Scheibenschießen begleitete ich die Freunde in der Lodenjoppe: — auch die Sennen, die auf die Alm stiegen mit der Herde oder die von der Alm kehrten, die Holzknechte besuchte ich bei ihrer schweren Arbeit tief im Walde, oder wann sie das Holz die Wände oder den Gießbach hinab in Isar oder Lech oder Loisach oder Mangfall sausen ließen: ja sogar säen, pflügen, mähen, den Erntewagen beladen und dreschen lernte ich, die zerrissnen Netze der Chiemsee-Fischer flicken, die Grundangel legen und heben, die schartige Sense dengeln und einmal hab ich sogar — mit Achtung zu melden! — „Odel“ gefahren. — Schnaderhüpfel — auch aus dem Stegreife — zu machen lernte ich so wacker, daß ich noch heute in Breslau die ehrwürdigsten Geheimräthinnen dadurch zu erschrecken in der

Lage bin, wie ich ja noch im vorigen Jahr mit Frau Geheimrath Weinhold in einem gar feinen Sal bei Frau Geheimrath Cäcilie Seuffert Schuhplattl getanzt habe: — freilich nicht ohne Fehlschläge, aber doch mit unglaublichem Erfolg!

So war ich denn durch mehr als zehnjährige, reichste Erfahrung nicht ungenügend vorbereitet, als ich im Jahre 1857 die Darstellung der oberbaierischen Lebenssitte in der „Bavaria" übernahm (s. Band III).

Durch diese innigste Vertrautheit mit dem Landvolk wuchs und wächst mir immer höher die gemüthswarme, die begeisterte Liebe zu dem an Muth, Kraft, Humor und echtester Naturpoesie so reich begabten baierischen Stamm, die ich auch nach der Verpflanzung nach Franken, Ostpreußen, Schlesien mir treu und lebendig erhalten habe, so zwar, daß jeden andern Abend nach des Tages Last und Arbeit mir meine liebe Frau eine Seite aus Schmellers kostbarem Wörterbuch vorlesen muß: wir wechseln dabei nur mit dem Grimm'schen Wörterbuch ab. Dann

stiegen und steigen an Pregel und Oder, während der Wind aus Rußland oder von den Karpathen den Schnee an die Fenster warf oder wirft, die grünen Halden von Loisach oder Mangfall, der Bergesheimath liebe Bilder steigen aus der versunkenen Jugendwelt mir wieder auf: in Scherz und Ernst wohlthätig das Gemüth entrückend aus dem Drang der Gegenwart und ihrer drückenden Arbeitslast, aus den Kämpfen des Tages, aus der oft so gehaltleeren Geselligkeit, aus den Aufregungen auch der dichtenden Phantasie.

Manche Leute können es nicht begreifen, daß wir beiden nun seit 18 Jahren jeden Abend in einem „Wörterbuch" lesen!

Aber abgesehen von der reichen Belehrung, welche ich aus Grimm und Schmeller für Sprache, Sprachgeschichte, Bildungsgeschichte im allerweitesten Umfang schöpfe, Kenntnisse, welche ich nicht nur auf dem Lehrstuhl und in wissenschaftlicher Arbeit, auch in Fortbildung der eignen Kunst des sprachlichen Ausdrucks

sehr ersprießlich und gedeihsam verwerthen kann —, wie beschwichtend, wie beruhigend und auch wieder wie auffrischend wirkt auf den abgearbeiteten oder übererregten Geist diese friedliche Versenkung in den Quickborn der deutschen Volksseele oder des heimischen Stammes in der Sprache!

Dabei blieb ich nicht blind für die mit den Vorzügen der Baiern unscheidlich und unmeidlich zusammenhängenden Fehler: denn auch die Stämme haben die Fehler ihrer Tugenden: jede falsche Idealisirung schwindet, wenn man mit den Burschen und Dirnen als Einer ihres Gleichen gelebt hat! Es bedurfte daher nicht erst der Erfahrungen, welche ich später als regierender Rechtspracticant an dem kgl. Landgericht München rechts der Isar im bürgerlichen und im Strafverfahren und in der Verwaltung ein Jahr hindurch zu sammeln reichste Gelegenheit hatte, um mir jede Selbsttäuschung über die oberbaierischen Bauern zu nehmen: — allerdings stehen die Gebirgs-Oberbaiern weit über den die Hochebene um Mün-

chen bewohnenden und über den Niederbaiern! — und ich gestehe, daß ich, seitdem ich die Alamannen, — ohne Zweifel der begabteste deutsche Volksstamm — näher kennen gelernt habe, deren an Raschheit und Feinheit und Sinnigkeit überlegne Geistes- und Sinnesart, ihre unvergleichlich freundlichere, liebenswürdigere Weise mich gegen die Rohheit und dumpfe Wüstheit, die häufig — nicht immer oder überall — dem Bajuvaren anhaftet, empfindlicher gemacht hat.

Allein es ist zu erwägen: gar manche unerfreuliche Erscheinung bei den Altbaiern wurzelt nicht in des Stammes Eigenart [obzwar eine gewisse — nun, sagen wir „Gröblichkeit" schon gar früh gegen denselben bezeugt wird —], ist erst im Laufe der letzten drei Jahrhunderte — wie in noch höherem Maße den Tirolern — durch kirchliche und statliche Mißleitung anerzogen worden. Nicht der Katholicismus wahrlich, — aber der Jesuitismus hat seit dem Sieg der Gegenreformation im Bunde mit einer nicht immer

sehr weisen oder eiferbeflißnen Regierung jene Schäden an der Seele des wackeren Volkes gezüchtet, welche wir im Vergleich mit Alamannen, Franken, Thüringern, Niederdeutschen hier und da zu beklagen haben. Dazu kam das unverschuldete Unglück, das die politische Geschichte des Stammes begleitet seit Ende des VIII. Jahrhunderts schon: die Losreißung des Nordgaues (um Eichstädt) bei dem Sturze Tassilo's trennte Baiern für immer von dem so wünschenswerthen Zusammenhang mit Franken und Thüringen. Im Süden, wo der Stamm bis gegen Trient hin geboten hatte, — in Bozen saß bis c. 700 ein baierischer Graf — ging das schöne reiche Land an Langobarden, dann an die Burggrafen von Tirol, endlich an Oesterreich verloren. Am schwersten aber traf Baiern die Loslösung seiner Ostmarken: Kärnthen, Krain, Deutschösterreich bis nach Ungarn hinein: all diese Lande waren in höchst verdienstlicher Weise von dem tapfern und starken Stamm mit Schwert und Pflug den Avaren, später den Slaven, d. h. der

Barbarei entrissen, dem Christenthum, dem Deutschthum, dem Ackerbau, dem Städtethum gewonnen worden in einer Jahrhunderte füllenden ausgezeichneten Ansiedlungsarbeit, — um dann nicht nur dem Stammesherzogthum verloren zu gehen, um in dem Oesterreich der Habsburger einen übermächtigen und oft mit Unterjochung drohenden Nachbar erwachsen zu lassen. Dann die Jesuiten: dann die unselige, so oft zu Frankreich und wider das Reich gewandte Statskunst gar mancher Wittelsbacher des XVII. und XVIII. Jahrhunderts: — daher die von Jesuiten und Ministern gemeinsam betriebene planmäßige Absperrung des Volkes von dem ketzerischen Norden und von aller deutschen Bildung, die Herrschaft der Jesuiten u. s. w. in den Schulen, — von der Dorfschule bis zu der als Bollwerk wider die Reformation errichteten Hochschule zu Ingolstadt, die Alleinherrschaft der weiblichen Orden in den Töchterschulen, die Begünstigung italienischer und französischer „Cultur" statt der deutschen: — wahrlich, es beweist die

Kerntüchtigkeit dieses Stammes, daß er heute gleichwohl so wacker dasteht und seit 1818, dann seit 1848, 1867, 1871 solche Fortschritte aufzuweisen hat. Wie viel Lanzen habe ich schon für ihn zu brechen gehabt! —

VIII.

Unter den mir besonders lieb und vertraut gewordnen Landschaften hebe ich hervor einmal das Thal des Tegernsee's mit seinen grünen Halden: wiederholt hatten hier die Aeltern ihren Urlaub verbracht: zumeist an (und in!) dem Altbach spielte ich gern, als wir in dem Schneiderhäusel auf dessen rechtem Ufer wohnten: dann den tief poetischen, damals noch wenig besuchten Walchensee — hier, in diesen Einsamkeiten, lernte ich zuerst Jakob Grimms wunderherrliche deutsche Mythologie kennen: und wenig [— meine Mißgönner werden vielleicht, wenn sie dieses lesen, denken: gar nichts! —] fehlte damals daran, daß ich, im Genuß solcher Gelehrsamkeit, solcher Poesie, großer Großsinnigkeit und Tiefsinnigkeit und unter diesen Natureindrücken ein

wenig „übergeschnappt" wäre: so unwiderstehlich riß mich die Begeisterung für die Herrlichkeit der germanischen Göttersage und zugleich für die geniale, großartige Behandlung derselben durch jenen unvergleichlichen Mann, meinen großen Lehrer, dahin. Ich fuhr gar oft vor Sonnenaufgang in dem morschen Einbaum des Fischers von Urfeld in den schweigenden See, Reiher und Wildente aus dem Schilficht aufscheuchend, ein Stück hartes Brod und Grimms Buch unter dem Gransen: — und vor Abendläuten kam ich nicht zurück. Oder ich stieg mit dem Buch die schattigen Hänge des Kesselbergs oder die Felsen des Hochkopfs hinan, oder legte mich unter die Wurzeln der mächtigen Eichen, welche den Schmalpfad, der sich hart um den See zieht, überragen, Erdlöcher und Höhlen bildend: und hart an dem im wunderbarsten Smaragdgrün schillernden Uferwasser las ich und las, bis Alles um mich her von Elben und Alraunen, von Schraten und Wichteln, von Neck und Nixe belebt war. — Uebrigens hätte mich damals

in diesem geheimnißvollen Grün des tiefen Wassers der Neck des Binsengewirres da unten beinahe für immer bei sich behalten. (I, S. 122.)

Ein hübsches Abenteuer begegnete mir einmal bei der Besteigung des Unnütz an der baierisch-österreichischen Grenze zwischen Tegern- und Achensee. Ich hatte den mir genau bekannten Weg von der Scholastica aus angetreten; es war ein drückend heißer Sommernachmittag. Alsbald stieg ein Gewitter auf und entlud sich mit so furchtbarer Gewalt, wie ich es nie vorher noch nachher erlebt. Es ward, obwohl noch weit von Sonnenuntergang, stockfinstre Nacht um mich her. Ich verlor gar rasch den Weg. Nur die Blitze leuchteten, aber sie blendeten noch mehr als sie leuchteten. Ich befand mich plötzlich in dem Bergbach, der, sonst ein gar schmächtig Wasserlein, nunmehr, wüthend und schäumend, fast kniehoch herab schoß. Allein ich war es ganz zufrieden: wußte ich doch, der Bach kam von einem Hang ziemlich nahe der Sennhütte, in welcher ich Zuflucht suchen und

die Nacht verbringen wollte: denn umkehren wäre im Finstern — ohne Weg — gefährlicher gewesen als weiter aufwärts steigen in dem Rinnsal, in welchem ich wenigstens vor jedem Absturz sicher war. Allerdings verlor ich den einen Schuh sogleich und von dem andern wenig später die Sohle, so daß das Uebrigbleibende nur noch als Zierde, nicht mehr als Schutz des Fußes in Frage kommen konnte. Aber das focht mich nicht viel an: ich war vom Fischen her das Barfußgehen in allerlei Wasser gewöhnt. Minder angenehm fanden die Lage meine Schienbeine, weil der Gießbach nicht müde ward, Steine und Felsblöcklein von manchfaltigem Umfang, aber stets gleicher Unweiche mit sich rollen und mit seinen Wellen an meine Beine plätschern zu lassen.

Nach geraumer Zeit nahm aber auch dieses anmuthige Spiel der Wasser-, Berg- und Steinelben ein Ende, der Abhang war erstiegen: ich verließ nun meinen nassen, aber sichern Pfad: ich konnte jetzt des Weges nach der Sennhütte nicht mehr fehlen, welche

ich wenig hundert Schritte oberhalb dieser Wiesenmatte wußte: — es schien mir sogar, ich sähe Licht aus ihr herab glänzen, was mich befremdete, weil mir die Leute unten am Achensee gesagt hatten, die Sennerin sei schon zu Thal gekehrt.

An dieser Stelle, an welcher der Leser vielleicht in Bälde die Bekanntschaft einer schönen Sennerin zu machen hofft, muß ich leider die enttäuschende Bemerkung einfügen, daß ich in meinem ganzen Leben keine schöne Sennerin gesehen habe, trotz redlich bemühtem jahrelangen Suchen.

Allerdings ist wahr, daß die Meisten, die ich sah, von einer so dicken Schicht alteingekrusteten Kuhstall- und Mistlacken-Schmutzes bedeckt waren, daß die etwa dahinter vorhanden gewesene Schönheit mir unerschaubar blieb: lieber durch die Waberlohe als durch diesen Geruch von Kuhdünger wäre ich meist gedrungen, die Huldin zu entzaubern.

Von jener Wiesenmatte zu der Sennhütte führt ein schmaler Steig durch den Felsgraben, die einzige

kurze Strecke, die zwar auch — bei Tage — nicht gefährlich, aber doch mit Vorsicht zu behandeln ist: denn links steigt die Grabenwand senkrecht auf und rechts geht's senkrecht in die Tiefe. Es war mir aber nicht bang: ich wußte, tastete ich mich mit der Linken an der Bergwand fort, den Bergstock vorsichtig bei jedem Schritte vorsetzend, so konnte ich sicher auf dem freilich nur knapp mannesbreiten Steig auch um die fast rechtwinklig vorspringende Biegung der Felswand mich herumdrücken. Auch war das Gewitter im vollen Abzug nach Osten: der Westwind trieb das letzte nachtdunkle Gewölk vor sich hinweg und hin und wieder trat der nahezu gefüllte Mond hervor. So bog ich gutes Muthes um die Felsecke: da erschrak ich heftig: meine Wange stieß unsanft an ein wagerecht vorgehalt- nes Hinderniß: ich sah's genau — denn das Mondlicht fiel nun gerade auf die gelbweiße Wand: — es war ein Stutzen: und an dem Stutzen befestigt war ein Arm und an dem Arm ein Mann, ein himmellanger: dessen Gesicht war über und über mit Ruß geschwärzt.

Es war ein „Schwärzer“ d. h. entweder ein Wilderer oder ein Schmuggler: beide schwärzen sich gern, sich unkenntlich zu machen.

Die Lage war recht einfach: umwenden konnte ich nicht, dazu war kein Raum: ich mußte also versuchen, an dem Andern vorbei zu kommen: wollte der Mann mich Waffenlosen dabei wegschaffen, so brauchte er gar nicht zu schießen: ein Ruck mit dem linken Arm und ich lag im Abgrund. Er trat, stets das Gewehr im Anschlag, einen Schritt zurück, mich vorbei zu lassen: ich leugne nicht, das Herz pochte mir, als ich mich nun an der äußern — der Grabenseite — hart an ihm vorbei drängte, seitlings schreitend, den Rücken dem Abgrund zugewandt. Es waren nur drei Schritte: aber sie schienen mir recht lang, obwohl ich mir sagte, es sei im höchsten Maß unwahrscheinlich, der Riese werde mich hinabschleudern wollen, nachdem er sich — Dank dem lieben Herrn Mond! — überzeugt, daß ich weder Förster noch Gensdarm

noch Zollwächter, sondern ein sehr harmloser „Stadtfrac“ war.

Er that mir denn auch nichts zu leide und nahm schweigend seine Wachtstellung wieder ein. Denn daß er ein Wächter war, sollte mir bald klar werden.

Deutlich sah ich nun aus der nahe vor mir liegenden Sennhütte starken Lichtschimmer dringen; ich ging rasch darauf zu, denn völlig durchnäßt „bangte ich mich“ (sagt man in Ostpreußen) nach einem wärmenden Feuer; die Thüre der Sennhütte stand offen: ich trat ein: keine Sennerin war mehr da: aber ein halb Dutzend Männer, alle mit geschwärzten Gesichtern, lagen um den Herd, auf dem ein tüchtig Reisigfeuer brannte: ihre Stutzen lehnten an der Wand oder an den gewaltig hohen „Kraxen“ d. h. auf dem Rücken zu tragenden Holzgestellen, welche über und über angefüllt waren mit Tabak und Wein: ich war in einen Zug von Paschern gerathen, welche die dunkle Gewitternacht, in der sich schwerlich ein

Grenzsoldat dem Regensturm hier aussetzte, zur Ueberschreitung des Grenzberges ausgesucht hatten.

Es war ein höchst malerisches Bild! — (und ich hatte die erforderliche Seelenruhe, desselben froh zu werden: denn ich wußte, es werde mir kein Haar gekrümmt werden) — die kraftstrotzenden, verwegenen Gestalten, die phantastisch wirkenden schwarzen Gesichter — wie von Feuerriesen —, die Lodenjoppen, oder Kotzen — viereckige „Fuhrmannsmäntel", in der Mitte ein Loch, den Kopf durchzustecken — eine uralte Tracht dieser Bergvölker (schon auf römischen Siegessäulen wahrnehmbar, die spätere „Dalmatica" der Priester) —, zerlumpt, alt, vielgebraucht, vieler Wagefahrten Zeugen, dazu die drohenden Waffen: — all das in der rothen, unstät flackernden Beleuchtung des qualmenden Feuers —: es war prachtvoll!

Aber nachdem ich mich des Anblicks gelabt, — ungestört von den Männern, von denen keiner sprach oder grüßte — regte sich der Hunger: ich sah auf dem Rande des Herdes die rußige Eisenpfanne der

Sennerin stehen: es stieg mir daraus ein angenehmer Geruch in die Nase: ich trat näher und sah, es waren darin noch die Reste des „Schmarrens“, welchen die ungeladnen Gäste sich aus mitgeführtem Mehl bereitet: ohne ein Wort, durch Gebährden, fragte ich den Nächsten, ob ich davon essen dürfe? Der nickte gutmüthig und eifrig kratzte ich mit dem Taschenmesser die Ueberbleibsel von den Wänden und dem Boden. Aber die Müde, die Erschöpfung war gewaltiger als der Hunger: gar bald schob ich die Pfanne zurück, legte mich in meinen triefenden Kleidern möglichst nahe dem immer noch Wärme strahlenden Herde auf den harten Bretterboden und schlief sofort ein, ohne Furcht: ich wußte, die Männer würden mir nicht an's Leben und an „Werthen“ führte ich (außer der Uhr) nur wenige Zwanziger im gemsledernen „Zugbeutele“ mit. Die Ermüdung muß arg gewesen sein: als ich erwachte, war es heller Tag. Die Hütte war leer. Es weckten mich Regentropfen, die mir auf das Gesicht fielen. Noch halb

im Schlummer erinnerte ich mich doch, unter Dach eingeschlafen zu sein: woher die Tropfen? Ich sprang auf: siehe, das Dach war zu gutem Theil abgerissen, die Bretter lagen vor der Hütte: das Gewitter war in der Nacht zurück gekehrt, der Sturm hatte die Sennhütte halb abgedeckt: — aber meinen bleischweren Schlaf hatte er nicht unterbrochen.

IX.

Wie dieses kleine Abenteuer ohne wirkliche Gefahr verlief, ist mir auch sonst bei diesen ein Jahrzehnt hindurch unternommenen Bergfahrten nie ein nennenswerther Unfall zugestoßen.

Nur einmal gerieth ich in rathlose Verlegenheit.

Ich war ins Tirol gewandert und zuletzt in das Oetzthal gelangt, wo ich mich mehrere Tage umtrieb, wiederholt minder beschwerliche, ohne Führer zu wagende Aufstiege unternehmend. Ein junger Maler aus der Rheinprovinz hatte sich mir dabei angeschlossen. Zuletzt wollten wir — wenn ich nicht irre von Gurgl aus — mit einem Führer über das Ramôljoch (ich glaube über den vorderen Ramôlkegel und durch das rothe Kar): ein, wie der Führer versicherte und der Erfolg bestätigte, an sich völlig ungefährlicher Uebergang.

Alles verlief auch ohne viel Beschwerde vortrefflich bei wunderherrlichem Wetter und prachtvoller Aussicht: wir bedurften nicht der Anseilung: nur bei dem Abstieg von dem Joch ward das Weggefäll ziemlich steil und nun sagte der Führer unvorsichtigerweise: „jetz kimp a schiachs Trumm, da leidt's koan Schwindel": alsbald bogen wir um eine Felsennase und vor uns lag ein knapp mannsbreiter Pfad über schlüpfrig Gestein, links die senkrecht aufsteigende Wand und rechts der viele hundert Meter tiefe Abgrund. Vorsichtig, die Linke in jede Vertiefung der Wand krallend, mit dem Bergstock bei jedem Schritt vorwärts erst den Fleck für den Aufsatz des Fußes prüfend und die Augen streng gerade aus gerichtet, gingen wir schweigend: der Führer voran, der Rheinländer in der Mitte, ich zuletzt. Ausdrücklich hatte der Führer uns gewarnt nach rechts in die Tiefe zu blicken. Den Maler aber reizte es unwiderstehlich: da von unten herauf rauschte das Tosen eines Wasserfalls: den mußte er sehen. Er blickte hinab und

— mit lautem Schrei ließ er sich langsam nach vorn auf das Antlitz nieder gleiten, vom Schwindel, von Todesangst ergriffen. Daß er dabei nicht hinab stürzte, war schier ein Wunder: denn sein Leib ragte nach rechts fast über den Steig hinaus. Der Führer blieb erschrocken stehen und wandte halb den Kopf: ich aber wäre um eines Hares Breite gefallen, denn ich hatte den Fuß schon erhoben zum Schritt auf die Stelle, wo nun mein Vormann lag. Vergebens drangen wir minutenlang — und eine Minute ist lang in solcher Erregung! — mit Bitten und Drohen in den vor Todesangst Weinenden und Schluchzenden, er möge sich doch langsam wieder aufrichten und die wenigen Schritte an der Wand hin vollenden: denn seine und besonders meine Lage war so nicht lange zu ertragen: der Führer freilich hätte ja nur nöthig gehabt, gerade aus zu gehen: aber der Wackere dachte nicht daran, auch nicht als ich ihm das vorschlug, Leute zu Hilfe zu holen.

„Die können nit helfen,“ meinte er, „Ka ja nur

Dans stehn. Und bis i zrück war, wart ihr alle zwoa derfalln." Für den Augenblick war ich freilich am Schlimmsten daran: von Umkehren war gar keine Rede: dazu war kein Raum, ohne Zweifel hätte mich bei der Wendung der Schwindel hinuntergerissen: der Maler beschwor mich dann, über seinen Leib hinweg vorwärts zu schreiten und mit dem Führer zusammen Leute, Hilfe zu holen. Aber ich hatte das bestimmte Gefühl: so wie ich auf den Menschenleib trete, rührt der sich, ich rutsche und stürze nach rechts hinab. Es war eine recht arge Lage: mir klopfte das Herz zum Springen: auch war ich nach etwa neun Stunden Steigen müde: meine Kniee zitterten, meine Wadenmuskeln schmerzten: ich spürte, ich werde nicht lange so unbeweglich aufrecht stehen können. Und der Unglücksmensch war durch nichts, nicht durch Flehen, nicht durch Schelten zu bewegen sich aufzurichten: er wäre auch nun, in solchem Schwindelgrauen einmal gefangen, sehr leicht abgestürzt. Endlich kam der Führer auf einen Einfall, einen Vorschlag, den der Aermste, ob-

zwar mit äußerstem Widerstreben, annahm: ich und der Führer wir sollten uns in die Kniee niederlassen, der Führer den Liegenden bei den Händen nachziehen, ich ihn an den Füßen vorwärts schieben.

„In Gottes Namen denn,“ stöhnte der Mann.

„Ja, in Gotts Nam',“ wiederholte der Führer. „Denn leicht derfallen wir uns auf de Art alledrei.“

Und es erschütterte mich doch mächtig, als nun der starke und muthige Mann da vor mir, bevor er sich in die Kniee niederkauerte, mit lauter, überlauter Stimme in dieser schauerlichen Einsamkeit von Firneis und von Fels ein Vaterunser zum Himmel hinauf sprach! „Sondern erlös uns von dem Uebel. Amen!“ So schließt das Gebet in der katholischen Fassung. Es war schön, ergreifend. — Ich: — ich konnte ja nicht beten! Es mußte auch so gehn — mit Zusammenbeißen der Zähne. Ich dachte noch rasch an ein par liebe Menschen und ließ mich sacht in die wankenden Kniee sinken: — ich hoffte nicht, wieder aufzustehen. Aber zum Glück war die Strecke nur ganz kurz: nach

wenigen Minuten, nach kurzem Ziehen des Führers, der freilich das Beste that, und Schieben von mir — ich hatte den Bergstock in der Rechten dabei wagerecht über den Liegenden hingestreckt — erreichte der Führer alsbald eine so breite Stelle, daß er den Gezogenen nach links hin, wo nun eine Buchtung des Felsens zurücksprang, von dem Abgrund hinweg zerren konnte und der Weg für mich frei ward: nun hatte auch ich die Ausbuchtung erreicht: ich wollte aufstehen: aber die Kniee versagten, ich knickte wieder zusammen und lag ausgestreckt neben dem Maler, der nun aus seinem Schluchzen im Gefühl des geretteten Lebens auf einmal in ein krampfhaftes, gellendes Lachen ausbrach, das noch viel unheimlicher zu hören war, als vorher das Schluchzen. Erst nach geraumer Zeit und nach manchem Schluck Enzian aus der Flasche des Führers brachte uns dieser wieder auf die Beine. Der Arme bat uns, lachend und weinend durcheinander, gar oft um Verzeihung. Was war da zu verzeihen! Es war ein Krankheitsanfall. Aber ich

gelobte mir, niemehr mit einem Unbekannten zu wandern, dessen Schwindelfreiheit mir unerprobt. Das war die einzige Gefahr, deren ich mich entsinne aus der Zeit meiner „Bergfexerei“ (aber dies Wort war damals noch nicht erfunden).

X.

Aus diesen Wanderfahrten in den Bergen wäre noch Manches zu erzählen: Stimmungsvolles, Tiefdichterisches, Mythologisches[1]), auch manches Lustige. Nur ein Stücklein der letzteren Art. Noch als Gymnasisten zogen wir drei, Engert, Greiß und ich, einmal in der herbstlichen Freizeit über die Grenze bei Kufstein ins Tirol. Die Cholera herrschte in München: die besorgten Aeltern hatten mir eine gewaltige Flasche voll einer — angeblichen! — Arzenei wider die Seuche mitgegeben und eingeschärft, davon bei den geringsten Anzeichen von Erkrankung zu nehmen. Selbstverständlich hatte ich von dem dunkelrothen Gebräu gekostet, ehe die Flasche dem Widerwilligen wohl verkorkt in

---

[1]) Ueber den Feuerzipfel auf dem Kesselberg s. Band III und einstweilen Bausteine I. Berlin 1879. S. 86 f.

das Ränzlein gesteckt ward: es schmeckte schauerlich! Niederträchtig bitter und zugleich zum Erbrechen reizend! Ein österreichischer Mauthner bei Kufstein — meist waren und sind die Herren ja recht artig und verständig — hatte uns drei harm- und güterlose junge Bürschlein gar unartig und unanständig drangsalirt und aufgehalten, zuletzt war er sackgrob geworden. Wir schworen ihm Rache. Als wir nach einigen Tagen wieder die Grenze erreichten und nun nach Baiern zurückwollten, hatte ich das üble Gesäuf in eine der Schoppenflaschen umgefüllt, in welchen der Tirolerwein verkauft wird. Er bemerkte uns, wie wir auf der Landstraße heran kamen, und trat mißgünstig hinüber zu seinen baierischen Amtsgenossen, eifrig in diese hinein sprechend, nicht zu unsern Gunsten, so vermutheten wir scharfsinnig.

Ich that nun, — in voller Sehweite der Beamten — als ob ich gar ängstlich die Weinflasche verstecken wollte: ich zog sie aus dem Ränzel und barg sie in der Seitentasche meines über der Schulter

getragenen Ueberziehers. Barsch fuhren uns, verhetzt von dem argen Tiroler, die baierischen Landsleute an, fragten eindringlich, ob wir nichts Zollpflichtiges mit uns führten? Wir verneinten und öffneten unsere Ranzen: während nun die Baiern diese durchstöberten und nichts fanden, rief unser Widersacher: „Ja, aber der da — der Jüngste — der hot 'en Wein. I hob's g'segen, wie er'n versteckt hot. Do! In dem Taschl! Do hommers scho.“ Und er zog die Schoppenflasche siegfrohlockend aus ihrem Versteck. Und er zeigte sie den Baiern und sprach: „Jetzt straft's es nu glei. Schmuggeln ham's wolln. Is dös eppa koa Wein, du Krauskopfeder?“ Ich zuckte die Achseln.

„Ich glaube nicht. Uebrigens — versuchen Sie's.“

Das ließ sich der Mann des Gesetzes nicht zweimal sagen: — er hielt die durchsichtige Flasche gegen das Licht: — wie rother Tiroler funkelte das Naß: — er öffnete, that einen mächtigen Gewalt-

schluck und — schrie laut auf und spuckte und nieste und schnitt gar arge Gesichter und schalt gar ungefüg auf die „Lausbuben". Ich aber sprach: „ich sagte ja nicht, daß es Wein sei. Behalten Sie die Neige zum Andenken." Und entsprang in den Graben auf baierischer Seite. Und harmlos zerbrach am Baum der Allee die nachgeschleuderte Flasche. Wir aber nannten den Erbosten den Polyphem von Kufstein. —

Einmal fand eine solche Wanderung hübschen Abschluß.

Wieder waren wir drei — Engert, Greiß und ich — bis über Innsbruck hinaus gedrungen — mit ganz unwahrscheinlich wenig Gulden. (Ich möchte einen unserer pomadeduftenden, forsch-feuchten Helden, — die mit 18 Jahren bereits „repräsentiren" müssen in fliederfarbenen Handschuhen: aber einen Satz aus Cäsar übersetzen können sie nicht und von Kant oder Herder oder Jakob Grimm wissen sie kaum von Hörensagen — einmal in der Lodenjoppe

mit dem schweren Rucksack und den Nagelschuhen auf solche Wanderung schicken): aber auf dem Rückweg ging uns bei aller Sparsamkeit „das Trumm aus“, wie man an der Isar spricht. Wegemüde, staubig kamen wir an warmem Oktobertag zu später Nachmittagsstunde an in dem fliegengesegneten Wirthshaus von Peiß: noch war ein starkes Stück Weges auf der öden Landstraße zurück zu legen: wir verlangten lechzend nach Labung. Allein nach sorgfältiger Absuchung der wollengestrickten Geldbeutel und der Westentaschen fand sich nur ein Gesammtbarbestand von 1½ Kreuzern mehr: und die Halbe kostete doch auch damals schon 3! Ach, das war hart! Die junge Wirthstochter lugte aus der Gangthüre in den leeren Garten, in welchem der Herbstwind die welken Blätter umher trieb.

Ich erschaute einen Augenblick ihr hübsches, lebenslustſtrahlendes Gesichtel.

„Soll ich's wagen?“ sagte ich. „Die glaubt uns.“ („Pumpen“, „anpumpen“ waren mir nie vernommene

Wörter und – Odhin dem Wunsch sei Dank! — ich habe die Begriffe in der Anwendung niemals thätig, nur leidend [letzteres aber in mehr als erwünschtem Umfang!] kennen gelernt.)

„Jawohl," sagten die Beiden, „du bist der Jüngste."

„Und der Durstigste!" schloß ich.

Ich schritt also auf die schalkhaft auf der Schwelle sich Wiegende zu, lüpfte die Kappe, geschmückt mit dem braungoldnen Buchenlaub, und sprach: „Vieledle Jungfrau! Wir sind drei wackre Gesellen, haben großen Durst auf eine Halbe, aber alle drei zusammen nur sechs Pfennige. Wir bitten schön — und ich als der Jüngste und leider der Durstigste bin zum Sprecher erkoren — geben Sie uns Credit für die andern sechs Pfennige. Wir schicken sie morgen gewiß! Unsere Aeltern sind . . . mein Vater ist" . . .

„Jatz hörst auf mit Dein Geschmalk, du talkeder Bua! I that dir no mehr geben als e Halbe."

Sprachs, drehte sich auf dem Absatz, Röcklein

flatterte, Zöpflein flog: sie verschwand in dem Keller und gleich darauf brachte uns drei schäumende Maß(!)-Krüge — schmutzstarrend der scheußliche Hausknecht. Ich sah sie nie mehr, die „freundliche Frille“.

Ich schickte ihr am andern Tag durch die Post [— selbst hinaus zu gehen wäre mir sündhafteste Zeitverschwendung und zugleich „Untreue“ gegen Didosa erschienen: denn gefallen hatte mir die Blondgezopfte doch! —] 6 + 6 + 6 Kreuzer mit — Visitenkarten hatten damals die Gymnasisten noch nicht! — einer Zeile des Dankes und meinem Namen. Ich erhielt das Geld zurück in ein Zettelchen gewickelt: darauf stand mit Bleistift gekritzelt: „O du viel talkeder Bue!“

Ich war sechzehn Jahre alt.

Das war mein bedenklichstes Abenteuer, mein verwogenster Schritt in Frau Minnes Gehegen, ja, mein einziger von 1834 bis viel später. O mein Gott! Was war ich doch für ein „talkeder Bue!“

XI.

Das Schwergewicht meiner Erinnerungen an das baierische Bergland fällt nun aber in den Chiemgau: Alles zusammengezählt wird die Zeit, die ich auf seinen Eilanden und an seinen Ufern verbrachte, erheblich mehr als ein Jahr meines Lebens ausfüllen: ich stelle hier alle diese Eindrücke und Aufenthalte zusammen, zurückgreifend bis in die frühe Kindheit, vorgreifend bis in die letzte Münchener Zeit, bis etwa 1862.

Es war zu Anfang der vierziger Jahre, daß der Chiemsee, insbesondere aber dessen so überaus reizvolle Fraueninsel erst „entdeckt" wurde: — wenigstens für die Münchener. Junge Landschafter vor Allem, später dann auch Schriftsteller waren es, welche auf der Suche nach neuen Stoffen für Bild,

Lied oder Erzählung von der Hauptstadt aus in jene damals noch gar nicht so leicht erreichbare Ostmark gelangten. Sind es doch 23 Poststunden — ich weiß es genau: woher? wird sich zeigen — von München bis Weißham, der dem See nächsten Poststation, von wo aus man dann bald am Nordwestufer, der Fraueninsel gegenüber, erreicht den Weiler Gstad, von wannen uns die „Huberin“ (die Fergin, würde Geibel sagen) oder häufiger nur deren Einbaum — wir steuerten und ruderten selbst — in etwa einer halben Stunde nach dem lindengrünen Eiland hinüber brachte. Die Post konnten Maler, Dichter, Studenten nicht bezahlen: der Stellwagen — ein unglaublich alterthümliches, unbequemes, langes, schmales, hartsitziges, federnloses, holperndes und rüttelndes Beförderungsmittel, — ging nur bis Rosenheim auf der uralten Rosenheimer Landstraße über Sauerlach und Peiß (nach Anagni dem fliegenreichsten Ort, den ich auf dem Erdball kennen gelernt habe, s. oben S. 214): das war höchst langweilig und unerquicklich und für

die knappbemessenen Reisegelder jener Jugend auch noch theuer. So waren denn die jungen Maler, nachdem König Ludwig I. das Kunstleben in der bis dahin so wenig belebten Isarstadt geweckt hatte, erst ganz allmälig und so zu sagen von ungefähr an und auf den mächtigen See dort im Vorland der Ostalpen gelangt: wie sie nachgerade die Wanderschritte über Rosenheim und den Simsee hinaus gen Prien im Süden, gen Seebruck im Norden geführt hatten.

Auf der Fraueninsel zählten zu den frühesten Ankömmlingen die jungen Maler Max Haushofer, Karl Ruben und Friedrich Lentner, Maler und Poët dazu. Diese konnten sich nun gar nicht ersättigen des Staunens über die unschilderbare Poesie, welche über das kleine, bis dahin den Gebildeten nahezu völlig unbekannte Eiland ausgegossen war. Von dieser Poesie bald mehr: aber auch die Prosa auf der Insel d. h. die Verköstigung, wie Karl Buttervogel sagt, und deren unglaubliche Wohlfeilheit war für unsere

Art von Reisenden sehr schätzenswerth. Noch ein Jahrzehnt später, nachdem durch die starke Nachfrage die Preise gestiegen waren, betrug das Tagegeld für Maler, Studenten, Gymnasiisten und dergleichen leichtbeutelige Gäste 15 Kreuzer, also etwa 40 Pfennige! Dafür erhielten wir ein wackeres Bett, manchmal allein im Zimmer, höchstens selbdritt, morgens Kafe, Butter und Weißbrod nach Belieben: — allerdings waren Seine Hochfaulheit der Herr Bäckermeister nicht zu bewegen, öfter als einmal, höchstens auf vieles Bitten zweimal in der Woche zu backen, und die von der Huberin über den See geführten Semmeln von Weißham waren auch meist gut abgelagert! —

Mittag gab es Suppe, zweierlei Fleisch mit Zukost und Mehlspeise: (— so reichlich, daß sogar die unglaublich weiten Magen der Landschafter gefüllt wurden: — ob es bei denen in der Kunst liegt? Mit Staunen sahen wir Andern ihnen zu: Einer hieß der Knödelgeier, weil ihm einmal 10 fast faust-

große Leberknödel auf Einen Mittag waren nachgerechnet worden), nach Mittags Kafe, Abends zwei Gerichte. Und das Alles, vortrefflich bereitet, kostete (für uns junge Wandervögel) nicht 50 Pfennige. Und als die prächtige Wirthin, Frau Dumbser, einmal den Versuch machte, 18 Kreuzer von uns zu erheben, da gingen wir nicht etwa in „Ausstand", sondern in hellen Haufen, zu 20 etwa, brachen wir in ihre Küche, umringten sie, setzten uns auf den (kalten) Herd, ergriffen ihre Pfannen, ihre Trichter, ihre Tiegel und Töpfe, machten damit einen Riesenlärm, tanzten um sie her, ergriffen sie und schwangen sie so lang in ungesuchtem Reigen, bis sie jammernd und lachend versprach, es solle bei den 15 Kreuzern bewenden.

Die gute alte Frau Dumbser! Wie sie es in den letzten Jahren fertig brachte, das stattliche Riegelhäubchen auf dem kahlen Scheitel mit den zwei Strähnen weißen Hares zu festigen, war uns ein Gegenstand nie befriedigter Neugier. Wie müt-

terlich wohlwollend blickte sie aus ihren hellen runden Augen auf uns „unnütze Buben“, wie sie auch die voll ausgewachsenen Maler nannte! Ihr Gatte war das Muster eines oberbaierischen Wirthes: nicht sehr gesprächig, ruhig, aber merksam auf Alles und, verlangte es also der Gang der Gestirne oder die Ordnung in seinem Wirthszimmer, von einer Grobheit und Stärke, wie Asa-Thôrr! Ich sah es mit Augen, wie er den rothen Fritz, den einzigen Branntweinsäufer auf der Insel und einen der häufigst hinausgeworfenen Menschen, die ich kenne, dem er längst sein Wirthshaus verboten hatte (was freilich auf jenem Eiland ähnlich wirkte wie etwa auf Island die Friedlosigkeit oder die römische aquae et igni interdictio!), bei abermaligem Eindringen wagrecht auf seine beiden riesenstarken Arme legte und ihn, den Kopf voraus, durch das ganz schmale und niedre Fenster in das Freie hinaus schoß wie der Bäcker einen Laib Brod in den Ofen schießt: da der Schießer sich nicht vorher die Zeit genommen, das Fenster zu

öffnen, gab es klirrende Scheiben und blutige Backen.

Das wackere Wirthspar hatte nur Einen Sohn, Cajetan, mit dem ich gar oft zum Jagen zog, z. B. auf den Entenfall lange vor Sonnenaufgang in der Sommernacht: die Schilderungen nächtlicher Stunden in Wald und Schilf, oder des langsam empordämmernden Sonnenaufstiegs am See oder Flußufer, wie ich sie in „Attila" und den „Batavern" (Weleda) gebracht, stammen aus den Eindrücken jener Fahrten auf dem Chiemsee und in dessen Ufergehölzen. Auch das Fischen „auf der Hachel" lehrte er mich: die Hachel ist eine Stelle im See zwischen der Frauen- und der Krautinsel, von höchst beträchtlicher Tiefe, wo auf dem Seegrund unten im Sommer und Herbst ungezählte Völker von Fischen, zumeist Bürschlinge, (Barsch, Krätzer: perca fluviatilis) standen: nicht ganz leicht war es, genau die rechte, nicht gar umfangreiche Stelle zu finden: das Kreuz der Klosterkirche von Frauenwörth mußte in gerader Linie stehen zur

hohlen Weide auf der Krautinsel. Nachdem ich das einmal gelernt, fuhr ich im Einbaum ganz allein hinaus und festigte diesen auf dem Platz durch einen schweren Stein, den man angeseilt an Statt eines Ankers hinab ließ: man fischte mit der Fingerleine, d. h. ohne Angelruthe und ohne Kork: der Hamen, mit Leber oder Würmern beködert, ward an viel klafterlanger Schnur, die um den rechten Zeigefinger gewunden war, hinabgelassen bis auf den Seegrund: es war recht spannend zu harren, bis ein Riß an der Schnur andeutete, der Fisch wolle „mit dem Hamen fahren": — dann ein rascher kräftiger Ruck: — stets in der der Bewegung des Fisches entgegengesetzten Richtung — und nun hurtig die lange, lange Schnur mit der Linken aufgehaspelt, während die Rechte nie den Fang „locker werden" lassen durfte. Welche Freude, spürte man an dem Gewicht, an dem Widerstand des Fisches, dessen stattliche Größe! Welcher Verdruß, ward die Schnur plötzlich „leicht" d. h. hatte sich der Fisch während des Aufhaspelns los gemacht.

Zuweilen nahm ich nun zur Hilfe bei dem „Ankern“, auch wohl bei dem Anködern und Abhaken (d. h. Ablösen des Fisches von dem Hamen) einen etwa 7jährigen Buben mit, den Gürtler-Franzl, einen der häufigen Knaben des Fischers an dem Ostufer des Eilandes, in dem höchst malerisch am dunkelfederblüthigen Schilf gelegenen Häuslein, an dessen Pforte ein steinerner, aus dem Seegrund aufgefischter Heiliger Wache hält. (Scheffel hat das so schön behandelt, Frau Aventiure, S. 126.)

Einmal hatte der Fisch ganz besonders stark gerissen, in eigenartig schnellender Bewegung: das Gewicht war gar schwer bei'm Aufzug: Bürschlinge von 2 Pfund und mehr waren nicht selten in der Hachel: allein dies schien ein kleiner Walfisch! Franzl merkte wohl, wie stramm die Schnur sich straffte, noch bevor ich die Schwere rühmte, klopfenden Herzens, voll Sorge, ob ich den Fang auch bis in den Kahn fördern würde: der Bub stand hinter mir mit weit offnen Augen. Glücklich gelangs: schon sah ich die

dunkle Masse durch das Wasser: — nun hob ich den Fisch über Bord: da warf sich Franzl laut schreiend auf sein Antlitz auf den Boden des Botes: „Der Teifi, der Teifi!" schrie er. „Jesses Maria und Josef! Der Teifi!"

Ich hatte alle Mühe, ihn zu überzeugen, daß wir nicht den Teufel aus der Tiefe gezogen hatten, wie etwa Thôrr die Midhgardhschlange, sondern eine prachtvolle, dreipfundige Ruthe, die glänzend schwarz und schlangenähnlich, allerdings einem gewöhnlichen Fische nicht gleich sieht. Guter Franzl! Seither hat er viel tausendmal mehr Fische gefangen denn ich, darunter wohl auch viele „Teifi": denn er folgte dem Vater im Gewerbe nach. Und nun ruht er schon lang unter dem grünen Rasen auf dem höchst poetischen kleinen Friedhof der Insel.

Meist lag ich allein auf der Hachel: zu jeder Stunde des Tages, vom Morgengrauen bis in die einbrechende Nacht: es war gar gut dort träumen, von den Wellen leise gewiegt, aber nicht von Anker

getrieben; oft hab' ich den ganzen langen Sommertag von der Hora bis zum Ave Maria Läuten da draußen in dem Einbaum verbracht, See und Ufer und die fernen Berge in jeder wechselnder Beleuchtung und Stimmung bestaunend: zumal eben, wann der Fisch „lass" biß. Aber vor dem Ausbruch eines Gewitters, mit Leber södernd, fing ich einmal in einer Stunde 72 Krätzer: — also in der Minute mehr als Einen.

Mit Cajetan schoß ich auch meinen ersten und einzigen Rehbock im Walde zwischen Breitbrunn und Seebruck: er fiel im Feuer: aber ich sah hinzueilend das wunderschöne brechende Auge auf mich gerichtet: — ich mußte meiner Hanni denken und die Rehe hatten fortab von mir Friede. (Meine Böcke schoß ich fortab an meinem Schreibtisch.) Aber Raubvögel aller Art, auch Reiher, Enten und (wider das Verbot!) manche Möve schoß ich im Schilf oder im Uferwald des Südwestgestades an, oder auch, was streng verpönt war, auf dem See! Dann galt es rasch da-

von steuern, rief der Schuß den „Fischkasler“ d. h. den allein zum Abkauf der Fische berechtigten Pächter auf einem flinken Kahn zur Verfolgung der „Seeräuber“ herbei! Auch große Fische, zumeist Hechte, die sich im Seicht nahe dem Ufer sonnten, schliefen oder lauerten, lernte ich nach einiger Uebung — es ist nicht leicht, die täuschende Strahlenbrechung des spiegelnden Wassers richtig zu berechnen — sicher treffen. Aber den Pelican, der, aus dem Mittelmeer hierher verschlagen, geraume Zeit zu bitterer Klage der Fischer von der Krautinsel aus, wo er aufzubäumen pflegte, furchtbare Verheerungen unter den erstaunten Chiemsee-Einwohnern anrichtete, den berühmten Pelican des Chiemsees sollte nicht ich erlegen, sondern ein Reiferer: der Professor Ruben, der eine Eidam der Dumbserischen.

Cajetan, der leider früh verstarb, hatte keinen Bruder, aber mehrere sehr hübsche und reichbegabte Schwestern: die beiden hervorragenden Entdecker der Fraueninsel, die Landschafter Max Haushofer und

der Historien- und Genremaler Karl Ruben, heiratheten zwei davon und wurden dadurch auf dem Eiland so heimisch, daß sie viele Jahrzehnte hindurch die herbstliche Freizeit mit ihren Frauen und bald mit ihren Kindern hier verbrachten: jener war Professor an der Akademie zu Prag, dieser Professor, später Director der Wiener Akademie geworden. An das immerhin kühne Wagniß solcher Verbindung — denn bei aller Begabung hatten die Mädchen doch gleichwohl nur den Unterricht in der Nonnenschule der Insel erhalten können — knüpft sich die Dorfgeschichte von Berthold Auerbach, die „Frau Professorin", welche, als „Lorle" von Frau Birch-Pfeiffer in ein Schauspiel umgearbeitet, so unzählige Male die Menschen gerührt hat.

Allein der große Unterschied zwischen Leben und Dichtung besteht hier darin, daß es — merkwürdiger- und ausnahmsweise! — im Leben diesmal viel besser und erfreulicher gedieh als in der Dichtung:

beide Ehen wurden und blieben vollendet glücklich, da die beiden Frauen in ihrer reichen Begabung an der Seite ihrer hochbedeutenden Männer alsbald nach jeder Richtung deren Bildung entsprechende und gesellschaftliche Formen sich aneigneten.

XII.

Wie viel verdanke ich diesen beiden Familien, den Aeltern und den Kindern, zumal den Haushofers, welche länger und häufiger mit mir zusammen auf der Insel weilten! Professor Haushofer, ein ganz prächtiger deutscher Mann, voll Tiefe des Gemüths und der Empfindung, ein glühender Vaterlandsfreund, der sich an den lieben Tschechen zu Prag elend zu ärgern hatte, bis er die Professur aufgab und seine Tage im trauten München beschloß, hatte mir von Anbeginn eine väterliche Neigung zugewendet: er hatte mich gar lieb und gerade deßhalb ließ er es in seinem kernigen, trockenen Humor an so mancher wohlverdienten Zurechtweisung meines überspannten, hochsentimentalen, verträumten Wesens nicht fehlen: mit einem kurzen, schlagenden Witzwort aus seinem

kerngesunden Realismus heraus wirkte er in dieser Richtung eindringsamer auf mich als alles Andre. Wenn er, vermöge unvergleichlichen Ansehens, das ihn krönte, thatsächlich der König des Eilands, im Dumbserhaus in der Thüre des großen Wirthszimmers (in welchem jeder Stand: Fischer, Bauer, Handwerker und Maler, denen wir Gymnasisten und Studenten uns anschließen durften, seinen Stammtisch und darüber, von der Decke herabschwebend, sein Wahrzeichen hatte), gegen den Pfosten gelehnt, die kurze Pfeife schief im Mund, aus seinen dunkeln Augen spöttisch auf mich zwinkerte, — dann wußte ich schon: „jetzt kommt aus diesem Mund ein Pfeil geflogen, der sitzt.“ Aber wie lieb hatte ich ihn dafür! Ich spürte unwillkürlich, daß diese spröde, männliche, rauhe Herbe, dieser lachfrohe Humor das rechte Gegengift war wider meine überzarte, überweiche Art und krankhaft schwermüthige Verträumtheit. Und wahrlich, besuchte ich ihn an seiner Staffelei in dem stattlichen, luftigen, hohen Sal des höchst

malerischen Tuchmacherhäusels, — dann sah man mit Augen, welch' tiefe und zarte Poesie in der so rauhen Schale steckte des Mannes, der scheinbar für Poesie nur Spott und Hohn hatte. Die unvergleichbare Poesie des Chiemsees hat nur in den Bildern Haushofers vollen Ausdruck gefunden, wie die des Dachauer Moses in den Zwengauerschen.

Der unermüdlich Fleißige hat diesen seinen geliebten See, die von ihm entdeckte Insel, die ganze Landschaft, in welcher er die seinem Genius günstigste Stoffwelt und in seiner Frau Anna das Glück seines Lebens gefunden, in allen Zeiten des Jahres und des Tages dargestellt in zahllosen Bildern, großen und kleinen: in gewaltigen Maßen den stürmenden Weitsee, der die weißkammigen Wellen an die Nordspitze des Eilands schleudert: in kleinen Cabinetsstücken irgend ein altes morsches Fischerhüttlein mit seinen Netzen an dem Zaune des Vorgartens, zumeist aber und am schönsten den wunderbaren Abend auf dem Westufer des Festlandes vom Kloster aus gesehen,

wann die Sonne hinter den dunkeln Tannenwipfeln gerade versunken war und nun ein sattes leuchtendes Gelb in langen Streifen wagerecht über dem Walde sich hinzog: gar oft saß ich in solcher Stunde tief versteckt, daß mich auch die Kameraden nicht finden konnten, in einer der alten Weiden auf dem „Frauengang" hart vor der Klostermauer und hielt den Athem an zu lauschen: wann dann, ganz leis ersterbend, die Welle im sanften Abendwind die Kiesel raschelnd an das Ufer schob, wann nur die scheue Fledermaus noch durch die Dämmerung strich und aus dem uralten Klosterthurm herab die ernste, tiefstimmige Glocke das Ave Maria durch die Lüfte hallte, wann nun der letzte Hauch klingend und schwingend über den See hin verschwebte — dann athmete und lebte ich Poesie und brauchte sie nicht zu dichten!

Uebrigens hat diese Abendgebetsstimmung auf dem Chiemsee auch durch Ruben trefflichen Ausdruck gefunden in dem Bild „Ave Maria", und Scheffel hat sein herrliches Gedicht in Frau Aventiure (Stutt-

gart 1863, S. 186) hier erlebt, nicht auf dem Traunsee, wohin er es nur des übrigen Zusammenhanges willen verlegen mußte.

Die Bilder von Haushofer, Ruben, Heinlein, Zwengauer, wie gerne schaue ich sie immer wieder in der Neuen Pinakothek! Die „Modernen" belächeln sie. Freilich: jene Kunstwerke haben einen unverzeihlichen Fehler: sie sind schön! Und heutzutage gilt als Wahrspruch der Kunst der lügnerische Hexenspruch: „schön ist häßlich, häßlich schön."

Ja, das war „Poesie" damals auf der Fraueninsel!

Wie sehnte ich mich jedes Sommerhalbjahr seit 1850 aus der Stadt hierher! Stark duftender Fenchel umsäumte den Weg von der Anlände der Insel am Westufer bis zu dem Wirthshause: für immer — auch jetzt noch, da ich das schreibe — steigt mir bei der Vorstellung „Herbstferien" die Erinnerung an diesen Fenchelgeruch in die Nase.

Als ganz kleines Kind schon war ich einmal

auf der Insel: das Wirthshaus war überfüllt, die guten Nonnen nahmen das Kind und die Mutter für ein par Nächte in das Kloster auf: ich rieche noch jetzt den Weihrauchduft in jenem Schlafsal, ich bewundere noch die zierlichen Hirschlein und Rehlein, welche, aus Wachs geformt, unter einem Glassturz auf der „Commode“ standen neben den vielen gemachten Blumen und neben den Heiligen aus Wachs.

Später, in der Lateinschul- und in der Gymnasial-Zeit, ward dann die Fraueninsel der Herbst für Herbst aufgesuchte Standort für Ausflüge in die Nähe und in die Ferne. Mit fieberhafter Spannung, etwa wie früher die Weihnachtbescheerung, ward der erste Tag der Freiheit herbeigesehnt. Dreimal hab' ich, zweimal mit Greiß und Engert, den Weg von 23 Poststunden an Einem Tage zu Fuß zurückgelegt: Engert und ich wir brachen noch bei Sternenschein (am 26. August) morgens um 2 Uhr von der Königinstraße auf, holten Julius von seinem Haus an der Rosenheimerlandstraße ab und nun gings über diese

staubige und viele Stunden so reizlose Straße dahin — ein mäßiges Vergnügen, das ich jetzt nicht genießen möchte. Und doch — wie jauchzte dabei die junge Brust! Jeder Begegnende ward angesprochen, in jedes Wässerlein liefen wir barfuß hinein — ein gutes Mittel, die müden Füße zu erfrischen. Gegen Mittag gelangten wir nach Rosenheim: da wurde nicht etwa eingekehrt, sondern vor dem Markt, im hohen Grase gelagert, verzehrten wir das mitgetragene belegte Brod. Nachts zwischen zehn und elf Uhr erreichten wir Gstad, klopften die alte Huberin aus dem Schlaf und fuhren dann selbst in dem mir anvertrauten Einbaum hinüber nach der Insel, wo wir die Maler gerade bei dem letzten Glase Bier noch antrafen.

XIII.

Selbstverständlich lernte ich „Einbaum" [1]) und „Plette" tüchtig steuern und rudern: oft habe ich allein im Einbaum bei rasendem Nordsturm, der gewaltige Wellen den Weitsee herauf wälzte, die Insel umfahren, was an dem Schwabenzipfel, dem spitz zulaufenden Nordende, alsdann nicht eben leicht war, von dem Mezger-Steg ausgehend und von Süden wieder dahin zurück gelangend. Höchst malerisch macht sich Stellung und Bewegung des aufrecht an dem Gransen stehenden zugleich steuernden und rudernden Fergen: es will geübt sein, stets

---

[1]) Aus einer einzigen Eiche gebrannt und gehauen, vorn spitz zulaufend, hinten abgestumpft, ziemlich hoch, schwer, mit erheblichem Tiefgang: — dagegen die Plette (offenbar von Platt, flach) niedrig, breit, aus leichtestem Holz gezimmert, mit plattem Bauch und möglichst geringem Wasserdruck.

durch einen leichten Gegendruck des breiten Steuers zu verhindern, daß das Schiff aus der Richtung gerathe und im Kreise sich drehe. Gar anmuthig war es zu schauen, wie meine Schwester Constanze oder ihre Freundin Minna, die Tochter des Malers Boshard, später die Schwiegertochter Haushofers, zwei hoch und schlank gewachsene Mädchen, im schwarzen Mieder und mit den weißen Hemdärmeln, das Steuer in dieser Weise kräftig und muthig führten. Gute, tapfere Minna Haushofer! Wie oft sah ich dich so über den See dahin steuern! Nun bist du uns voraus gefahren in jene dunkle Bucht, die uns allen entgegen harret. —

Allmälig wurden mir die beiden heranwachsenden Söhne Haushofers, Karl und Max, obzwar erheblich jünger, gar liebe Gesellen zu Land und zumal zu Wasser. Es ist unglaublich, was wir auf letzterem Element wagten, und ein wahres Wunder, daß uns Frau Ran nicht einmal zu sich hinunter zog! Grundsätzlich wurden die beiden kraftstrotzenden

Buben schonungslos abgehärtet und sie gediehen danach. Ganz anständig sahen sie aus kamen sie von Prag her an: wann sie aber nach vielen Wochen des Insellebens, nachdem sie den ganzen Tag bei jedem Wind und Wetter und im sengenden Sonnenschein ohne Kopfbedeckung, ohne Jacke, Weste und Halstuch, in Hemd und Hose, sehr gern auch ohne Schuhe auf dem See oder in den Wäldern des Westufers, oder mit den Rohrdommeln in den Sümpfen der Feldwies gehaust hatten, abreisten, — dann glichen sie weniger k. k. Gymnasiasten als schwarzbraunen See- und Waldteufeln — was sie ja auch waren. Sie waren viel härter, wilder, tollkühner als ich. Nachdem sie von ihrem Vater den Ankauf eines alten Schiffes erbettelt, das als höchst seeuntüchtig von den Fischern aufgegeben war, flickten und zimmerten sie es wieder nothdürftig zurecht: und nun ward die Haushofer Plätte mit der schwarzen Piraten-Flagge alsbald „das Schrecken aller Meere“, zumal aber der Obst-Anger der Eilande und der Gestade von Prien

bis Seebruck, von Chieming bis Gstad! Wahrlich nicht durch Nothstand entschuldigt: — Mutter Dumbser ließ weder die Enkel noch mich hungern — übten wir Mundraub an allen Küsten: auf der unbewohnten, nur von Kohlhäuptern, Rübengestalten und Erdäpfeln bevölkerten Krautinsel trieben wir es am ärgsten. Bei Sturm und Unwetter, wann ganz gewiß die Fischer und Bauern der Fraueninsel nicht ausfuhren, sauste unser Segeldrache gen Westsüdwest: wir landeten an sandiger Bucht, zogen das Schiff unter die bergenden Ufer-Weiden und nun begann das schonungslose „Heeren" auf dem öden Holm: sogar die gelben Rüben aßen wir, machten ein gewaltig Feuer nahe der Schutzhütte — die darüber einmal ins Brennen kam — und brieten uns die gestohlenen Erdäpfel. Gestohlen war übrigens auch an dem Raubschiff alles mit Ausnahme des Bretterbaues selbst: gestohlen in lieblicher Monden-Nacht („per amica silentia lunae") aus dem Gstader Wald — jetzt mag es herauskommen — der Forstfrevel

ist verjährt, wie der viel ärgere des heiligen Bonifatius an jener Eiche zu Geismar — die schlanke junge Tanne, welche in die durchlochte Mittelbank als Mast gesteckt wurde, gestohlen sowohl das dreieckige lateinische als das viereckige germanische Segel,[1]) mit denen wir wagliche Fahrten thaten: alte Küchenhandtücher und Leintücher, ja selbst „heimeliche“ Gewande der guten Großmutter Dumbser (schanierlich zu sagen), mit langen, langen Stichen heimlich von „Max und Moritz“ (nein Karl!) zusammengenäht, blähten sich nun stolz an der aus der Holzlege des Herrn Lehrers gestohlenen Rah. Freilich, ein wenig mürbe war dies wettergraue Segelzeug und das Nähwerk von den Buben nur schlampig: viel Chiemseewasser mußte ich einmal deßhalb schlucken. Wieder einmal waren wir — gegen das strenge Verbot der

---

[1]) Das Eine war ursprünglich eine gewaltige „deutsche“ d. h. schwarz-roth-goldne Fahne: im Frühjahr 1848 auf dem Thurm aufgesteckt, hatte sie nach dem Scheitern der Bewegung auf einen Wink aus dem königlichen Landgericht zu Trostberg verschwinden müssen!

Alten! — bei rasendem Nordsturm — alle Fischerkähne hatten schleunig Land gesucht — ohne Ahnung unserer „muntwalte“ in See gestochen von den Weiden am Frauengang aus und pfeilgeschwind schossen wir in dem leichten Gezimmer über die weiß schäumigen Wellenkämme dahin, gradaus gen Süden auf die „grüne Insel“ zu, die freilich mit der Sanct Albans nur den Reichthum an Kartoffeln gemein hat: Karl führte das Steuer, Max ruderte, ich hielt das Tau des bis zum Platzen von dem Sturme gefüllten und weitbauchig geblähten Segels: es war, ich muß es sagen, eine tolle Fahrt: mir schwindelte, in solch sausender Eile schossen wir vor dem Sturme dahin, von den rasenden Wellen gejagt, dem fliegenden Holländer vergleichbar: außer auf dem Orient-Expreßzug bin ich im Leben nie so rasch gereist wie damals zwischen Frauenwörth und „Kraut-wörth“. Wie mit Wotans Wind sausen wir dahin. Schon war das Norduser der Krautinsel — glücklicherweise! — ziemlich nahe: da — ein Windstoß stärker

als alle zuvor — ritsch, ratsch! Das Segeltau, in den Saum des Segels eingenäht, hatte dieses morsche Linnen von unten bis oben zerrissen: — nach rechts flatterten die Fetzen von der Rah, nach links flog ich in Folge des jähen Ruckes über den flachen Rand ins Wasser: ich schwamm mit der Linken und den Füßen, aber das Seil ließ ich nicht aus der Rechten, obwohl der schlanke Mast sich bis zum Brechen bog, und so halb von dem von Wellen und Ruder fortgetriebenen Schiff geschleift, halb schwimmend, erreichte ich das nicht mehr ferne Ufer. So naß bin ich in meinem Leben nicht wieder geworden. Denn in den Kleidern schwimmend hat man das Gefühl des Nassen viel empfindlicher denn in der angeborenen Nacktheit.

XIV.

Noch gar manche hübsche und für die Art des Verkehrs in dem Dumbser'schen Hause bezeichnende Geschichte wäre zu erzählen.

Bei uns jungen Leuten, Malern und Studenten, war die erregte Einbildung stets auf Außerordentliches gerichtet: nichts Außergewöhnliches würde uns überrascht haben. Im Gegentheil: es überraschte uns eigentlich, daß nichts Ueberraschendes, Unbegreifliches geschah. Und es verdroß uns ein wenig: denn wir waren so eifrig darauf gerichtet, das Ueberwältigende, Unerklärliche zu empfangen. Zumal ich leistete darin wohl starkes: meines väterlichen Freundes Haushofer liebevoller Spott — denn er liebte mich, obwohl er sich's niemals durch ein weiches Wort merken ließ! — traf mich deßhalb gar oft und wohl verdient.

So saßen wir eines Abends spät wieder einmal um den Malertisch in der Schänkstube; ich ermüdete den Professor, der auch gründlichste naturwissenschaftliche Kenntnisse besaß, durch unablässige Fragen über die Erdbildung im Allgemeinen und die des Chiemgaus im Besondern. Vulcanische Erscheinungen mit Erdbeben beschäftigten mich lebhaft und immer wieder fragte ich, ob denn nicht, wie ehemals, auch heute noch solche Dinge vorkommen könnten? „Es müßte doch sehr anziehend sein,“ meinte ich.

„Ich danke,“ erwiderte der Professor, „das mußt Du Dir schon vergehen lassen. Heutzutage hier ein Erdbeben! — So unmöglich, als daß plötzlich hier im Zimmer Bierbank und Biergläser das Beben kriegen.“ —

Im selben Augenblick, — ein dumpfes Rollen und fernes Krachen, — flogen wir sämmtlich von den Bänken in die Höhe, die Zinndeckel unserer Halben klirrten — wir alle schnellten empor: aus der Küche stürzten die Mädchen erschrocken in das Gastzimmer:

„die Erde bebt!“ „der jüngste Tag!“ schrieen sie. „Das Haus hat g'wackelt: es fällt uns über dem Kopf zusammen.“

„Wenn ihr so schreit, dann freilich,“ sagte der Professor, allein von uns allen ruhig bleibend.

„Du hast zwar immer mehr Glück als Verstand, o Felix: aber so viel Schwein, daß Dir zu lieb die Erde bebt, hast Du doch wohl nicht. Exeamus und sehen wir zu, was der Natur passirt ist.“

Wir eilten nun hinaus: — Alles ruhig: — der Stoß wiederholte sich nicht: — wir gingen hinab bis an den Wirthssteg: — der See war spiegelglatt.

„Und ich wette, es war doch kein Erdbeben,“ sagte der Professor. „Ich will mir Deine drei neuesten Balladen hintereinander vorlesen lassen, o Jüngling, war es eins.“

Es war keines gewesen: eine Pulvermühle bei Rosenheim war in die Luft gegangen, die Erschütte-

rung hatte merkwürdigerweise bis in das seeumgürtete Eiland gewirkt.

Er hatte Recht behalten, wie immer. Aber nun bat er sich aus — als Siegespreis —, daß ich ihm die Balladen doch vorlesen mußte, der Gute, Geduldige! —

XV.

Auch ein andermal gab er uns die Erklärung einer unerklärten, von uns eifrig als „Phantasma“ in Anspruch genommene Erscheinung. Als wir Studenten wieder einmal im Herbst auf die Insel kamen, empfingen uns die Eiland-Leute und auch die städtischen Gäste — Haushofers waren noch nicht da — mit der allgemein auf das hartnäckigste vertretenen Behauptung, in der Klosterkirche spuke es nächtlicher Weile: sie werde von Geistern taghell erleuchtet, und eile man hinein, so sei sie leer und der Glanz verschwunden.

Selbstverständlich machten wir jungen Aufklärlinge die schnödesten Witze über den Aberglauben der Insulaner, z. B. der beiden nicht verheiratheten Dumbsertöchter Toni und Euphrosyne (ja! ja! so hieß sie!),

welche uns die Antworten im schönsten, zumal stärksten Altbaierisch nicht schuldig blieben: aber auch griechisch uns heimzuleuchten hatte Haushofer seine griechische Schwäherin Euphrosyne gelehrt: παιδάρια φθειρικά nannte uns auf sein Anstiften die Ahnungslose: und wir hüteten uns, sie durch Uebersetzung aufzuklären. Ganz giftig wurden sie, meinten wir, es seien wohl die Nönnlein voriger Zeiten, welche zu lustig gelebt und nun zur Strafe wie in Robert dem Teufel nachts ihre Ballfeste mit den Herrenchiemseer Mönchen fortsetzen müßten: denn die Sage von dem unterseeischen Gang, der die beiden zwiegeschlechtigen Klöster sollte verbunden haben, ließen sich die Eilandleute nicht ausreden.

Eines Abends spät saßen wir nun wieder einmal — die Haushofers waren jetzt eingetroffen — am Biertisch: da stürmte Euphrosyne herein, der sausenden Iris vergleichbar, und rief durch das Gewölk von Tabaksqualm: „So, ihr gar gscheiten, jetzt könnt' es selber sehn, daß d' Kirch ganz licht is."

„Dann wird wohl einer mit einem Licht darin sein!“ meinten wir, verstockt, mit schnödem Hohn, eilten aber doch alle hinaus, an der Wirthslinde und der Klostergartenmauer voran auf den kleinen Friedhof, von dem man die Längsseite der alten Kirche überschaut.

Es war im übrigen dunkle Nacht: aber die feine Mondsichel warf zuweilen ein wechselndes Licht durch die ziehenden Wolken.

Richtig! Ohne Zweifel! Aus einem der Kirchenfenster glänzte sehr stark, aus einem andern schwächer, ein ganz eigenartiges Licht, wie ich es nie gesehen: grünlich, gelbweiß, etwa wie wenn viele tausend Johanniskäferchen auf einmal ihr Licht ausstrahlten. Die Kirchenthüre war fest verschlossen.

Der Professor übernahm nun die Führung des Unternehmens zur Aufklärung des Spuks oder Betruges: er gliederte uns in drei Haufen, einem (dazu zählte ich) befahl er, stehen zu bleiben auf der Stelle, von der aus man — es war keineswegs auf

dem ganzen Friedhof der Fall — die Lichterscheinung wahrnahm: Andere sandte er aus, den Herrn Lehrer (und Meßner) zu wecken und ihn um die Kirchenschlüssel zu bitten: er selbst hielt mit Etlichen die Thüre in Acht, zu verhüten, das der „Geist“ einstweilen heraus wische und in der Dunkelheit verschwebe.

Alles ging nach Befehl.

Der Lehrer, aus dem Schlafe geweckt (wie oft habe ich mit dem Krummfuß auf der Hachel gefischt!), brachte selbst die Schlüssel, war gar nicht erstaunt über das Geisterlicht, schloß auf und sagte voraus, daß wir die Kirche leer und — ganz dunkel finden würden.

Und also war's.

Haushofer und seine Schar löste uns nun ab: — er sah jetzt, von unserem Platz zwischen den Gräbern aus, die Fenster erleuchtet und wir, sofort hinein gestürmt, fanden den Raum leer und dunkel.

Nun großes — recht lautes! — Frohlocken Euphrosynens und ihrer Genossinnen ob ihres Sieges über uns Gstudirte und Ungläubige; — unter uns

langes Rathen und Reden noch Stunden lang, sonder andern Erfolg als den starken Verbrauchs des (übrigens schauderhaften) Dumbserischen Bieres.

Nur der Professor schwieg. —

Am andern Tage rief er uns, sobald es dunkel geworden, in sein Zimmer: da leuchtete es auf seinem Tisch genau so wie gestern in der Geisterkirche: er hatte unvermerkt mit dem Messer ein par Spähne des uralten Fensterrahmens abgelöst und bei Tageslicht untersucht: es stellte sich (d. h. ihm, nicht uns) heraus, daß es altes Morschholz war, das im Dunkel leuchtete.

Es freute uns παίδια φθειρικά lebhaft, daß der Kluge zwar uns, aber nicht seine schönnamige Schwäherin überzeugen konnte; sie glaubt wohl heute noch an das Geisterlicht: — die Beneidenswerthe!

Die „Haushoferbuben“ und ich — wir sind gute Freunde geblieben bis heute: beide sind längst hochtönende Professoren an dem Münchener Polytechnicum. (S. den Anhang.)

XVI.

Wie alle Dinge am lieben Chiemsee vor etwa vierzig Jahren, war auch recht idyllisch die dortige königlich bairische Post, richtiger gesagt, die Briefbestellung!

Diese hatte den ganzen Reiz des Unberechenbaren, des Sprunghaften, des schalkhaft Neckischen. Zwar ging eine Rechtssage unter dem Inselvolk, nach uralter Satzung habe die Huberin von Gstad die auf der Post zu Weißham einlaufenden Briefe für das Eiland über den See zu bringen: allein über die Frage, wie oft im Laufe des Monats diese Frohn fällig sei, gingen die Aussagen der rechtsweisesten Greise weit auseinander: und war ein sicheres Weisthum nicht zu erforschen.

Daß die „Bötin“ nur um der dummen Briefe

willen in See stach, war ihr nicht anzusinnen. Sie wartete also, bis irgend eine wirklich wichtige Sache z. B. der Verkauf ihrer Eier, sie ohnehin zu Dumbsers rief. Und scheute sie auch nicht hohen Wellengang, — den Regen scheute sie arg wegen ihres Gliederreißens: auch sonst hielt sie ein Unwohlsein gar oft zu Hause. Die Weltgeschichte wartete dann so lange. Haushofer meinte, schalten die jungen Maler über den Ausstand der Post: „seid froh! Was für euch ankommt sind doch nur Rechnungen.“

Manchmal aber riß uns die Geduld: wir schoben den Drachen (mit dem Segel weiblicher Herkunft) in die blaue Fluth und ruderten wuthentbrannt gen Gstad, der säumigen Iris von etlichen sechzig Jahren die Briefschaften abzufordern. Oft erwiderte sie dann in Seelenruhe: „ja, die liegn no in Weißham!“ Sofort eilten wir von Gstad nach Weißham auf die Post.

„Die Post ist zu,“ sagte zum Empfang lächelnd die Kellnerin.

„Was? Um 4 Uhr nach Mittag? Wo ist der Herr Expeditor?"

Der Herr Expeditor! Er war gar nicht. Vielmehr besorgte statt des Herrn Postmeisters die Post Urschi, die Kuhmagd.

Sie war der Herr Expeditor und hieß so.

„Der Expeditor melkt grad im Kuhstall."

„Himmelherrgottsacra! Wo ist der Postschlüssel?"

„Sie hat ihn in der Taschn."

„San denn gestern koan Briaf kema?"

„A ganzer Haufn."

„Ja, wo sans denn?"

„Sie hat's in der Taschn. Es hat no koa Zeit ghabt, daß es ausananda klaubt hätt."

Also stürmten wir in den Kuhstall.

Dort saß die Expeditrix und molk in guter Ruh.

„Herr Urschi! Fräulein Expeditor! Unsere Brief!"

„Da! kennt es außi ziagn."

Sprachs und erhob sich ein wenig von dem Melkstuhl. Da lagen die Briefe! Zwischen dem Sitz

des Melkstuhls und den (nun erhobenen) Falten des Rockes: als lebender Briefbeschwerer hatte sie die Liebesseufzer der Geliebten der jungen Maler belastet. Aber die grünlichgelb-flüssigen Flecken der Umschläge — dieselbe Farbe, welche den Boden des Kuhstalls vor der Reinigung überzieht[1]) — verriethen, daß der Stuhl auch wohl gelegentlich umgeworfen worden.

Diese gemüthliche Ausübung der Posthoheit zu Weißham ward in meiner Erfahrung nur noch erreicht zu Bellagio am schönen Comersee. Dorthin hatte ich im Jahre 1874 aus Königsberg alle Sendungen von mehreren Wochen für mich, auch eingeschriebene, ferner Druckberichtigungen mit Handschriften postlagernd bestellt: recht Wichtiges war darunter. Mehrere Versuche, in die Post zu dringen zu den verschiedensten Tageszeiten, scheiterten: das Fräulein, welches im Namen des ausonischen Königreichs hier

[1]) Anmerkung des Setzers. Wenn das nun noch nicht „naturalistisch" ist! Man riecht förmlich den Kuhstall aus den Worten! Und der Verfasser muß sich Idealist schelten lassen!

der Post waltete, — ein Kind von 14—15 Jahren — hatte viel anziehendere Beschäftigungen. Endlich erwischte ich sie: die bisher immer verschlossne Thür ließ sich öffnen: — aber Dio mio! Auf Gehör konnte ich billigerweise nicht hoffen: der Canarienvogel des Fräulein Posthalter war dem Käfig entwischt und hielt sich umher flatternd in so hohen Luftschichten, daß die kleine Signorina ihn zu erhaschen keinerlei Aussicht hatte.

Ich bin geduldig: lange, recht lange, sah ich dem Vogelfang ohne Erfolg zu, obwohl ich in dem Postfach der firma in posta unter „D" einen ganzen Haufen Briefe liegen sah. Endlich schloß ich einen Vertrag mit der schwarzäugigen Rosetta: ich verpflichtete mich, ihr den Canari einzufangen — denn daß ich vorher keinerlei Recht hatte, Expeditionsleistungen von ihr zu verlangen, das sah ich selbst ein: — auf meine ersten schüchternen Versuche, sie zu unterbrechen, hatte sie geantwortet mit einem vorwurfsvollen „Ma!" — wogegen sie sich anheischig

machte, mir sofort nach Einfangung des Lieblings ohne weitere Schwierigkeiten das Fach D zur Selbstauslese meiner Briefe zu überlassen. Ja, es ist ein Heiliges um Recht und Vertrag. Ohne jenen Vertrag hätte wahrscheinlich noch heute Rosetta nicht ihren Vogel und ich nicht meine Briefe! —

XVII.

Aber zurück in den Chiemgau!

So vertraut ich mit dem lieben See war zu allen Stunden des Tages und der Nacht und so sicher ich mich auf die viel geübte Steuerkunde verlassen konnte und verließ, — einmal erlebte ich doch ein par Augenblicke nicht der Furcht, — denn jede Gefahr war ausgeschlossen — aber des lähmenden Grauens.

Ein Bekannter war von Gstad am Nachmittag nach der Insel zu Besuch gekommen: auf meine Bitten beschloß er, den Abend mit mir zu verbringen: er ließ die alte Huberin zurückfahren: ich versprach, ihn nach dem Abendessen in unserer „Pletten" nach Hause — nach Gstad hinüber — zu bringen.

Und so geschah's.

Um elf Uhr etwa stießen wir von dem Wirthshaussteg ab — (wie ich mißtrauischen Gemüthern vorbeugend versichere, beide hecht-nüchtern: die beiden einzigen, ganz leichten „Diridari" meines Lebens sollen in dieser wahrhaftigen Geschichte ihrer Zeit nicht verschwiegen werden! —): der See war spiegelglatt, kein Lüftchen regte sich: ich steuerte, der Andre ruderte: in höchstens 25 Minuten mußte das andre Ufer erreicht sein: freilich, man sah dasselbe nicht: denn es war eine so pechrabenschwarze Sommernacht, wie ich sie weder vorher noch nachher gesehen: weder Mond noch Sterne zeigten sich und es brannte auch nirgend mehr, soweit das Auge — nach allen Richtungen — reichte, ein Licht: die Bauern, die oft um 2 Uhr morgens schon aufstehen und an die harte Arbeit müssen, haben nicht die widernatürliche Gewohnheit des Großstädters, die Nacht zum Tage zu machen.

So umgab uns denn unterscheidungsloses, undurchdringbares Dunkel oben am Himmel und um uns her auf der völlig regungslosen Wasserfläche.

Ich steuerte anfangs und ruderte dabei zugleich mit dem gewöhnlichen Kraftaufwand, in dem herkömmlichen Zeitmaß: ebenso zog der Andere.

Wir plauderten. Allmälig verstummte der Andere. Auch ich schwieg. Es kam mir so seltsam vor: es währte so lange!

Wir sollten längst drüben sein, so dachte ich.

Auf die Uhr sehen war unmöglich. Keiner von uns rauchte, keiner von uns führte ein Streichholz bei sich. Ah bah, tüchtig ausgeholt und fest gezogen: — gleich mußte ja die Plätte auf den Ufersand schießen. Ich merkte, daß der Andere bereits viel hastiger, viel angestrengter ruderte. Nun that ich deßgleichen: ich zog und zog, daß mir alsbald der Schweiß auf der Stirne stand: — umsonst. Noch immer nicht drüben. Was konnte das sein? Vergeblich strengte ich die Augen an, das undurchdringbare Dunkel vor uns zu durchbohren: vergebens auch sah ich nach rückwärts, ob nicht die Umrisse der Insel mir die Richtung der Fahrt andeuteten.

Noch immer nicht am Land!

Sollte ich . . .? — Ich war doch pfeilgerad abgefahren und hatte den Kahn stets in gerader Richtung gehalten — aber freilich! Das konnte ich ja nicht wissen! Fehlte es doch, seit wir abgestoßen, an jedem Anhaltspunkt für das Auge! Sollte ich, ohne es zu merken, statt gradaus, steuerbords gefahren sein? Dann trieben wir in den Weitsee: — und dann konnten wir, auch falls wir uns nicht im Kreis herumdrehten, die ganze Nacht rudern müssen, bis wir etwa Seebruck am Nordende erreichten: — der See ist 18 Kilometer lang, von der Fraueninsel bis Seebruck sind es gewiß 10 Kilometer: — oder falls wir, in dieser Finsterniß, auf die Klippen bei Chieming stießen? — Ah bah! Ich hatte ja immer gerad' aus gesteuert. Noch ein par herzhafte Ruderzüge und wir mußten drüben sein.

Ich zog aus Leibeskräften — hastig, leidenschaftlich: — ich sah nun einmal seitwärts auf die

schwarze, schweigende, ruhe Fläche: — da beschlich mich — ich leugne es nicht: — eisiges Grauen: das Schiff stand! Es stand! Nicht einen Zoll kam es vorwärts in dem Alles verhüllenden Schwarz, so weit ich ausholte, so stark ich zog: — ich und — ich merkte es nun! — noch hitziger, ängstlicher der Andere.

Das Schiff stand!

Mir schossen auf einmal durch mein Gehirn alle die Sagen von dem „gebannten Schiff“, von dem Lebermeer, das kein Kiel durchschneiden mag: es sträubte sich mir das Har: das Unerklärliche entgeistert den Menschen. Selbstverständlich schalt ich mich zugleich im Stillen ob meiner tollen Einbildungen und ich hätte es um's Leben nicht dem Andern gesagt: — aber nun erst ergriff mich höchstes Entsetzen, als der mit einem tiefen Stöhnen das Ruder aus dem Wasser hob und mit bebender Stimme sprach:

„Felix! Was ist das? Das Schiff steht! Ich

rudere schon lang mit Verzweiflung: — wir kommen nicht vom Fleck!"

Mir graute: — also war es nicht nur meine verdrehte Phantasie. Aber ich ergrimmte nun in seltsamem Zorn über solchen Spuk.

„Ah sackra!" rief ich zurück. „Das wäre doch des Teufels!"

Und mit aller Kraft zog ich nochmal: — da! Wie willkommen war der wohlbekannte Ton! — da knirschte der Vorderkiel auf dem Ufersand, gleich darauf streifte die Backbordseite schürfend durch Schilf: — „das Schiff stand": aber nun nicht auf offener See, sondern neben dem Steg der Huberin: — pfeilgerad hatte ich gesteuert. Jedoch wir hatten beide die Bewegung vom Orte weg nicht wahrnehmen können, weil ja dem Auge jeder Maßstab fehlte.

Recht froh, des dummen, aber grauenhaft wirkenden Zaubers ledig zu sein, sprangen wir an's Land und nach kurzer Rast fuhr ich allein zurück, nun der erprobten Richtigkeit meines Curses wieder voll ver-

trauend: nach der Heimkehr sah ich sofort auf die Uhr: — im Leben nie hatte ich so kurze Zeit zu der Doppelfahrt gebraucht, aber in der vollen Dunkelheit hatte ich die Fähigkeit, die Zeit wie den Raum abzumessen, verloren.

XVIII.

Hatte diese Fahrt zwar nicht Furcht, aber doch ein par Augenblicke des Grauens gebracht, so darf ich von einem andern Seeabenteuer, das nicht ganz ungefährlich war, versichern, daß es mir auch nicht ein Kleines von Bestürzung erregte.

Ich war eines heißen Augustabends nach langer Fußwanderung von Traunstein her in Allaching am Nordende des Sees angelangt und wollte noch die Fraueninsel erreichen; der Eigenthümer des einzigen Einbaums, der damals in dem „Hafen" von Allaching lag, kannte mich gut: er vertraute mir gern das „elende Werkzeug" (nach Maria Stuart) an: es war wirklich recht elend, viel geflickt, morsch und mosig; auch die beiden Ruder an den Schaufeln eingebrochen und in der Mitte durch die lange Reibung zwischen Wied

(weidengeflochtene Schlinge) und Schiffesrand ganz tief, tief eingekerbt. Als ich hinein sprang, warf der biedere Enkel des Alacho einen Blick gen Südwesten, der mir nicht entging und nicht gefiel.

„Kimmt's, moanst?" sprach ich im Abstoßen.

„Es kimmt!" erwiderte er, wandte sich und ging.

„Es" war nämlich ein Hochgewitter, das im Südwesten zwischen Prien und Nieder-Aschau um die Kampenwand sich aufballte: — schwarz und bedrohsam sah es her: — aber es war noch sehr, sehr weit: und ich verstand, rasch zu fahren. Also frisch hinein in den Weitsee.

Nun, ich mach es kurz: ich fuhr rasch, aber Asa-Thôrr fuhr rascher. Auf einmal, mit nur wenigen krachenden Schlägen sein Nahen verkündend, war er da! Und wie war er da! In herrlicher Schrecklichkeit! Die Sonne verfinsterte ihren Schein, aber die grellrothen Zickzackblitze leuchteten fast unablässig über den grauschwarzen Himmel und den grünschwarzen See. Kaum je hatte ich einen

solchen Südwester erlebt. Gewaltig kamen die hochgethürmten Wogen heran, die weißmähnigen Rosse: gar oft riß der Sturm ihnen die Schaumkrone von dem Scheitel und warf sie weit schleudernd voraus. Dazu prasselte mir der sturmgepeitschte Regen in das Gesicht, daß es schmerzte.

Aber all' das machte mir nur den Eindruck hocherregender Freude: ich lachte, sang und schrie zuletzt in den Sturm hinein (wie es mich später unter dem Gekrach bei Sedan zwang, im Vorwärtslaufen vor fortreißender Freude gerade hinaus zu schreien). Von Gefahr war keine Rede: das wußte ich. Zwar schlugen unaufhörlich die hohen Wellen über den Vorderbug des Schiffes, den ich ihnen pfeilgerade und „unentwegt“ (hier paßt einmal das vielfach durch schiefe Anwendung gepeinigte Wort) entgegenhielt: das war die Hauptaufgabe, das Steuern: vorwärts kam ich dann schon langsam: aber wenn ich den wüthenden Wellen die Seite geboten hätte, wäre ich im Augenblick weit nach Ostnordost

fortgetragen, ja dann auch — aber nur dann — mit der Gefahr des Umschlagens bedroht gewesen: allein ich wußte, nie schlägt der Einbaum um, der gerade gen Wind geht: wohl stieg das hereingeschleuderte Wasser auf dem Boden so hoch, daß ich weit über die Knöchel darin stand: jedoch es mußte noch sehr lange steigen, bis der tiefe Einbaum zu sinken drohte, und bevor dies heran kam, — der „Schöpfer" lag neben mir — mußte ich eben „schöpfen", freilich einstweilen mich weit verschlagen lassen.

Allein daran war noch lange nicht zu denken: der Sturm stieg, der Seegang stieg und meine wilde Freude: damals entstanden die Verse — ich schrie sie dem Wind entgegen:

„Wie ein hungriger Wolf in den ächzenden Kahn
Kommt die heulende Welle gesprungen:
Ei heißa, wohlauf! In den wilden Ocean
Ein wilderes Lied gesungen." (S. den Anhang.)

Und ich kam wacker vorwärts. Schon sah ich die Nordspitze der Fraueninsel, die lange Zeit das Regen-

grau verhüllt hatte, deutlich vor mir: aber gerade hier verstärkte sich der Wogengang ganz gewaltig! Mit aller Gewalt wollte der Sturm mich abhalten, um den Schwabenzipfel herum zu gelangen, auf die Westseite der Insel, wo der Wirthshaussteg liegt: es schien mir auch nun mehr Westsüdwest denn Südwest: rasch hintereinander jagten hier die Wogen heran: — zwar nicht haushoch! dies ist auch für das Meer eine maßlose Uebertreibung — aber hoch, stark und zumal rasch genug, daß sie mir nahezu das Schiff doch seitswärts geschoben hätten — und dann fahr wohl Schwabenzipfel „auf die längere Zeit!" (So sagt man im Chiemgau.)

Mit aller Macht legte ich mich auf das Ruder — da! plötzlich ein Krach! Ich stürzte nach vorn — zum Glück nach vorn: ins Schiff, nicht seitwärts über Bord — das Ruder war an der eingekerbten Stelle gebrochen, die Schaufel rissen die Wellen fort, den Griff und den oberen Theil der Ruderstange hatte ich noch in der Hand: ich sprang auf: es

hatte sehr, sehr weh gethan. Man glaubt gar nicht wie hart baierisches Eichenholz ist, bis man mit Gesicht und Ellenbogen und Knie und Schienbein mit aller Gewalt darauf geschleudert wird. Ich verbiß den heftigen Schmerz: ich war recht böse auf Gott Donar, aber noch mehr auf den Hiesel von Allaching und seine abgeriebenen Ruder. Ich riß das zweite Ruder vom Boden auf, steckte es mit großer Mühe und nicht ohne die Gefahr, dabei kopfüber heraus geschleudert zu werden, in das Wied links vom Steuergransen und sah mit Ingrimm, wie weit ich in den wenigen Augenblicken der Widerstandslosigkeit abgetrieben worden war durch die Wellen, die nun selbstverständlich das Schiff seitlings gedreht hatten und triumphirend von West nach Ost hereinschlugen. Harte Arbeit kostete es, den Bug wieder gen Wind zu drehen: — ich war wohl auch nicht mehr ganz frisch, denn fünf Stunden hatte ich doch bereits gerudert: es wollte nicht gelingen.

Nochmal legte ich mich mit aller Kraft auf das

Ruder und zog — und wehe! Noch einmal flog ich in sausendem Fall vornüber: diesmal noch ärger geschleudert bis ganz vorn an die Spitze des Schiffes, wo ich mit beiden Händen gerade noch den Vordergransen faßte, eh' ich hinaus flog: diesmal war nicht das Ruder gebrochen, aber das rudermüde Wied war gerissen.

Ich raffte mich auf: — der zweite Fall schmerzte noch schärfer als der erste: — ich sah mich um nach einem zweiten Wied: — umsonst! Alle Ruderlöcher an den beiden Seiten waren leer, — ich tastete erregt herum: leer der Raum unter dem Vordergransen, wo man sonst solche Dinge birgt.

Ich war nun wehrlos dem empörten See preisgegeben. Schon war die Insel meinem Blick entrückt. Und erbarmungslos trieben die siegreichen Wogen mein armes entwaffnetes Schiff seitlings mit unglaublicher Geschwindigkeit nach Ostnordost.

Das war nicht gerade behaglich. Denn genau dort — bei Chieming — ragten die ganz nah an die

Seefläche reichenden Klippen, die allein wir fürchteten: auch ein starker Einbaum, der dorthin verschlagen ist, wird, so erzählten die Fischer, von der widerstreitenden Brandung so lange zwischen den scharfkantigen Kalkfelsen hin und her geschleudert, bis er zerbirst und sinkt. Und in diesem Falle versagte auch das letzte Mittel, das uns von jeher war zum Trost verkündet worden: schlug der Einbaum um, so ragte — vermöge der Gewichtsvertheilung — sein Hintergransen so hoch aus dem Wasser, daß Einer, auch zur Noth zwei darauf Platz fanden: es galt also in solchem Fall nur so lange zu schwimmen, bis man das Schiff wieder erreicht und jenen Hochtheil erklettert hatte. Das zu leisten traute ich mir zu. Aber wenn der Einbaum nicht umschlug, sondern sank in den Klippen von Chieming, dann war es aus bei meiner Schwimmkunst III. Classe und diesem Sturm.

All das ging mir blitzgeschwind durch den Kopf. Ich kann nicht sagen, daß es angenehm

war. Aber ich kann sagen, die kaltblütigste Ruhe verließ mich nicht, wie sie mich noch in gar mancher augenscheinlichsten Lebensgefahr nicht verlassen hat —: es ist nicht Eitelkeit, das zu sagen: ich würde das Gegentheil ebenso angeben (und einmal, bei einem drohenden Eisenbahnzusammenstoß vor Straßburg 1870, bedurfte es äußerster Anspannung des Willens, ruhig zu bleiben): es ist wohl zum Theil angeboren, zum Theil Ergebniß meiner entsagungsentschlossenen Weltanschauung und zum Theil anerzogen durch jene Selbstzucht, die, seit dem elften Jahre geübt und gesteigert, neben so vielen widernatürlichen und ungesunden doch auch eine gute Wirkung zu üben verpflichtet war.

Ich sah also ganz ruhig noch einmal nach der verschwundenen Insel aus: — dann in der Richtung nach Chieming: schon glaubte ich den spitzen Kirchthurm aus dem Regengrau auftauchen zu sehen: — ei, wie harscharf steuerten mich Wind und Wellen nach den Klippen von Chieming! Besser und

zumal verflucht geschwinder als ich nach dem Schwabenzipfel gesteuert hatte! Bei dieser Betrachtung merkte ich, daß mich fror. Die erhitzende Bewegung des Ruderns aus Leibeskraft hatte plötzlich aufgehört: in Schweiß gebadet war ich in das den Boden bedeckende Wasser gefallen: ich war patschnaß. Dieses Naß ärgerte mich: es sollte wenigstens nicht noch zunehmen. Und so ergriff ich den Schöpfer und schöpfte mit wahrer Wuth das bald fußhohe Wasser aus dem Kahn, schon befriedigt, weil ich doch etwas zu thun hatte und weil mich diese hastige Arbeit erwärmte. Dabei ging es freilich immer näher, mit teuflischer Behendigkeit, gen Chieming zu.

Da — auf einmal — das war keine Täuschung! — schlug etwas an mein Ohr: — das war nicht das Heulen des Sturmes, nicht das Plätschern der Wogen an meinem hilflos treibenden Kahn: — das war eine Menschenstimme, ein Zuruf! Ich sah scharf in der Richtung aus und gewahrte nun mehrere Schiffe, welche, bisher von Regen und Gewölk verhüllt, plötzlich

zwischen mir und dem Ufer sichtbar wurden: die Leute darin wiederholten ihren Zuruf: es waren Fischer von Chieming, die, gleich mir vom Sturm überrascht, nach Hause fuhren: sie hatten den an übler Stelle vor dem Winde treibenden Kahn bemerkt und sofort beigedreht, zu helfen: bald lagen sie an meiner Seite, seilten durch das Wiedloch hindurch meinen Einbaum an einen der ihrigen und schleppten mich so an den Chieminger Steg. Gar bald lag ich, der nassen Kleider ledig, in dem besten Bett des Wirthshauses und die gewaltige Wucht des unvermeidlichen Federsackes — hart und schwer wie eine nicht „gegangene" Dampfnudel — sorgte für gehörige Erwärmung; den Einbaum versprachen die Fischer dem Hiesel nach Allaching zurück zu bringen; derselbe erzählte mir später, „gar hart hätten's ihm gredt," daß er mich mit nur Einer Wiede und einem halb durchgeriebenen Ruder habe gegen den Südwest über den Weitsee fahren lassen.

XIX.

Vom Chiemsee aus wurden allmälig die meisten Berge der Ostalpen bestiegen: am häufigsten, wohl ein dutzendmal, die zinnenstolze Kampenwand (s. den Anhang), zumeist von Aschau her: der so malerisch gezackte Berg bot keinerlei Schwierigkeit und, nach ganz leidlicher Nachtherberge in der Sennhütte, einen prachtvollen Blick bei Sonnenaufgang gen Norden über das ganze weite Chiemseebecken: — der See war oft von einer weißen Nebeldecke umflort, bis endlich die Sonne sie sieghaft zerriß — und gen Süden ins Tirol. Ja, auf der Einen scharfen Kante rittlings sitzend, das eine Bein gen Baiern, das andere gen Tirol gereckt, mochte man, nach links und rechts schauend, im Nordosten bereits des Morgenlichts, im Süden noch des Frühdämmers genießen:

denn die Sonne drang noch nicht über die Höhenkuppe nach.

Wundersam schön war es aber auch, einsam auf der Fraueninsel selbst zu träumen: hier entstand wohl das liebe Wort meines Scheffel:

„Still liegen und einsam sich sonnen ist auch eine tapfere Kunst.“

Zumal unter den uralten breitästigen Linden, auf dem Freiplatz neben dem Ziehbrunnen vor dem Wirthshause, war es gar wonnesam, um Pfingsten etwa, zu sinniren, umsummt von den ungezählten Bienen, welche die süß duftenden Dolden umschwärmten: wohl bis auf die Tage der Staufer gingen die ältesten Stämme hier und auf der zweiten weiter nördlich gelegnen Freiung zurück. Und die alte Klosterkirche mit ihrem schönen romanischen Portal aus der Karolingerzeit!

Und der Klostergarten mit seinen vorzüglichen Quitten dicht an der Mauer!

Oft saßen die jungen Maler und wir auf dem

Mauerdach zwischen den breitblättrigen Bäumen versteckt und lauerten, auch wohl gelegentlich eine der wohlduftenden Früchte brechend, bis die Nönnlein und die hier erzognen Welttöchter parweise von einer alten Schwester in den Garten zum Lustwandeln geführt wurden. Heilige Radegundis! Die „Lust" war dabei wohl schwach: denn sie kicherten immer gar angenehm überrascht, vermerkten sie einen der großen Vögel da oben in dem dichten Geäst: die jeweilige Verwalterin der Tugend hat uns nie entdeckt.

Aber in den „schlimmen Nonnen von Poitiers" steckt mehr als Eine der Nönnlein oder Klosterschülerinnen von Frauenwörth.

Einmal genoß ich bei einer Jagdfahrt einer herrlichen Schau.

Es war im September: vor Tagesgrauen war ich — allein — von der Fraueninsel gen Südwesten in das Schilficht gefahren, welches gerade gegenüber der Herreninsel das Westufer des Sees säumt und in welchem häufig bei Tagesan-

bruch der Reiher umher stelzte, sein Frühmahl zu erfischen. Ich lag verdeckt im Einbaum und spähte hinaus in das graue Gedämmer: — nur fern im Osten stieg allmälig ein Streif von fahlem Gelb empor: ich blickte über den vom Nebel überzognen Wasserspiegel hin, aus dem die Herreninsel dunkel aufragte mit ihrem damals noch so stolzen Wald. Da glaubte ich plötzlich aus Nebel und Wasser hervor ein ganzes Geschwader von tiefbraunen Kähnen, — Einbaumspitzen — auftauchen zu sehen: näher, gar rasch näher kam es gegen mich, gegen das Ufer, heran, wenig südlich unterhalb meines Botes: nein, das waren keine Schiffe. Aber was sonst? Ich spähte scharf aus: — Thiere waren's, hoch bekrönte —: nun konnt' ich's deutlich sehen: Hirsche waren's, ein ganzes Rudel!

Die stolzen, muthigen Thiere hatten es gewagt, von dem Eiland, in welchem sie sich doch wohl „in gelinder Haft“ fühlen mochten, über den breiten See hin die Freiheit zu suchen. (Ich vernahm später,

daß dies nicht selten geschehen sei.) Die Schwimmer kamen nun in das Seichtwasser: schon fanden sie Grund: sie hielten jetzt: — mein wurden sie nicht gewahr, der hohe Einbaum verbarg mich den Aeugenden und der Wind strich von ihnen, von Osten her zu mir. — Und nun war es ein prachtvoller Anblick, wie sie schüttelten und rüttelten, die gekrönten Häupter ganz in den Nacken zurück biegend, das viele Wasser von sich abzuspritzen: nun war's genug und ruhig schritten sie, voran ein Vierzehnender als Führer, in wahrhaft königlichem Gang an's Land und verschwanden bald in dem dichten Ufergehölz.

Die Herreninsel! Wie schön war ihr Waldbestand an der rothen Wand! Wie lieblich war's in dem alten wohlgepflegten Klostergarten im hellen Mittags-Herbstsonnenschein zu wandeln, der seltnen Blumen sich zu freuen und der so verschiedenartigen Käfer, Fliegen, Mücken, Libellen, Glasflügler, Falter, die sich hier sonnten!

Ach, ich mag nicht mehr an das alte liebe

waldrauschende Eiland denken, seit der unselige, der geniale König hier einen seiner Träume ausgebaut hat. Ein Versailles, prunkvoller als das Ludwig XIV., auf der Waldinsel eines deutschen Sees!

Um ja nicht daran erinnert zu werden, daß er in seinem Baiernland, daß er auf dem Chiemsee, schloß er durch hohe Wandschirme den Blick auf das Herrlichste aus: auf See, Wald und Berge. Ein Canal durch das ehrwürdige Eiland geschnitten, — der Wald verhauen und ein zweites Versailles hier aufgerichtet! So oft ich noch nach diesen Aenderungen im nahen Prien verweilte, — keinen Fuß hab' ich mehr auf die Insel gesetzt. Aber von diesem König der Schmerzen später mehr! —

Selbstverständlich waren mir auch der Herreninsel Gestade nah vertraut: Jagd, Fischfang, Schifffahrt hatten mich gar oft dahin geführt. Wie staunte ich daher, als ich (etwa 1873) im fernen Königsberg vernahm, man habe dort an einer mir sehr wohl erinnerlichen Stelle — gar manchen Bürsch-

ling hatte ich dort herauf geholt — Pfahlbauten gefunden.

Ich hatte mich, seit 1866 in Würzburg und am Bodensee durch glückliche Zufälle mit reichem Stoffe versehen, ziemlich viel mit jenen feuchten Alterthümern befaßt,[1]) die man ja bald auf phönikische Handelsreisende, bald gar auf Germanen hat zurückführen wollen, hatte also einige Sachkenntniß.

Als ich demnächst wieder an den Chiemsee kam, forschte ich bei einem alten Fischer, der mich vor Jahren oft auf den Lachsfang mit der Schleppangel gefahren: „No," sagte ich, „jetz habt's es ja gar Pfahlbauten, — ganz altes Sach! — gfunden bei der Herreninsel."

„Jo, Jo!"

„Da muaß i do a mal hin fahren. Wo is denn dös?"

„Bei'n Dampfschiffsteg, rechter Hand."

---

[1]) Vergl. über Pfalbautheorien Bausteine I. Berlin 1879. S. 336.

„Was? Deselbigen Stempn kenn i guat. Aber does san ja . . .“

„Freili! Nix is dermit.“

„Dös san ja grad Stempn von alte Steg und für die Fischkräuter. Die san ja ganz jung.“

„Na, na! San scho hibsch alt. Is mei Vater selber derbei gwen als e Jungs, wie's es nei gschlagn ham. Und er hat ja koa Ruh gebn, der Stadtfrac, bis mer eam was Alts zoagt habn in Wasser. Die greßt Freid hat er ghabt dermit. No, wird wohl schö' sein: de Stempn san leicht siebenzig Johr alt.“

So können Pfahlbauten auch noch in unserem Jahrhundert entstehen.[1])

[1]) Es sollen übrigens später an anderen Stellen um Herrenwörth auch echte gefunden worden sein, zumal von Moritz Wagner.

XX.

In Regentagen hielt man sich in dem geräumigen Gastzimmer der Dumbserischen (oben S. 232) und versenkte sich gern immer wieder in die „Chronik", welche die ersten Entdecker der Insel angelegt und die Nachfolger dieser „Conquistadoren" Jahrzehnte lang in gleich sinniger Weise in Prosa, dann in allerlei Dichtwerk fortgeführt und mit köstlichen Zeichnungen ausgeziert hatten.

Der Begründer des stattlichen Bandes und Verfasser auch der meisten Fortsetzungen war der so überaus liebenswürdige, reich und manchfaltig — nur allzu manchfaltig! — begabte Josef Friedrich Lentner (s. Band I, S. 254), ein Freund unseres Hauses, dessen Vorarbeiten zur „Bavaria" später für mich eine Fundgrube von altbaierischer Volkskunde

werden sollten: er hat es reich um mich verdient, daß ich hier ein par Worte über ihn einfüge.

Dankbar, gerührten Herzens, gedenke ich des liebenswürdigen, blassen Dichters und Malers — denn in beiden Sätteln saß er gleich gerecht! — der aus seiner kranken Brust eine so gesunde Sprache geredet und aus wundem Herzen so frische, fröhliche Weisen und Bilder geschaffen, den sein lebendiger Sinn und sein unstätes Geschick so vielfach umhergetrieben im Lande und der, wie jener Zaubervogel unserer deutschen Sage, wo immer er einkehrte, eine schimmernde Goldfeder fallen ließ.

Seinem zu früh verstorbenen Freund Lentner hat Ludwig Steub durch die einfache, treue Erzählung seines Lebens ein Denkmal gesetzt, das dem überlebenden wie dem verstorbenen Freund gleich hoch zur Ehre gereicht. Mit warmer Liebe und mit feinfühlendem Verständniß hat Steub die gemüthselige Natur, die freundliche Eigenthümlichkeit des Verstorbenen dargestellt und gezeigt, daß auch in unserer

Zeit noch das Leben eines Dichters eine tiefpoetische, wenn auch schmerzliche Weihe tragen kann.

Unser harmloser, milder Lentner, der keiner Seele etwas zu Leide that, der kein anderes Bedürfniß hatte, als unter der warmen Sonne seines lieben Meran sein friedsames Leben zu fristen und in dem Land athmen zu dürfen, das er geliebt, verstanden und verherrlicht hat, wie wenig Andere, und dem das Schicksal auch diesen Wunsch versagt und das Leben so unnöthiger Weise verbittert hat, ihm zum Gram und seinen Quälern nicht zur Ehre —: das ist gewiß ein poetisches Bild, wenn auch mit wehmüthiger Färbung.

Das Schicksal bediente sich diesmal der Meraner Pfaffheit, welche dem frei und deutsch gesinnten Mann den Aufenthalt im Etschthal verleidete, dessen Luft für seine kranke Brust Lebensbedingung war: bald nachdem er Meran verlassen mußte, starb er.

Und doch ist Lentner nicht zu beklagen: es war ihm vergönnt, seinen poetischen Inhalt allüberall

reich und anmuthig auszuleben: es ist eine wahre Freude, ihm auf seinen Wanderzügen zu folgen und zu sehen, wie er überall, wohin er kommt mit Pinsel und Palette, mit Lied und Gedicht, eine Welt der Poesie um sich schafft, an alle Wände seine bunten Traumgestalten zeichnet und, der Philisterei zum Possen, in jedem Bauernhaus, in jeder Waldschenke, wo er einkehrt, das freie Zauberreich der Phantasie und des Gemüthes aufrichtet: er hatte eine gestaltende, man möchte sagen eine Verwaltungsbegabung für das Dichterische: er war ein Ceremonienmeister der Schönheit und hätte eigentlich im festreichen, freudelustigen Mittelalter zur Blüthezeit des deutschen Städtewesens als ehrsamer Festwart leben sollen: da hätte er Schaugepränge und Festzüge und Einholungen von Kaisern und Bischöfen angeordnet wie kein Anderer „mit allerlei Aufputz, nach Schick und Sinn geordnet, mit Teppichen, Fahnen und Rüstung, Wappenschildern und Laubwerk“, wie er selbst einmal von der Festlichkeit schrieb, welche er zum

Empfang des Erzherzogs Johann in Meran angeordnet.

Dieser rege und empfängliche Sinn für das Schöne in allen seinen, wenn auch noch so leisen Aeußerungen, diese ämsige dichterische Werkthätigkeit und seine künstlerische Doppelart als Poet und Maler machten ihn auch trefflich geeignet, den schönen Gedanken des damaligen Kronprinzen, späteren Königs Maximilian II., zu verwirklichen, nämlich — wie ihn Steub gut bezeichnet — „das altbaierische Volksthum zu inventarisiren".

Von 1846 an wanderte Lentner, überall Bekanntschaft machend mit Herren und Bauern, mit Pfarrern und Landrichtern, mit Jägern, Hirten, Fuhrleuten, Flößern, Schnitterinnen und Näherinnen, durch Stadt und Land, durch Wald und Flur von Ober- und Niederbaiern, durch Baierisch-Schwaben, durch den baierischen Wald und einen Theil der Oberpfalz, um Alles zu sammeln, was das Volksleben bezeichnend darstellte: Lieder, Sagen, Volksglauben, Bauernregeln,

Gebräuche im Winter und Sommer, bei Geburten, Hochzeiten, Sterbefällen, ältere und neuere Trachten, auch die Arten des Haus- und Feldbaues, so daß er, wie er schrieb, in allen jenen Gegenden hätte Schneider und Näherin, Hochzeitlader und Todtengräber werden können, ohne gegen Gebrauch und Sitte zu sündigen.

Diese Arbeit machte ihm hohe Freude: sie stimmte so ganz zu seiner Natur und Neigung. Denn das größte Verdienst Lentners ist, die Art und Weise des Bauernthums mit einer Liebe erfaßt, mit einer Feinheit und Tiefe durchdrungen zu haben, wie vor ihm kein Anderer —: die „Dorfgeschichten" Berthold Auerbachs sind erst nach den Lentner'schen Arbeiten erschienen.

Die Darstellung der derben und für unsere Empfindung oft bis zur Unverständlichkeit rauhen Art und daneben wieder der ergreifendsten Züge in dem süddeutschen Bauern, die Enträthselung der scheinbaren seelischen Widersprüche seines Wesens und

die Verherrlichung seiner treuen Einfalt und Gediegenheit neben der Schilderung seiner naiven Selbstsucht und Schlauheit: — dies ist das Gebiet, auf dem Lentner zu Hause, in welchem er Meister ist. Auf jene Sammlungen komme ich später (1857) zurück.

Voller Humor und zugleich voll ernster Poesie schilderte der fahrende Schüler, wie das Eiland unter den Klosterlinden mit seinen „Seefräulein" — den Dumbser Mädeln! — zuerst von den abenteuernden Malern und Schreibern war entdeckt worden.

Gar mancher der Nachfahren führte Spruch, Geschichte, Dichtung und Malerei in der Chronik fort: das Köstlichste darin ist das prachtvolle Gedicht meines Scheffel: auch ich hab' ein par Strophen hinein gestiftet. (S. den Anhang.)

Wir werden Lentner später wieder treffen bei Meran in Schloß Lebenberg, das er auf das Sinnigste mit Bildern und Sprüchen schmückte und durch eine ungleich prächtiger angelegte Chronik verherrlichte. In der Folge ward das so fein und sinnig angelegte

Werk durch allerlei fade, rohe und unfläthige Eintragungen verunstaltet, so daß es fortab, von diesen Flecken nach Thunlichkeit gesäubert, aus der Wirthsstube entfernt und anderwärts verwahrt wurde.

In den späteren Jahren büßte die Insel für uns, die sie noch in jungfräulicher Einsamkeit gekannt, das Meiste von ihrem ursprünglichen Reiz ein: die Dumbsers starben, andere Wirthe zogen ein, die Haushofers und Rubens kamen jetzt nur noch selten; dafür ergoß sich, zumal seit Herstellung der Eisenbahn von München über Rosenheim bis Prien, der civis Monacensis vulgaris mit Weib und Kind in ungezählten Stücken auf und über das schmale Eiland, auch um der fabelhaften Billigkeit willen, welche nun freilich gar bald zur Fabel ward.

XXI.

Da mieden wir die Insel. Meine Mutter fand aber einen ganz herrlichen Ersatz für dieses verlorene Paradies: auf dem Westufer, oberhalb Gstad, auf einer schönen, beträchtlich hoch über dem Seeufer ragenden Freifläche von Kornfeldern und Wiesen lag der Einödhof Aisching: vielleicht ursprünglich Eichicht(?) und dann benannt von den herrlichen Eichen, welche die Höhenkrone schmückten; daß der Bauer „der Aischinger“ hieß, beweist nicht etwa, daß dies auf einen Stammvater Aischo zurück geht: der Bauer hieß eben nach dem Hof. Davon miethete sie den oberen Stock und hauste nun hier den Sommer über gar viele Jahre mit meinen jüngeren Geschwistern: oft sprach auch ich für längeres Verweilen zu.

Aisching hat ohne Frage die herrlichste Lage am

See: die Fraueninsel, gerade gegenüber, bildet den lieblichsten, reizvollsten Vordergrund: — bei ruhigem Wetter schien sie auf der spiegelglatten Fläche zu schwimmen, einer Seerose gleich! — die Wasserfläche gen Süden hin wird durch die kleine Krautinsel und die dunkeln Waldwipfel von Herrenwörth unterbrochen: über dem Frauenkloster, im Osten, und jenseit der Herreninsel im Süden ragen die Berge: zwar fern, aber desto wirkungsvoller in der Beleuchtung: welch wunderbare Sommerabende hab' ich hier erlebt, wann die Sonne hinter uns zu Golde ging und nun See, Inseln und Ostberge in allen denkbaren Farbenabstufungen — vom glühendsten Roth bis in das dunkle Veilchenblau hinein — leuchteten.

Thörigerweise macht man dem Chiemgau jene Entlegenheit der Berge zum Vorwurf: als ob nicht die malerische Schönheit wie der Eindruck auf die dichterische Einbildungskraft erheblich dadurch gesteigert wird, daß ein lieblicher Vordergrund mit allerlei belebenden Einzelheiten und Kleinreizen in der fernen

Bergkette den ernsten, umrahmenden Abschluß bildet. Hart am Fuß der Berge gewinnt man niemals ein ähnliches Bild und selten stimmungsvolle Beleuchtung: der Blick steil aufwärts wirkt prosaisch, schon weil er widernatürliche, angestrengte Kopfhaltung erheischt: der wagrechte Blick in die Ferne beschwichtet die Sehnsucht, die zugleich er immer wieder weckt. Deßhalb schlug ich später auch am Bodensee mein Lager nie auf der südlichen, der Schweizer-, sondern auf der nördlichen Seite zu Friedrichshafen auf, den See als Vorder- und Mittelgrund, die Alpenkette als Hintergrund zu gewinnen. Ebendeßhalb ist auch der Blick von Friedrichshafen aus so viel schöner als der von Lindau, wo man in schiefer Verschiebung des Bildes die Berge nur auf der linken Seite, nicht im Hintergrund, und auf der rechten Seite die nichtssagenden Flachufer hat.

Gar lieblich war es, vor dem stattlichen Hof auf dem weiten Wiesenanger — oder ganz besonders an dem etwas weiter nordwestlich gelegnen „rothen Kreuz"

— zu jeder Stunde des Tages und der Nacht der wechselnden Beleuchtungen von Berg, Land und See zu achten. Kurz war der Wiesenpfad hinab zu dem lockenden Bad im See[1]), nicht viel länger der Weg in den gen Südost in den See hinein vorspringenden Wald des Gans-Zipfels, der später leider heillos gelichtet, damals noch wirkliches Waldleben schauen, hören, einathmen ließ.

Gar lieblich war's, auf dem weißen Sand gelagert, so dicht am Ufersaum, daß die sanft hinsterbenden Wellen nahezu den Fuß erreichten, in die Wasserfläche hinaus zu träumen, wo die „Duck-Anteln" (Taucher-Enten: [anas fuligula?]) zutraulich ganz nahe bis an das Schilfseicht schwammen, indeß im

[1]) In dem ich, ähnlich Polykrates, nur ohne absichtliche Aufopferung, einen Ring in einem Jahr verlor, um ihn das Jahr darauf an derselben Stelle unter einem Steine, der mich — mahnend — an den Knöchel stieß, wieder zu finden; den gleichen Ring verlor ich später zu Würzburg im Ueberklettern einer Weinbergmauer unter fußhohem Steingeröll — was das besagen will, weiß nur der Kundige: eine Woche darauf brachte ihn mir der Winzer!

Rücken der Abendwind leise flüsternd durch die Tannenwipfel ging.

Ich muß — an Landseen und am Meer — immer sinniren, was wohl alles die rege Fluth mir von früher versunkenen Waffen oder Geräthen oder Gedenkzeichen in die Hand spülen könnte?[1]) Und in den dunkeln Herbstnächten, welch Gelächter der Eulen hoch in den dunkeln Wipfeln: ganz nahe flogen sie oft über meinen Kopf dahin, daß ich den Hauch der bewegten Luft fühlte, aber keine Möglichkeit die leise Fliegenden zu hören oder zu sehen.

Die Bauersleute mit einem Rudel von Kindern waren prächtige Menschen, wahre Grundbilder („Typen") des gebirgsbaierischen Schlages: mit den derben Buben trieben wir uns um in Feld und Wald ganz wie diese selbst: die ältere heranblühende Tochter war so schön wie sonst nur Königstöchter in meinen Balladen zu sein pflegen. Dieses Bauernkind,

---

[1]) Vergleiche das Angespül der See, Bausteine I, S. 50, Berlin 1879.

das stundenlang barhäuptig im glühenden August ärndten half, hatte so blendend weiße Haut, daß die ängstlich überschirmten Stadtfräulein ihr hätten Neid tragen müssen. Die Meisten aber dieser starken Menschen starben früh: die Arbeit ist gar hart und die Seenebel, die feuchten Wiesen, das sumpfige Ufer erzeugen leicht Gliederreißen und „bösen Fluß".

Später gab meine Mutter die Miethwohnung im Aischingerhof auf und erbaute sich ein anmuthiges Landhäuslein bei Ernsdorf, nahe von Prien am Südufer des Sees, hart am Ausgang eines kleinen Waldschopfes auf ragender Höhe.

Der Blick aus den Fenstern auf die „Loferer" und die Kampenwand ist gar schön, ebenso der nach Norden auf den See, von dem man einen schmalen Streifen in allerdings höchst malerischer Umrahmung wahrnimmt: aber eben doch nur einen recht schmalen Streifen! Man soll nicht vergleichen: aber man vergleicht doch, unwillkürlich und unablässig, im ganzen Leben, die gegenwärtige Lust- oder Leidempfindung mit ähnlichen

der Vergangenheit von größerer oder minderer Stärke. Und so ist es der Vergleich mit dem großartigen Gesammtbild der weiten Land- und See-schaft, welches Aisching gewährte, mit dem reizvollen, aber abgestückelten Kleingemälde von Ernsdorf, der dessen Eindruck erheblich Abbruch thut.

XXII.

Dasselbe frühe Aussterben wie die Aischinger traf ein ander stattlich Geschlecht im Chiemgau: die Wöll-kammerschen Wirthsleute in dem Gasthaus zu See-bruck an dem Nordende des Sees, da wo die tiefe Alz seinen Ausfluß bildet.

In späterer Zeit habe ich dort, in Seebruck, mehrere Jahre hintereinander die herbstliche Freizeit, 6—8 Wochen im August und September, verbracht. Wieder ein ganz andersartiger Reiz als auf der Fraueninsel und zu Aisching waltet hier: — aber wahrlich kein geringerer: die Lieblichkeit und Freund-lichkeit jenes Eilands und der Eichenhöhe ward hier ersetzt durch eine großartige Melancholie, welche frei-lich auch ganz besonders paßte zu meinen Stim-

mungen jener Jahre (1858—1868), diese Schwermuth hätschelnd und steigernd.

Zwar im Umherwandeln unter den wenig zahlreichen Häuslein und Hüttlein des Dorfes bot sich dem Auge manches hübsche Idyll: allein das trat völlig zurück hinter den Eindrücken von — ich kann nur wiederholen — großartiger Melancholie.[1])

---

[1]) Freilich gebrach es auch dem Lebewesen dort nicht ganz an Humor: aber dafür hatte ich damals gar wenig Sinn! So war Folgendes spaßig. Die Verköstigung, die bei mir niemals eine Rolle wie bei Karl Buttervogel spielte, war bei dem besten Willen der vereinigten Kräfte des Wöllkammer'schen Hauses so — nun, sagen wir fleischabtödtend, daß es manchmal sogar mir zu mönchisch ward. „Will man im baierischen Gebirge gut essen, muß man nach Tirol gehen," sagte Ludwig Steub und er hatte Recht. Selbstverständlich verzehrten die etwa drei ständigen Gäste nicht viel auf einmal von dem unglücklichen Kalbe, das am Anfang einer Woche geschlachtet ward und nun in jenen reizvollen neckischen Verkleidungen immer wieder auftauchte — jeden Mittag und jeden Abend! — — die nur ein baierisches Landwirthshaus in allen ihren Abwechselungen kennt, — die sich aber doch vergebens bemühen, das Ewigkalbliche in täuschenden avatâras dem mißtrauisch gewordnen Magen zu verhüllen: man merkt die Absicht — und das alte Kalb — und wird (auch im Magen) verstimmt. Bevor nun das Opfer nicht vom Kalbskopf bis zu den Kalbsfüßen „reine weg„

Vor allem wirkte dahin die fast nie gestörte Einsamkeit dieses Aufenthalts: ich wohnte in dem einzigen Gasthaus des Dörfleins, das wunderschön, hart an der tieffluthigen raschen Alz, gelegen, von meinen Fenstern, noch umfassender von der vorsprin=

---

aufgezehrt war, gerieth das Haus Wöllkammer nicht auf eine andere Küchenerfindung. War aber das Kalb endlich vollends aufgezehrt — so kaufte und schlachtete man ein anderes Kalb! Wenn nun, unter solcher „Einheit der Substanz", würde Spinoza sagen, jeden Morgen das liebliche Wirthstöchterlein Clara (mit welcher der k. Hofbuchhändler, Dr. der Philosophie Theodor Toeche=Mittler, Berlin S.W., Kochstraße 69, auf der Kirchweih zu Chieming 1861 häufiger getanzt hat als gerade nothwendig und den Bauernburschen erfreulich war) vor uns hin trat und mit der unbefangensten Miene der Welt die Frage wiederholte: „was schaffen Sie heute Mittag zu speisen?" worauf ich zu erwidern hatte: „was giebt es?" worauf dann nothwendig wie in der Meßliturgie ihre replicatio folgte: „Sie können bereits alles haben was sie wollen," während ich — und auch sie! — wußte, welches Stück des Kalbes Nr. IX in der IX. Woche nun daran kam, — so war das in der That komisch. Auch die unaufhörlichen Alzhechte meines Freundes des Fischers waren doch schließlich immer Hechte, ob sie als klein und vielgrätig oder — die Ausnahme — als groß und karggrätig sich darwiesen. Damals fischte ich gar oft Asch und Bürschling „for life".

genden Hochlaube aus, einen herrlichen Ausblick gewährte: im Süden jenseit der „völkerverbindenden“ Brücke über die Alz die wahrhaft großartige Wassermasse des Weitsees, über welche hin gerade schweifend das Auge sich verlor bevor es Land erreichte: die Nordspitze der Fraueninsel sah man nur bei ganz hellem Wetter: und diese ungeheuere Fläche wirkte zumal durch Eines: sie war völlig unbelebt: auf diesem Theil des Sees zeigte sich fast niemals ein Kahn: aber auch sonst bestand so geringer Verkehr, daß die Fahrten des Dampfschiffes, früher häufiger, auf je einen Besuch an je zwei Wochentagen eingeschränkt werden mußten! War nun aber der Weitsee durch Gewittersturm in Aufregung, jagte der Südsturm die ungeheueren Wassermassen in hochgewölbten Wogen heran gegen die zitternde Brücke, so war der Eindruck überwältigend, ja geradezu schauerlich: denn bei dem starken Gefäll des Abflusses schien die ganze Wasserfläche des Sees wie von oben herab auf das tiefer gelegene Dörflein stürzen zu wollen. Ward es

dann, obwohl kaum die ersten Nachmittagsstunden gekommen, in Folge der ungeheueren, fast über den ganzen See gespannten schwarzen Gewitterwolken so dunkel wie in der Nacht, so daß man nirgends mehr Berge, Ufer, Land, nur noch die finstre Fläche des Sees vor sich sah, zuweilen erhellt durch die grellen Zickzackblitze, und krachte und rollte dazu unaufhörlich der Donner: — ununterbrochen, weil, bevor der dröhnende Widerhall des ersten Schlages, welchen die Berge zurückwarfen, verhallt war, schon ein zweiter folgte — so konnte man sich wirklich mitten hinein in die Götterdämmerung, in den Weltuntergang versetzt glauben.

Allein dies Schauspiel wirkte ja nur selten und dann aufregend. Die regelmäßigen, Wochen und Monde hindurch gleichmäßig still, aber eindringlich fortdauernden Einflüsse waren ganz anderer Art: nämlich von tiefster Schwermuth, die angeborne Neigung zur unheilahnenden Traurigkeit, die damals (1859—63) besondere Umstände verstärkten

(s. Band III), in geradezu gefährlicher Weise nährend.

Gegenüber meinen Fenstern dehnte sich, soweit das Auge reichte, völlig unbewohnt und unbebaut ödes, sumpfiges Wiesland: höchst malerisch, aber ebenfalls tief wehmüthig, wie verlassen, neigten sich ein par prachtvolle Stumpfweiden über das dichte dunkelgrüne Schilf am rechten Ufer des unheimlich tiefen, tückischen, reißenden Flusses, wo der Kahn des Fischers lag, lang, aber so schmal, daß nicht zwei Männer darin neben einander stehen mochten.

Wenn über die Wipfel dieser Weiden der Vollmond aufstieg, sehr oft aus dichtesten Nebelmassen, — denn weithin zogen sich die sumpfigen Wiesen gen Osten und Norden, über lauter alten Seeboden — dunkelroth, wie ein Blut verkündend Meteor, und durch die feuchte Luft in's Unmäßige vergrößert, so war das bei dem völligen Todesschweigen der Landschaft — nur das gurgelnde Ziehen der Alz vernahm man — allerdings von mächtigster Poesie der Stim-

mung: aber echt ossianisch, tief und hoffnungslos melancholisch, ja zum Sterben, zum Verzweifeln traurig: damals und dort habe ich die Gestalt des schwarzen Teja geschaffen — oder vielmehr: sie tauchte in mir auf wie mit Schicksalsnothwendigkeit. —

XXIII.

Auch einen Büchsenschuß weiter flußabwärts ragte eine solche einsame Weide an dem rechten Ufer: an diese knüpft sich eine noch verstärkt düstere Erinnerung.

Ein junger lustiger Bursch, Ludwig hieß er, — er arbeitete an der Legung der Trocknungsröhren in den „nassen“ Wiesen — kehrte eines Nachmittags in dem Wirthshaus ein und, ein ausgezeichneter Schwimmer, vergnügte er sich gegen ein par „Bierkreuzer“, immer und immer wieder in den bösen wirbelreichen Fluß zu springen, darin Wasser zu treten und unglaublich lange Zeit zu tauchen, um dann unvermerkt in dem hohen Schilf das linke Ufer zu gewinnen und plötzlich von rückwärts her wieder unter die Zuschauer zu treten.

Ich mahnte ihn, endlich abzulassen, zumal ich

wahrnahm, wie er bei jeder Wiederkehr eine Halbe Bier auf Einen Zug hinunter stürzte.

Er aber lachte und sprang wieder in das dunkle Wasser, daß der weiße Schaum hoch aufspritzte, schlug die Hände noch einmal über dem Kopf zusammen, schrie laut auf und — versank!

Die Andern meinten, es sei abermals ein lustiger Streich: ich aber ahnte die Wahrheit: er tauchte lebend nie wieder auf: er war, vom Schlag gerührt, untergesunken.

Vergebens durchsuchten wir, unter Führung des Fischers, sorgfältig den Fluß und das Schilfdicht an beiden Ufern weit hinab: — wir fanden die Leiche nicht; am andern Tage setzten wir mit den herbeigerufenen Gensdarmen die Nachforschung fort — ohne Erfolg.

Am dritten Tag nun trat der Fischer an mich heran, sobald er mich — auf dem Hügelweg, der nach Seeon führt — allein traf: vorsichtig sah er umher, ob auch niemand ihn hören könne.

Dieser Mann, damals oft Wochen lang fast mein einziger Umgang, war ein Prachtstück von einem Fischer. Er kannte seinen tiefen, an Geheimnissen reichen, ungleichen Fluß in allen seinen Windungen, „Trichtern und Seichten" und den von ihm zu befischenden Theil des Sees so genau wie seine Fisch-Lägel: er sagte, ein unfehlbarer Verkünder, bei wolkenlosem Himmel das Wetter des nächsten Tages, ja die Tageszeit des nächsten Gewitters voraus: die Winde schienen auf seinen Befehl einzuspringen: die Lebensweise jeder Fischart, deren Aufenthalt, bald im Fluß, bald im See, zu jeder Jahreszeit gab er ganz genau an: aber auch was sonst in seinem Gebiet zu Wasser oder zu Land, in Röhricht oder Seewald oder Sumpf, kreuchte und fleuchte: die glatte Otter, die unvergleichliche Taucherin, die weißschwingige Möwe, der Enten manchfaltige Geschwader, den Zwergreiher (die kleine Rohrdommel, Ardeola minuta), der den Tag über sich im Röhricht versteckt, mit eingezogenem Halse schläft und erst bei einfallender

Dämmerung zur Aetzung aus dem Schilfe streicht (und einmal sich des Fischers Hündlein stellte und es mit dem Stoß des spitzen Schnabels tief verwundete), und den schlimmsten aller Räuber, den verwegenen Seeadler (Haliaëtos albicilla), der sogar auf die im Netze zappelnden Fische stößt.

An's Unglaubliche streift es, wie scharf der Mann durch das tiefe Alzgewoge bis auf den Grund blickte, wie sicher ihm Hand und Auge diente. Das Schifflein ward von ihm fast nie gerudert: er stieß es vorwärts, seitwärts, rückwärts mit einer riesig langen und sehr schweren Botstange, mit der ich nur höchst ungeschickt zu handtieren verstand: sie lief in eine plump geschmiedete, zwei Finger breite Spitze aus. (Ich habe sie Uffo, dem Fergen, in den „Batavern" in die Hand gegeben.)

Einmal riß mir ein Bürschling bei'm Fischen in der Alz Hamen und Roßharschnur ab und verschwand damit in dem Schilficht: ich klagte um die erst frisch angeknüpfte Schnur und schalt

auf den argen Fisch. „Den wermer glei wieder ham,“ sprach der Fischer. „Segns? Da drunten steht er.“ Und mit der ungefügen schweren Stange stieß er gar viele Fuß tief nach dem im Rücken kaum halb Finger breiten Fisch, traf ihn, spießte ihn und zog ihn, den Hamen im Munde, herauf in den Kahn!

Gar viel hat er mir erzählen müssen, wann wir viele Stunden lang in seinem schwankenden Seelenverkäufer auf der raschen Alz bis nach Truchtlaching, [„Truchtigisels mit dem Speere“ (Schlimme Nonnen von Poitiers S. 65) Stammsitz] hin und zurück bis in den Weitsee, auf Hecht oder Bürschling fahndend, fuhren, zumal aber mit der Flugangel auf Asch (welche daher „Frau Irmentraut“ — vermöge so vieler Uebung — in jenem Roman trefflich zu bereiten verstand).

Dieser mein Freund und Ferge trat nun vorsichtig an mich heran und flüsterte: „Jetzt, Herr Doctor, mein i, mir ham en, en Ludwig. Genga's mit, nehm'ens des Fernglas, aber sagen's koan Menschen nix.“

Ich gehorchte: in weitem Umweg das Wirthshaus vermeidend eilten wir in den Nachen, den der Fischer im dichten Schilf unterhalb der Mühle verborgen, und glitten lautlos den Fluß hinab.

Ich fragte, da wir nun, allen Menschen außer Hörweite, allein auf dem Wasser trieben: „Jetz warum derf denn neamd nix merken?"

„Ja, schaugn's", war die Antwort, „ganz gewiß woaß i' s do not net, ob i en hab. Und daß i mi g'irrt hätt', — dösselbige kunt' i scho gar net vertragn — vor'n Wirth und vor die Bauern."

Ein merkwürdiger Zug!

Dieser Mann, in seinem harten Gewerk hart um das karge Dasein ringend, so still, wie Fischer meist sich zu halten pflegen, ohne jede merkbare Leidenschaft, — er hegte also den heißen Ehrgeiz unanzweifelbarer Kenntniß seines Waltegebiets: dies gefährlichen Flusses, der ihm ein Kind verschlungen hatte. Er wollte sich hiebei um keinen Preis auf einem Fehlgriff betreten lassen.

„Die Tag her," erklärte er mir, „war's zu grau (d. h. am Himmel): aber heint giebt's Liacht und Schatten — da kann ma nunter schaugn."

Bei diesen Worten hielt er den schwanken Kahn fest, indem er die unten in zwei stumpfe Eisenzähne gegabelte Botstange in den tiefen Grund des rasch dahinschießenden Wassers bohrte: „jetz' schaugn's nunta — mit'n Spectivi (Perspectiv) — da links. Segn's nix?"

Ich beugte mich über den Nachenrand und spähte mit aller Anstrengung in die dunkelgrüne Fluth: nichts sah ich!

„Ja, freili. Schaugn's nur. Da steigt von drunten auf e Schatten an' die Oberfläch!"

Nun bemerkte ich, so darauf hingewiesen, allerdings, daß eine schmale Fläche des Wasserspiegels sich um eine ganz leise Schattirung dunkler abhob.

„Segn's, der Schatten könnt' grad (nur) von en Stoa her kema: aba — gwiß weiß i's! — do liagt gar koa Stoa drunten: dös is der Ludwig."

Und nun ließ er den als Anker dienenden umseilten Stein plätschernd in die Tiefe gleiten: „jatz legn es Ene mit aller Kraft nach rechts auf en Rand: sonst schlagts 's Schiffel um.“ Ich gehorchte, während er sich nieder kniete auf den Boden des Kahns und mit einer andern unten in einen starken Eisenhaken auslaufenden Stange in das undurchsichtige Wasser hinab griff. „Mir ham en, en Ludwig!“ wiederholte er und hob und hob. „Da schaugns her.“

Und nun ward mir ein grausiger Anblick!

Denn von dem Haken an dem Joppenkragen fest gehalten und empor gezogen tauchte nun der Todte — senkrecht! —, den Kopf nach oben, aus der Tiefe: — die verglasten Augen starr auf uns gerichtet, das nasse dunkle Har hing schlaff in das Gesicht: — das grauenhaft entstellte, breit gedunsene! — — —

Es war die erste Leiche, die ich sah: — und keine von den Hunderten, ja wohl Tausenden, die ich später auf den Schlachtfeldern erschauen sollte, war so schrecklich anzusehen: — gern hätte ich, in überwältigendem

Ekel, die Augen geschlossen. Aber das ging nicht an: ich überwand sofort den Abscheu — das war eine recht anerkennungswürdige Leistung lang und streng geschulter Willenskraft! — und half dem Fischer, den Todten in den, wie gesagt, nicht zwei Männer breiten Kahn schaffen: es war eine unschilderbar schwere und gefährliche Arbeit! Denn das leichte Gezimmer drohte stets ja auch sonst schon seitlings umzuschlagen, war die Last nicht ganz gleich vertheilt: und nun galt es den schweren, von Wasser vollgesogenen Todten in seinen Kleidern und hohen Stiefeln in die schwankenden Brettlein herein zu heben: — und bei der Handanlegung schwoll mir immer wieder fast überwältigend, die Kehle zusammenschnürend, das Grauen, der Ekel. Einmal wollt' ich doch ablassen: dem Erbrechen nah, aber da flogen zwei Raben über unser Schifflein hin: die sandte mir Odhin zu rechter Zeit: die Raben mahnten mich Odhins: und Odhin mahnte mich der frommen Pflicht der Todtenbestattung: ich gedachte der schönen Worte der Walküre:

„þat raeđ ek þér it niunda,
at þu nam bjargir,
hvars þu á foldu finnr;
hart eru sottdauđir
eđa saedauđir,
eđa' ro vapndauđir verar.

Haug skal göra
hveim er liđin er,
hendr þva ok Höfuđ,
kemba ok þerra,
áđr i kistu fari,
ok biđja saelan sofa.“[1])

„Das rath ich dir neuntens: nimm des Todten dich an,
Wo im Feld du ihn findest,
Sei er siechtodt oder seetodt
Oder waffen= und wehrwund.

Ein Hügel höhe sich über sein Haupt,
Gewaschen werde ihm Haupt und Hand,
Gekämmt und getrocknet komm' er zur Kiste:
Und bitte, daß er selig schlummre.“

„Denn das ist die Ehre der traurigen Todten„ sagte ich zu mir selbst und hielt aus und half heben.

---

[1]) Sigrdrífumál ed. Munch, Christiania 1847. p. 116.

Endlich hatten wir ihn glücklich hereingezogen und der Länge nach auf den Boden ausgestreckt.

Nun wohin mit der grausen Last?

Der Fischer wollte sie sofort zu dem Pfarrer oder auf den Freithof bringen. Ich aber gedachte, daß das Gericht einen Augenschein einnehmen müsse und ein Befundprotokoll errichten: möglichst nahe dem Fundort der Leiche und möglichst wenig verändert sollte die Gerichtsabordnung den Todten finden: wir fuhren daher auf das rechte Ufer hinüber und trugen die Leiche unter jenen einsamen, wetterzerzausten, blitzgespaltnen alten Weidenbaum hart an dem Ufer gerade gegenüber dem Fundort; ich blieb hier zurück, bis der Fischer aus dem Dorf einen Leichenwächter herbei holte, der nun, zum Schutz wider Vögel und Füchse, hier Tag und Nacht zu weilen hatte, bis zwei Tage darauf die Behörde erschien und den Augenschein aufnahm.

Zwei Nächte hindurch sah ich von meinem Bett aus durch das Nebeldunkel des finstern, feuchten

Spätseptembertags dann in der Nacht das matt rothe Licht der Laterne des Todtenwarts flimmern, darüber den phantastisch gestalteten Weidenbaum auf dem öden schweigenden Heidemoor: — Alles sonst Grau in Grau: es waren Eindrücke von tiefster, von hoffnungsloser Schwermuth! — Sie sind geblieben: noch jetzt seh' ich in schlummerlosen Nächten mit geschlossenen Augen das rothe einsame Licht der Leichenwache durch den Nebel flimmern über die Heide. —

Nun aber nehmen wir Abschied von den theueren Bergen und kehren — wie aus den Ferien! — in die Stadt, zu den Büchern und Studien zurück.

XXIV.

Nur etwas über ein Jahr hatte die so wohlthuende Nachbarschaft mit Didosa gewährt: im Jahre 1851 vertauschten wir die Schönfeld- mit der Briennerstraße und bezogen in der sogenannten griechischen Caserne, damals Nr. 13, gegenüber dem Wittelsbacher-Palast, eine Wohnung im dritten Stock.

Gar manche Verbesserung brachte mir der Wechsel: mein neues Zimmer war erheblich geräumiger: schön war der Blick auf das stattliche Gebäude gegenüber, das im Sonnenuntergang über die grünen Kastanienwipfel seine rothen Ziegel herrlich, gleich einem Zauberschloß der Sage, leuchten ließ, fiel vom Obelisk her der warme Strahlenguß von seitwärts herein: endlich hatte ich eine großmächtige Menge Himmelsraum vor mir, worauf ich stets schwer Gewicht gelegt.

Aber in den Didosa-Dienst riß die Entfernung empfindliche Störungen.

Nicht nur ward es nunmehr ohne einen Zeitverlust, den ich nicht verantworten konnte, unmöglich, so oft wie bisher sie zu treffen, — verloren für immer war der unaussprechliche Reiz, der die ganz nahe Begrüßung verklärt hatte, wann sie, langsam an meinem Fenster vorüber wandelnd, das wunderschöne Antlitz so nahe zu mir empor wandte, daß ich, heraus gebeugt, ihren Athem fühlen konnte.

Ich sah sie jetzt selten: doch wollte der Himmel sichtbarlich in diesem zarten Schwärmen etwas Besonderes für mich thun, wahrscheinlich wegen einer Begnügsamkeit, wie er sie wohl nicht oft zu sehen bekommt. Traurig stand ich an dem ersten Sonntag-Vormittag gegen zehn Uhr an meinem Fenster, welches gerade in die hier mündende Türkenstraße blickte, und dachte, wie ich in der verlassnen Wohnung so genau wie einen Himmelskörper an jedem Sonntag Vormittag um $9^3/_4$ das schöne Geschöpf, in besonders festlicher

Tracht und mit besonders frommem ernst versammeltem Ausdruck des Antlitzes, an meinem Fenster hatte vorüber wallen sehen und wie das nun vorüber sei für immer: — da — täuschte mich mein Auge? — nein! da tauchte die wohlbekannte feine Gestalt gerade vor mir in der Türkenstraße auf und kam auf mich zu! Ich grüßte so lebhaft, daß sie es — sogar die drei hohen Stockwerke herab! — wahrnehmen mußte und, sichtlich erstaunt, dankte. „Der Himmel in Gnaden vergißt unser nicht," heißt es im „Heini van Steier": und so hatte er es denn diesmal „im Leben hübsch eingerichtet", daß er eine Freundin Didosa's in der Türkenstraße wohnen ließ, welche mit löblichster Regelmäßigkeit zum sonntäglichen Kirchgang abgeholt wurde.

Allein die schönste Blüthezeit dieses Göttindienstes war doch dahin. Zwar Didosa-Gedichte entstanden noch immer — auch im folgenden Jahr in Berlin noch — in Menge: aber die Seltenheit der Begegnung machte die Empfindung noch mondscheinhafter als ehedem.

Wohl hätte ich schon in diesen beiden ersten Hochschul-Jahren reichlich Gelegenheit gehabt, mit gar manchen Dichtern und Schriftstellern näher bekannt zu werden, welche mit meinen Aeltern verkehrten: zumal in dem Hause meines Vaters gingen die „Dramatiker" ein und aus wie in einem Taubenschlag: spielte er doch ihre Helden, und war er doch ein höchst einflußreiches Glied des Lese-Ausschusses, welcher die eingereichten Stücke zu prüfen hatte. (Oben S. 137.) Aber nur wenig Sinn hatte ich für die Herren. Meine Gedanken — und meine Zeit — waren reichlich ausgefüllt von Didosa, Rechtswissenschaft, Philosophie und eigner Dichterei!

Nur Einer von diesen Dramatikern gewann meine warme Liebe: und schöne treue Freundschaft hielt und hält uns verbunden nun schon vierzig Jahre. Es war Andreas May, ein junger Assessor aus Bamberg, von hervorragender dramatischer Begabung und einem Drang nach dem Schönen und Idealen, der unter

den praktischen Juristen sonst gerade nicht beängstigend stark oder häufig ist.

Der etwa zehn Jahre ältere Mann wandte mir freundlichste Neigung zu: ich lernte sehr viel aus den Tischgesprächen, welche er mit meinem Vater zu führen pflegte: denn der Unverheirathete theilte als „Pensionär" mehr als ein Jahr unsern einfachen Tisch. Von seinen zahlreichen, mit schönen Erfolgen zu München aufgeführten Stücken (gesammelt herausgegeben, Leipzig I, II, 1867) hebe ich hervor das geist- und poesievolle Trauerspiel, welches unter dem Namen Zenobia (nicht die Königin von Palmyra, sondern die erfundene Gestalt einer Priesterin) das Schicksal Julians des Abtrünnigen behandelt: das Stück, von meinem Vater und dem Ehepar Straßmann (oben S. 144) vortrefflich getragen, fand reichen Beifall und machte mir großen Eindruck. Ich habe dem Verfasser deßhalb ein Gedicht „Julian"[1]) zugeeignet;

[1]) Gedichte II. Sammlung. 3. Auflage. Leipzig 1883. S. 32.

später ward der „Herr Rath“ May dem gereifteren Sohn ein Herzensfreund wie er es dem Vater bis an dessen Tod gewesen: und im Jahre 1855/56 durfte ich als Rechtspracticant in seiner Amtsstube an dem Stadtgericht München links der Isar arbeiten.

Bei meiner Mutter lernte ich damals den Naturforscher und Reisenden Dr. Moritz Wagner kennen, der mich später zuerst in die Darwin'sche Entwickelungs-Lehre einführen sollte, die so völlig zu meinen Gedanken paßte, daß sie mir nun, nachdem sie Darwin ausgesprochen, wie die selbstverständliche vernunftnothwendige Schlußfolge aus längst von Prantl oder mir aufgestellten Vordersätzen erschien.

Ferner lauschte ich bei meiner Mutter gar manchen Abend den wunderbaren Erzählungen des „Fragmentisten“ d. h. des Orientalisten und Gräcisten Jakob Fallmerayer, dessen „Fragmente aus dem Orient“ damals besonders durch ihre unvergleichlich schöne Sprache gerechtes Aufsehen machten: ich hör' ihn immer noch bei seinen sanften Worten rauschen, den

„immergrünen Buschwald von Kolchis". Mag seine Annahme von der völligen Austilgung und Ersetzung der Griechen durch seit dem VI. Jahrhundert eingedrungene Slaven Uebertreibung enthalten haben, — merkwürdig waren doch die Entdeckungen des viel Gereisten in der spätbyzantinischen Geschichte: z. B. die Ausgrabung des fast völlig unter Vergessenheit verschüttet gelegenen Kaiserreiches Trapezunt.

Aber ebenso eifrig hing ich an den Lippen des kleinen rundlichen Mannes mit dem runden à la Turque geschorenen Kopf und den runden klugen Aeugelein, wenn er, in seinen Formen selbst zum Türken geworden — (nie grüßte er in Gesellschaft anders als mit über der Brust gekreuzten Armen und mit türkischer Formel), anhob von seinen eignen Eindrücken im Kloster Athos, im Peloponnes, in Byzanz zu erzählen, wobei am häufigsten wiederholt wurde: „die Türken sind grundehrlich, die Griechen sind grundfalsch, sind Erzlügner und Betrüger, jedoch die

Griechen sind noch Engel der Wahrheit im Vergleich mit den Armeniern!"

Endlich aber das Prickelndste unter seinen unerschöpflichen Mittheilungen waren die Heiligengeschichten, die er am Schlusse des Abends zum Besten zu geben pflegte: — die saftigsten freilich erst auf der Straße, auf dem Wege nach seinem Hause. War er doch aus der Domschule zu Brixen entsprungen:[1] geboren 1790 in dem Weiler Baierdorf „auf der weinreichen Höhe von Tschötsch" bei Brixen als zwölftes Kind eines armen Tagelöhners und zum künftigen Nutzen der Kirche erzogen, war er urplötzlich auf und davon gegangen und hatte als baierischer Lieutenant bei Hanau mit Auszeichnung gegen Napoleon gefochten; seine weiteren Geschicke, wie er als Glied des 1849er Frankfurter Parlaments und des Stuttgarter Rumpfparlaments von Baiern steckbrieflich verfolgt

---

[1] S. den prächtigen Aufsatz seines und meines nun auch verstorbenen Freundes Ludwig Steub in der Allgemeinen Deutschen Biographie VI. Leipzig 1877. S. 558—566.

in die Schweiz flüchtete, 1850 zwar amnestirt, aber auch seiner Professur entsetzt wurde, gehören nicht hierher; er starb 1861. Seine Kenntniß der Heiligengeschichten war erstaunlich: allein man kann leider nicht behaupten, daß diese Vertrautheit mit den Heiligen ihn im Glauben gekräftigt habe! Wenig ahnte ich, als ich damals staunend seinen scheinbar ganz unbefangenen, in Wahrheit aber bitter sarkastischen Erzählungen lauschte, daß ich selbst einmal für die Geschichte des IV.—X. Jahrhunderts so viel in den tiefen Schächten der Acta Sanctorum der Bollandisten würde zu schürfen haben.

XXV.

Damals nun ward ich, — der Siebzehnjährige! — schon in meine erste wissenschaftliche Fehde fortgerissen: nicht wahrlich von kindischer oder allzu frühreifer Eitelkeit, — von heiligem Zorn der Begeisterung für meinen über Alles geliebten Lehrer Prantl.

Diese Fehde beschäftigte mich vollauf in dem letzten Halbjahr meines Münchener Aufenthalts und auch noch recht stark in dem nun folgenden ersten Halbjahr zu Berlin.

Neben den aufgezählten rechts- und statswissenschaftlichen Vorlesungen und Studien hatten mich auch im zweiten Hochschul-Jahr mit ungeminderter Kraft Prantl und die Philosophie angezogen: von Geschichte rührte sich, wie (oben S. 72) beklagt, damals nichts an der Isar: den Gedanken, die geschichtliche Preis-

aufgabe — über Herzog Albrecht den Weisen — zu bearbeiten, gab ich in Ermangelung jeder Art von Anregung und Unterweisung bald wieder auf. Dagegen in der Geschichte der Philosophie hatte ich mir bereits nicht nur hübsche Kenntnisse, auch, Dank der meisterhaften Prantl'schen Gedankenschulung, ausreichende Methode der Forschung angeeignet.

Da — im Sommerhalbjahr 1851, mitten in der Zeit meiner glühendsten Prantl-Verehrung — brach ein höchst bösartig gemeinter und leider auch auf viele Jahre hinaus von dem bösartigsten Erfolg begleiteter ultramontaner Angriff, eine echte Pfaffenhetze, auf den geliebten Lehrer hervor.

Ohne sich als Verfasser zu nennen, veröffentlichte der Priester Dischinger in München (übrigens wohl nur als Werkzeug anderer Leute!) eine Schrift: „der Anthropologismus des Dr. Prantl kritisch beleuchtet“, in welcher er in zweifellos denuntiatorischer (anklägerischer ist zu gut hierfür) Absicht diese Lehre als unvereinbar mit dem Dogma, mit

der Sittlichkeit, ja auch mit der Unterthanentreue hinstellte: letzteres war die dümmste, aber auch die gefährlichste Beschuldigung: und gerade sie sollte dem „Pantheisten" Prantl verhängnißvoll werden, wie wir unten sehen werden.

Ich fand Prantl und dessen Freunde, den Statsrechtslehrer Pözl, den Germanisten Konrad Maurer, den Orientalisten Marcus Müller, den Geschichtsforscher Thomas und andere in lebhaftester Aufregung über den aus dem Hinterhalt abgeschossnen und mit echt jesuitischer Schlauheit vergifteten Pfeil: ich war in meinem jungen Herzen empört über diese auf dumpfester Unwissenheit oder böswilligster Verstellung — richtiger wohl auf beiden zugleich — gegründeten Anklagen: ich sah in dem geliebten Lehrer einen zweiten Sokrates: und der Gifttrank hat ihn denn auch zwar nicht getödtet, aber auf Jahre hinaus verstummen gemacht, zu seinem bittersten, nagendsten Seelenschmerz, gerade in der Zeit der Vollblüthe der Mannskraft, in einem un-

erhörten Verfahren. Prantl hat diesen Gram, von dem er fast nie sprach, im Leben nicht mehr verwunden.

Ich sah den edeln Mann leiden, sah ihn auf das Ungerechteste und Gefährlichste angegriffen als einen Verführer der Jugend, wider den man den Stat zu Hilfe aufbieten müsse: ihn, dem ich — wie so Viele — die Erlösung aus Gewissensqualen, Zweifeln und Geisteskämpfen ärgster Art verdankte. Ich mußte ihm, dem Gefolgsherrn der Gefolge, zu Hilfe springen mit meiner schwachen, aber begeisterten Kraft: es trieb mich, wie ehedem einem Kampfgenossen zu Hilfe, in die Schwerter und Speere der Feinde. Ich mußte!

Ich setzte mich also hin und schrieb, brennenden Kopfes, eine Entgegnung auf die Schrift: „der Anthropologismus u. s. w.“ Ich schrieb und schrieb ohne Unterlaß: — so feurig und leidenschaftlich wie ich dereinst Schwerthiebe gethan: — ich schrieb, wie man sonst nur Schwerte schmiedet mit glühender Esse.

Das ging so fort Tag und Nacht — ich unterbrach die Arbeit nur, neue Bücher, deren ich bedurfte, herbei zu schleppen: — vom Erscheinen beim Mittagessen ließ ich mich entschuldigen. Nachts warf ich mich um 1 Uhr auf's Bett, um 4 Uhr — es war Sommer — wieder zu beginnen — so ward die Zornschrift in acht und vierzig Stunden fertig: es wurden vier Druckbogen.

Mit welchem Gefühl betrachtete ich das erste „wissenschaftliche“ Werk meines Geistes!

Da lag es vor mir, säuberlich abgeschrieben, was fast ebensoviele Stunden gekostet hatte wie das feuersprühende „Hinhauen“.

Nun aber scheute und schämte ich mich, ja ich fürchtete mich! Nicht vor allen Pfaffen des Erdballs! Aber vor Prantl, dem unbestechlichen Richter, der gewiß in eigener Sache am Strengsten sein würde. Um keinen Preis hätt' ich es gewagt, ihm die Blätter selbst zu übergeben, dabei seinem Auge zu begegnen. Ich schickte sie in sein Haus, nur

meinen Namen dazu schreibend. Am andern Tag kam er: — er selbst kam zu mir! — Er drückte mir stumm die Hand: sein schönes dunkles Auge leuchtete wärmer als ich es jemals hatte strahlen sehen.

„Es freut mich," sagte er dann trocken, „daß es ein Student that, — ein Schüler, ohne jede Anregung von mir. Aber nun — lassen Sie's nicht drucken."

Ich ward recht blaß. „Ist es so — so mißlungen?"

„Nein. Kein Wort hätten Sie daran zu ändern. Aber — ich warne Sie. Sie sind Baier, wollen in Baiern angestellt werden: hier herrschen auf unberechenbare Zeit die Schwarzen. Oder, herrschen sie auch einst nicht mehr, ihr Einfluß wird auch dann noch gewaltig bleiben. Sie verderben sich Ihre ganze Laufbahn: die Schwarzen werden es Ihnen gedenken, so lang Sie leben: die vergessen und vergeben nicht."

Und sie haben es mir nicht vergessen und vergeben bis zu dieser Stunde: über gar manchen böslich auf meinen Weg geworfenen Knüppel, der schwarz war, bin ich fortab gestolpert: gar mancher schwarze Pfeil kam, — von unbekannter Hand entsendet — daher gezischt: er traf auch wohl gelegentlich, seltner mich als die mir Liebsten, und das that viel bittrer weh! — Allerdings muß ich bekennen, daß meine spätere Aufführung nicht danach angethan war, mir durch Reue, Buße und Besserung Verzeihung zu erkaufen. „König Roderich", „Sind Götter?", „Der Kampf um Rom" und „Odhins Trost" sind von einem Manne geschrieben, der, über ein Menschenalter in München und in Würzburg lebend, die ganze Großartigkeit, auch die Poesie, aber freilich ebenso die ganze welterobernde, statbeherrschende, seelenunterjochende Gefährlichkeit der katholischen Kirche einigermaßen kennen und zum Ausdruck zu bringen gelernt hat. Ich habe eine geheime Liebe zu dem Katholicismus: — deßhalb nur konnte ich „Gelimer"

schreiben — etwa, wie der Wandrer zum Abgrund, in welchen ihn der Schwindel hinab zu reißen droht: und im Gefühle dieser geheimen Neigung wehre ich mich desto kräftiger wider jenen einschmeichelnden Reiz und dieses Ueberwältigend-Große, gedenk Odhins und Kants, gedenk germanischen Heldenthums und der Kritik und — des Statsgedankens.

Aber zurück in die Briennerstraße, 1851, und zu Prantl.

Er war zufrieden! Nichts mußte geändert werden! O Jubel! O Wonne!

„Wenn's weiter nichts ist!" rief ich. „Das ist mir ganz gleich! Und ob ich nie angestellt werde! Wenn ich nur diese Verläumdungen . . .!"

„Jedesfalls müssen Sie vorher Ihren Herrn Vater befragen, und ihn dabei scharf auf die Folgen merksam machen."

„Ja, ja!" sagte ich lachend. Am liebsten wäre ich mit gesenktem Speer gegen alle Schwarzen der Erde angeritten.

„Und jedesfalls: — das Vorwort müssen Sie streichen."

Das war hart. Denn das Vorwort war mir das Liebste an der ganzen Schreiberei. Betrübt sah ich zu ihm auf.

„Warum?" fuhr er fort. „Das ist ja eine Herausforderung zum Zweikampf mit allen beliebigen Waffen: — nicht nur gegen den ungenannten Verfasser: — der ist ein Priester." —

Das erfuhr ich jetzt erst. Und verdrießlich gedachte ich des Rechtssprichworts:

„Von Frau'n und Pfaffen ist bekannt:
Nicht Waffen führet ihre Hand."

„Gegen alle Studenten, welche seine Ansichten theilen. Sie zwingen ja die Leute auf die Mensur! Wollen Sie sich mit 700 katholischen Studenten schlagen, schießen oder stechen? Das ist ja ein Unsinn!"

Ich wollte doch nicht nachgeben. „Von Philosophie," dachte ich, „versteht Er mehr, aber von dem Andern . . . ." —

Da sah er mich scharf an und sprach: „Diese Vorrede hat nicht mein Schüler, die hat“ — hier gab er mir einen gelinden Klapps auf den Kopf — „ein Raufbold aus der Königinstraße, „ein Ritterspieler“, geschrieben.“

Die Vorrede wurde nicht gedruckt. —

Es kostete ohnehin noch einige Mühe, bis mein lieber Vater die von Prantl verlangte Einwilligung gab: nicht aus Furcht vor den Schwarzen und für meine Laufbahn! Aber es war ihm unheimlich, den Siebzehnjährigen in einer philosophischen Streitschrift sich in den Kampf der Geister hinaus wagen zu sehen. Und man kann es ihm wahrlich nicht verdenken! Auch lag ihm ja der Gegenstand des Streites fern. Er hat mir später gesagt, daß er mit schwerem Herzen mir die Blätter zum Druck zurück gab.

Bei diesem Druck benahm sich höchst uneigennützig und wacker Herr Christian Kayser, Inhaber der Buchhandlung gleicher Firma an der Residenzstraße, ein Mann, dem, wie seinem Nachfolger, Herrn

Miller, ich auch später noch zu reichem Danke verpflichtet werden sollte: es ist der einzige Mensch auf Erden, dem ich in meinem Leben Geld schuldig geworden bin. Er übernahm Herstellung und Vertrieb des Schriftleins zu den Selbstkostenpreisen.

War er doch der Verleger oder Commissionär der ach! so wenigen muthigen Männer an der Universität, welche damals, 1850—1856, gegenüber der argen Rückströmung in statlichen und kirchlichen Dingen in Baiern für die Freiheit der Wissenschaft, für den Verfassungsstat im Innern, für den deutschen Einungsgedanken unverzagt einstanden. Ich komme in der Folge näher zu sprechen auf dies tapfre Häuflein, das im „Bären" in der Fürstenstraße tagte, später bei Grosdemange auf dem Residenzplatz, und zu dem ich in der Folge als junger Doctor herangezogen zu werden als hohe Ehre empfand.

Die Vorbereitung der Schrift blieb Geheimniß unter den Freunden Prantls: der Druck ward in Augsburg besorgt. Ich gedenke noch, mit welchem

Herzklopfen ich den ersten „Correcturbogen" in Empfang nahm. Ich glaube, ich ward sehr roth, als ich ihn dem Ausgeher von Kayser abnahm. Und nun ich ihn hatte: — was sollte ich damit anfangen? Mit Entsetzen las ich die zahlreichen ganz unglaublichen Mißgriffe des Setzers, welche meine scharfsinnigsten Schlußfolgerungen in eitel Unsinn zu verkehren drohten. Was wußte ich von Druckfehlern, von Correctur? (Ach, ich sollte beides kennen lernen!) Sollte das so in die Welt hinaus gehen? Ich lief spornstreichs zu Herrn Kayser, klagte, fragte, was die Aenderungen kosten würden?

Lächelnd nahm mir der freundliche Mann das Blatt aus der Hand, legte es auf sein Pult und — lehrte mich die Kunst des Corrigirens, von der ich später auf so vielen tausend Bogen (oft recht mangelhafte) Proben ablegen sollte.[1])

---

[1]) Das ist nicht übertrieben, liebe Leserin: ich rechne nur „Kampf um Rom", IV Bände, 113 Bogen, dreimal corrigirt,

Die Aufregung jener Wochen war sehr groß, wohl seit der umstrittenen Confirmation und der Scheidung der Aeltern die stärkste. In das Tagebuch wurden damals jeden Abend viele Seiten geschrieben: heldenmäßige Entschlüsse für die Wahrheit sterben zu wollen u. s. w. Aber es that mir leider niemand was zu leide! (— d. h. damals nicht und auch später meistens nicht offen). Längst verbrannt ist das thörig-begeisterte, kampfgierige Geschreibsel: — aber noch heute weiß ich auswendig, was ich in der aufgeregtesten jener Nächte — es war eine „englische" (I, S. 196) schrieb: „in this hour they are printing me at Augsburg. Me, the boy of the „Ritterspiele"! O that I could fight as well as write for truth and freedom of thought! Now to the Rescue for Prantl! And the stars

= 339. „Könige der Germanen", VI Bände, 131 Bogen, dreimal corrigirt, = 393. „Kleine Romane aus der Völkerwanderung", VII Bände, 230 Bogen, = 690, zusammen allein 1422, von den Anderen zu schweigen!

of my youth will shine upon me everywhere: — at Berlin as at Munich."

Denn einstweilen war festgestellt worden, daß ich das nächste Halbjahr (Winter 51/52) in Berlin studiren solle. Ich hätte nunmehr, nachdem Prantl bedroht, ich selbst in den Kampf für ihn eingetreten war, vorgezogen, den kommenden Winter noch in München zu verleben: aber der Vater beharrte auf dem Beschlossenen.

So lebhaft es mich reizte, Norddeutschland und die Fremde überhaupt, zumal die Großstadt Berlin, kennen zu lernen, welche ja die unglaubliche Zahl von mehr als 400,000 Einwohnern zählen sollte, — der Abschied — in diesem Augenblick — ward mir doch recht schwer: gerade in diesen Tagen erschien das Schriftlein — es füllt jetzt in den „Bausteinen" [1]) fünfundfünfzig Seiten: — es fand, wie mir Herr Kayser freudig und freundlich versicherte, reißenden Abgang.

---

[1]) IV. 2. Berlin 1883. Philosophische Studien. S. 95 f.

was selbstverständlich nicht der innere Werth begründete, sondern die Spannung, in der alle gebildeten Kreise der Stadt den Verlauf des Angriffs auf den viel besprochenen Philosophen verfolgten: dazu kam das Aufsehen, das das Eintreten eines blutjungen Studenten für seinen Lehrer machte — das war unerhört an der Universität! — und schließlich war ja unser Name gar sehr bekannt an der Isar.

Wie gerne hätte ich den weiteren Gang der Dinge, selbst mit kämpfend und mit leidend, an Ort und Stelle erlebt!

Aber es hieß gehorchen.

So schnürte ich denn Mitte October 1851 mein knappes Bündel: — neben den unentbehrlichen wissenschaftlichen Werken wurden doch auch ein par Dichter eingepackt! — nahm jenen früher (I, S. 285, 320) erwähnten schmerzenreichen Abschied von dem Hause Didosa's und fuhr über Leipzig nach Berlin.

XXVI.

Das Einleben in die große fremde Stadt gelang rascher und leichter als bei meiner Jugend und der erstmaligen Verpflanzung in norddeutsch-städtisches Wesen zu erwarten war.

Dazu trug gar viel bei, daß ich einen treuen Gesellen von der raschen sanguinischen Isar mit an die langsame phlegmatische Spree gebracht hatte.

Ein lieber Genosse von dem Ritterspielen (I, S. 102) und von der Schulbank her, Clemens Piloty, im gleichen Semester stehend und daher bisher schon alle Rechtsvorlesungen mit mir theilend, ging ebenfalls auf ein Halbjahr an die Berliner Hochschule. Wir reisten zusammen hin und verkehrten daselbst Tag für Tag, besuchten dieselben Vorlesungen, nahmen mit einander das (höchst einfache!) Mittags-

mahl, lasen zusammen Corpus juris, waren in den nämlichen Häusern eingeführt und, überkam uns die Sehnsucht nach der rauschenden Isar und den lieben Menschen an ihren Ufern, so holten wir einander ab zu einem ziemlich wehmüthigen Spaziergang durch das Brandenburger Thor in den Thiergarten.

Es verknüpfte uns noch inniger und zarter, daß auch der gute Clemens an einer ersten Liebe litt, die er, gleich mir, in vielen Versen ausströmte: auch seine Didosa hat kaum je etwas von seiner Schwärmerei erfahren, auch seine Didosa ward nicht von ihm heimgeführt: (sie heirathete einen tüchtigen baierischen Artillerieofficier).

Wir vertrauten uns schon in München die Schmerzen des bevorstehenden Abschieds von unseren Heiligenbildern an, lasen uns in Berlin die neu entstandnen Anbetungsgedichte vor und jeder hörte dem Andern geduldig zu, wie er die Schönheit seiner Minna oder Antoinette pries.

Verband uns schon diese Gemeinschaft auf das

vertrauteste, so führte uns auch das Bedürfniß zusammen, sich über die Eindrücke der fremden Stadt, der Vorlesungen, der vielen neuen Bekannten auszusprechen: es lag in der Natur der Dinge, daß wir beiden gleich alten (oder richtiger gleich jungen!) Süddeutschen, Baiern, Münchener, Walhallgenossen, in den allermeisten Stücken übereinstimmten, sowohl in Lob als auch in Ablehnung der Berliner „Landschaft", Straßen, Wirths- und andern Häusern, Gesellschaften, Professoren, Studenten, Mädchen, Oheime und Tanten.

Clemens, obzwar anderthalb Jahre älter, fand sich doch in Vieles schwerer als ich: er war eine noch viel weichere Natur, eine echt musicalische: mit allen Vorzügen und auch mit einigen Schranken dieser Anlage: er war gründlich musicalisch durchgebildet, sang, spielte Clavier und ganz vortrefflich die Cither, welche, 1852 an der Spree noch sehr wenig bekannt, überall, wohin er kam und wo ich seine bescheiden verborgne Kunst anpries, erklingen mußte und ihm reichsten Beifall eintrug. (Von meinem Verhalten

zur Musik oben S. 146.) Solche Seelen stoßen sich leicht an Ungewöhntem, sind oft verletzt, und ziehen sich dann scheu in sich selbst zurück: das Herbe, Spöttische des Berliners, der sich jedes starken Gefühlsausdrucks, der dem Oberdeutschen Bedürfniß, schämt, stieß den gar Weichmüthigen häufig ab.

Dazu kam, daß ich schon in München in dem Hause meiner Aeltern mit Norddeutschen viel mehr als er verkehrt hatte, ihre Weise, die Umgangsformen ihrer Gesellschaft kannte: ich konnte schon ganz geläufig „Mahlzeit!“ sagen nach dem letzten Bissen und dabei den Geheimräthen so feierlich die Hand drücken, als hätten wir so eben eine sacrale Handlung begangen oder eine dringende Lebensgefahr glücklich bestanden; Clemens mußte ich immer noch an dem Zipfel seines ihm unaussprechlich „zuwidern“ Fracs zupfen, ihn an diese Haupt- und Stats-Schluß-Action zu erinnern; ich schlüpfte in den mir nur lächerlichen Frac mit Gleichmuth: doch behauptete eine junge Berliner Freundin, ich ziehe damit unwillkürlich eine

die Berliner verspottende hochfein norddeutsche Redeweise an.

Denn so grün und unerfahren wir waren, und so gewaltigen Eindruck uns die so viel größeren Verhältnisse Berlins in gar vielen Stücken machten, — wir erkannten doch — und bekannten laut — die Vorzüge Münchens in gar vielen Dingen und überall — den Werth süddeutscher Eigenart.

Wir merkten sehr bald, daß unsere süddeutsche Art, d. h. die unbefangne Frische, die offne Empfänglichkeit für alle Eindrücke und zumal das Bedürfniß, den empfangnen Eindruck uns selbst sofort zum Ausdruck zu bringen, dadurch den Genuß oder die Verwerfung des Eindrucks steigernd, — ganz unbekümmert darum, ob Andere dies nun, kühl beobachtend, wahrnahmen und oft spöttisch beurtheilten — daß diese „Naivetät" den Berlinern an uns zumeist auffiel, daß sich die Einen darüber lustig machten — boshaft, im Bewußtsein ihrer kritischen Ueberlegenheit, — die Andern — und zwar doch weit die

Mehreren! — gutmüthig lächelnd, angenehm berührt, ja fast ein wenig beneidend in ihrer großstädtischen Blasirtheit und norddeutschen Kühle und Verstandesschärfe. Ja, in dieser Naivetät liegt ein erheblicher Unterschied der Thüringer, Franken, Alamannen, Baiern — und zwar ein sehr erheblicher Vorzug: nicht nur ästhetisch, auch nicht nur wegen der erhöhten Genußfähigkeit, — sondern vermöge der größeren rein menschlichen Freiheit, wegen der glücklichen und schönen Unbekümmertheit um das Urtheil der Zuschauer, um die Wirkung des harmlosen sich Gehenlassens auf die kühl daneben stehenden Beobachter: unsere Art ist schöner, beglückender, freier, weiter. Ich komme darauf zurück bei meinem Uebertritt aus Würzburg nach Königsberg.

Diese unsere Naivetät gewann uns, gewann zumal dem weichen, sanften Clemens alsbald gar viele Freunde in der als so „moquant“ verrufnen Stadt.

XXVII.

Mir wurde diese endlich besonders auch deßhalb rasch vertraut, weil ich, während Piloty nur an eine seinem Schwager Schorn in München befreundete Malerfamilie (Stielke) empfohlen war, eine ganze Reihe von Verwandten meines Vaters und mehrere meinen beiden Aeltern recht nahe stehende Häuser vorfand, die mich mit einer Wirthlichkeit aufnahmen — und nicht nur mich, — auch meinen überall alsbald so beliebten Pylades, wie sie Piloty nannten — die nun wieder die Münchner ganz gewiß damals noch nicht zwei norddeutschen Studentlein würden gewährt haben und welche an der Isar erst später und immer noch nicht in genügendem Maße den Norddeutschen abgelernt worden ist. (Davon alsbald mehr.)

So nahm mich gleich bei der Einfahrt, Abends

10 Uhr von Leipzig her, in herzlichsten Empfang und in beide Arme mein Oheim Wilhelm Dahn, der Bruder meines Vaters, er war Kaufmann und „Erzeuger" (wie man in Oesterreich sagt) von Steinpappe, hatte sein Geschäft in der Spandauerstraße, sein Wohnhaus im alleräußersten Osten der Stadt, der Barnimstraße (welche ich in dem Moltke-Festspiel vom 26. X. 1890 verewigt habe), noch weit über den Alexanderplatz hinaus: — mir, dem nur an die kleinen Entfernungen im damaligen München gewöhnten, schien der Weg dahinaus eine kleine Orientreise.

„Oncle Wilhelm", etwa vier Jahre jünger als mein Vater, war ein ganz prächtiger Mann! Ich kannte ihn schon: — er war zweimal in München bei uns zu Besuch erschienen — und hatte ihn gar lieb gewonnen: denn er war dabei ebenso herzensgütig gegen mich gewesen wie mit allen Leuten, auch mit der alten Toni und dem hübschen Stubenmädel, zu den tollsten Späßen unablässig geneigt. Oft hatte er mich mit Gewalt von den „dummen Büchern" hinweg gezerrt und zu

einem Glase Wein zu „Ott“ in der Ottostraße oder zu Grosdemange auf dem Residenzplatz mitgenommen. Wohin er kam, der Stattliche, mit seinem hübschen, ja schönen, behaglichen, ein wenig zur Fülle neigenden Gesicht, den kleinen, kurzsichtigen, oft blinzelnden, aber klugen und lustigen Aeugelein, dahin brachte er harmlose Fröhlichkeit mit: die Kopfhängerei mochte er nicht leiden und seine heitre Laune war so urwüchsig, so ferngesund, daß sie auch mich unwiderstehlich fortriß, zu dessen Ernsthaftigkeit, Todesahnung, pedantisch eingetheilter Arbeitsordnung und Fleischabtödterei sie doch den stärksten Gegensatz bildete.

Wie auf des guten Oncle Wilhelm Leib zugeschnitten sind die köstlichen Verse Mörike's: [1])

Lieber Vetter! Er ist eine
Von den freundlichen Naturen,
Die ich Sommerwesten nenne.
Denn sie haben wirklich etwas
Sonniges in ihrem Wesen . . .

[1]) Gedichte, Stuttgart 1838. S. 208 (an meinen Vetter).

Ach daß diese lieben hellen
Sommerwesten, die bequemen,
Angenehmen . . . .
Endlich doch auch sterben müssen.

Diese unverwüstliche Heiterkeit war desto höher anzuschlagen als sie, aus dem Innersten seiner Eigenart wie ein Quickborn unversiechlich hervor sprudelnd, allerlei Widrigkeiten sieghaft durchbrach.

Denn er hatte eigentlich gar nicht so groß Ursache, heiter zu sein, der arme Mann, der ohne sein Verschulden ein recht beträchtliches angeheirathetes Vermögen verloren und nun alle Hände voll zu thun hatte, einer ganz unwahrscheinlich großen Zahl von Kindern mit seiner Steinpappe sättigend die Mündlein zu stopfen. Ich weiß bis zur Stunde nicht, wie viele es wohl sein mochten: ich erinnere mich nur, daß, waren wir in den gar einfachen Zimmern in der Barnimstraße in ein Gespräch verwickelt, jeden Augenblick wieder ein anderes Kind auf dem Bauch und Boden heran gerutscht kam: — nach der Ungezogenheit

zu schließen werden es wohl zum größten Theil Jungens gewesen sein: die Namen Max und Moritz gemahnten mich später immer an den einen dieser meiner Jung-Vettern: der andre hieß freilich nicht Moritz, das war aber auch der ganze Unterschied. Aus dem Haufen der Mädchen dagegen stelle ich meinen Bäslein Elise, Helene und Emma (— recht viel mehr waren es, glaub' ich nicht, obzwar die unaufhörlich herein polternden Nachbarkinder die Unterscheidung der Dahninge erschwerten und verwirrten —) noch nach 39 Jahren das Zeugniß aus, daß sie sich redlich abmühten, einige Ordnung und Uebersichtlichkeit in dieses Gewirre von Kinderbeinen zu bringen in Unterstützung, richtiger in Vertretung ihrer vortrefflichen, aber stets kränklichen Mutter: — denn diese machte den Eindruck, als ob sie jeden derartigen Versuch im Stillen längst als hoffnungslos aufgegeben habe.

Aber Oncle Wilhelm! Je „doller“ es um ihn her zuging, desto vergnügter wurde er: zwar schrie er wohl manchmal in das Getobe hinein sein: „Wollt

ihr woll, infame Bengels?“ Aber dabei zuckte es schon wieder so lustig um seinen Lachemund, daß „die Bengels“ nur mit einem desto lauteren Hohngelächter antworteten, bis er dann wohl dazwischen fuhr, einen seiner oder auch der entliehenen Jungens hinten an der Hose packte, „hoch hielt“ und nach einem mehr patschenden als schmerzenden Streich wieder säuberlich absetzte. Ja, an manchem Sonntagnachmittag, wann mir schon Hören und Sehen verging vor Spektakel und Piloty um seine Cither bangte, auf der 10 × 2 Hände zugleich zupfen wollten, rief der Oncle: „Ich weiß nicht, Kinder, es ist heute gar kein Leben in die Bude:“ denn, ward er recht vergnügt, sprach er — mit Vorbedacht und Ueberlegung — berlinisch: „holt mer doch en par Jungs aus der Nachbarschaft.“

Am Liebsten hätte er sie sich wohl unablässig vom Storche bringen lassen: doch hat er das letzte Viertelbutzend, glaub' ich, in München nie amtlich angezeigt: denn als mein Vater einmal unversehens

nach Berlin kam, fand er eine Mehrzahl unterschlagener Nefflein vor.

Der Oncle verfügte über den bekannten schlagfertigen Witz des richtigen Berliners, wie er auf dem märkischen Sande — ganz inselhaft von den Nachbarstädten sich scharf abhebend — aus der starken Zumischung von französischem esprit der „Aus- (d. h. „Ein"-)gewanderten" und von jüdischer Schärfe zu der niederdeutschen Trockenheit und Verstandeskühle als ein ganz eigenartig Ding erwachsen ist.

Allein bei dem Rundlichen mit dem leis angehenden Weißbierbäuchlein war das Aetzende und Schonungslose dieses Witzes ersetzt durch gemüthvolles Wohlwollen: der Witz war zum Humor vertieft und veredelt, und der liebenswürdigste der Menschen schonte in seinen Scherzen am Wenigsten seiner selbst.

Er hatte die beneidenswerthe Gabe — ohne je das Maß zu überschreiten — sich wie ein Kind („wie ein Schneekönig", sagte man in der Barnimstraße) an einem guten Trunk, an einem leckeren Bissen zu

erfreuen: — freilich nur, wenn Andere ihn theilten, und am herzlichsten, wenn es auf seine Kosten ging: was freilich zur Erkräftigung seiner immer etwas „kippeligen“ (wie er lachend sagte) Finanzen nicht gerade beitrug.

Hatte er mich am Sonntag Morgen „in die Domkirche“, wie er scherzte — das will sagen: in ein dem Dome nahe gelegenes Weinhaus abgeholt — oder hatte er mich mit Piloty — der nie fehlen durfte — „Sonnabends“ (wir sind jetzt in Berlin und werden entweder ausgelacht oder nicht verstanden, wenn wir „Samstag“ sagen) um 7 Uhr in sein Geschäft bestellt, ihn in jene feuchten Räume zu begleiten, — dann war er — der etwa Vierzigjährige — kreuzfidel.

„So!“ rief er wohl, die Schlüssel von dem Geld-„Spinde“ abziehend — „jetzt kann die verfluchte Papp-Bude lange warten, bis sie mir wieder angähnt. Nun sind die Papp-Mädels bezahlt (die Arbeiterinnen): du, Dörthe, nimm dir vor dem dicken

Bombardeur in Acht! sonst seid ihr mal zu Dritt! — Nu is Allens Alle: — es Jeschäft — alles, es Jeld och. Det verfluchte Jeld! Hätt' ick nur mehr von diesem Fluch der Menschheit. Aber für ene Pulle Rothen oder en par reicht et noch, Jungens. Ihr drinkt ja nich. Nu, los!" — Und dann führte er uns in jenes Weinhaus auf der Nordseite der Königsstraße — ich weiß die Firma nicht mehr — zu einigen seiner Berufsgenossen und Logenbrüder!

Denn er war ein gar eifriger Freimaurer vor dem Herrn.

Nach meiner ungenügenden Kenntniß zu urtheilen hat sich nun zwar die Maurerei (— die im vorigen Jahrhundert und im Anfang dieses Jahrhunderts hochverdienstlich Aufklärung und Duldung und Menschlichkeit [freilich auch eine flaue, schale und sogar gefährliche Weltbürgerthümelei] im Kampfe gegen die damals herrschende dumpfe und unterdrückungseifrige Rechtgläubigkeit verbreitete —) schon lang überlebt, wenigstens für die akademisch Ge-

bildeten, wie diese für jene Lehren keiner besonderen geheimnißumgebenen Offenbarung mehr bedürfen.

Allein ich habe damals doch mich überzeugt, wie die Loge in jenen Kreisen der Mittel- und Kleinbürger geistig, sittlich, gelegentlich auch wohl wirthschaftlich günstig wirkte.

Da wurde denn nun streng hochdeutsch gesprochen: höchstens die Witze Anderer, die der Berliner Mundart gar nicht zu entkleiden waren, wurden in dieser erzählt.

Der gute Oncle Wilhelm! Ist nun auch schon gar lange todt.

Es war mir eine Herzensfreude, Jahrzehnte später an ein par seiner Enkel darweisen zu können, wie dankbar ich seiner gedenke, als der Sohn einer seiner Töchter viele Jahre zu Königsberg das Gymnasium besuchte und der Sohn seines wackern Sohnes Ernst sich ein par Halbjahre unter dem Vorwand, die Rechte zu studiren, bei den Wratislaven zu Breslau aufhielt. Unter allen jenen nie ganz

deutlich von mir unterschiedenen und auch hier kaum erschöpfend aufgezählten Dahningen der Barnimstraße stand und steht mir am Nächsten jener Ernst, der unter recht ungünstigen Verhältnissen — man denke nur! bei diesem Lärm des „unentwegt" zur Thüre herein polternden Geschwistersegens griechische Syntax und Stereometrie studiren! — sich lediglich aus eigener Kraft zum Oberlehrer in Braunschweig hinauf gearbeitet und unter Anderem einen Leitfaden für Deutschen Geschichtsunterricht veröffentlicht hat, aus dem ich mehr lerne als erforderlich sein sollte.

XXVIII.

Dieser prächtige Oncle Wilhelm nun also war es, der mich in jener Octobernacht am Anhalter Bahnhof in Empfang nahm, mir in's Gesicht sah, mir über dieses Gesicht ein par derb freundliche Worte so laut zuschrie, daß ich mich vor Piloty und dem ganzen Bahnhof schämte, mich in die Arme preßte und dabei von der Erde in die Höhe hob, daß ich ächzend an den seligen Antäus denken mußte, dann mich und Piloty, den er in der Geschwindigkeit auf mein Vorstellen hin auch umarmte, in eine Droschke warf und in die von ihm für mich gemiethete Wohnung brachte.

Du altes Zimmer auf dem Neumarkt Nr. 9 über drei Treppen, was hast du nicht Alles für philosophische und — andere Kämpfe erlebt!

Piloty wohnte ziemlich nahe in der Poststraße: Stielkes hatten ihm das Zimmer besorgt: der gute Oncle brachte ihn dorthin, nachdem wir zu dritt auf dem Neumarkt das von der Tante Marie dahin gezauberte „Abendbrot“ verzehrt.

Die zwei Fenster meines Zimmers gingen auf den Neumarkt, auf welchem Vormittags ein Lärm vollführt wurde, der nicht gerade zu philosophischen, juristischen und anderen Forschungen geeignet war, noch minder zu dichterischer Stimmung einlud: aber es störte mich nicht: ich habe gelernt, unter jedem Geräusch zu arbeiten, auch unter solchem Lärm, den oft meine Besucher für unerträglich erklärten (das ärgste waren aber doch einmal in Würzburg im Held-Haus vier gegen einander tobende Claviere in drei Häusern!), ja, das Surren der Nähmaschine meiner lieben Frau dicht neben meinem Schreibtisch war mir in Königsberg eine ganz unentbehrliche Begleitung zur Balladendichterei geworden und ich mochte es gern leiden, wenn dann 32 Vögel (aber darunter weder Canarienvogel

noch gar Papagei!) um die Wette sangen, der Maschine Surren, das sie offenbar für Theresens Gesang hielten, zu übertäuben.

Desto feierlicher wirkte dann die Stille an den Sonntag Vormittagen, wann nicht Marktleute feilschten, haderten und keiften. Das Zimmer war hell, freundlich und reinlich: die Einrichtung recht einfach: ein hartes Sofa, das ich nie benutzte, ein par Rohrstühle, ein Bügeltisch (statt des Schreibtisches), ein Kleiderschrank, eine eiserne Bettstatt — mir ganz neu: die Waschschüssel stand auf einem Holzstuhl: das war der Waschtisch.

Ich fand es maßlos theuer, daß ich dafür 5 Thaler zahlen sollte: aber Piloty zahlte sechs und Oncle Wilhelm sagte lachend: „dafür habt Ihr det Spreewasser jratis."

Mein Miethwirth, Herr Ludwig Bauer, Vergolder, und seine immer fleißige Frau waren gar vortreffliche Musterbilder des tüchtigen Kleinbürger- und Handwerkerstandes, der in Berlin wie ander-

wärts viel seltener geworden sein mag in den letzten 40 Jahren. Nie hatte ich den geringsten Anstand mit ihnen und ihren streng gezognen Kindern: — reinlich und säuberlich hielt die Frau mein Zimmer und meine Wäsche, die sie ebenfalls übernahm. Daß der Aufstieg über die drei Treppen — im Erdgeschoß war ein Butter- u. s. w. Geschäft — oft übel aussah und stark nach Häringen roch, war vom dritten Stock aus nicht zu verhindern.

Niemals habe ich später Berlin besucht, ohne auf den Neuen Markt zu gehen und mir die alten Fenster von unten anzusehn. Bei meinem ersten Wiederkommen (1865) forschte ich in dem Haus und auf der Polizei ohne Erfolg nach den wackeren Leuten: — ich hätte ihnen gern dankbar irgend eine Freundlichkeit erwiesen.

Andere Verwandte von mir wohnten in der der Barnimstraße gerade entgegengesetzten Richtung, im — damaligen! — äußersten Westen von Berlin, in der Linkstraße: es war das Haus der bekannten Verleger-Firma Herbig.

Der älteste Sohn hatte vor vielen Jahren in München (in der Hofbuchhandlung von Palm am Kuhbogen) gearbeitet und mir damals manchen Cooper'schen oder Walter Scott'schen Roman zum Lesen gegeben; nun war sein Vater gestorben, er hatte das bedeutende Geschäft übernommen und ein wunderschönes junges Mädchen, Anna, eine geborne Grimm, geheirathet. Die verwittwete Mutter und mehrere hübsche Töchter derselben wohnten in einem andern Stockwerk desselben Hauses: ich und mein Pylades — dessen Cither hier ganz besonders geschätzt ward — fanden die gütigste, liebenswürdigste Aufnahme bei den „Alten" und den „Jungen" im Hause: die strahlende Schönheit meiner Base Anna und ihre anmuthvoll heitere Laune zog uns mächtig an: in dem gastlichen Hause ward viel Musik getrieben, häufig getanzt, Pfänderspiele (auch mit Küssen, was mir dummer Weise gräulich war) und andere Lustbarkeiten fehlten nicht. Piloty ging häufiger hin als ich: ich? Ich war ein rechter Schafskopf! Obwohl

keines der hübschen Mädchen mir irgend tieferen Eindruck machte, — und ich ihnen gewiß auch nicht!! — — ich glaubte, ein Unrecht zu thun gegen Didosa, wenn ich mit dem vollbusigen, blauäugigen oder dem schlanken, rehäugigen meiner Bäslein herum hopste oder gar die beiden ausgelassnen Käfer, beide zugleich, die eine meinen linken, die andere meinen rechten Arm packte und mich auseinander zu walzen drohten.

Das Tanzen hatte ich nämlich schon als Gymnasiist nur auf zwingenden Befehl der Aeltern gelernt, mit heftigem Widerstreben: — es schien mir entweder „fad“ oder aber, gefiel mir meine Tänzerin, „sündhaft“.

Diese Tanzstunde, besucht von eitel Gymnasiisten und Backfischen, unter Aufsicht unzähliger Tanten, bei ein par Talglichten, auf holperigem Boden, in engem, schmutzigem Zimmer — sie war denn auch unglaublich billig! — wäre einmal recht hübsch in einem humoristischen Roman zu schildern. Ich vergaß oben (Band I, S. 119)

bei Aufzählung der „ritterlichen Künste und Leibesübungen“ der edeln Tanzkunst: wahrscheinlich deßhalb, weil ich es darin am Wenigsten weit gebracht und nie ein besonderes Vergnügen bei ihrer Anwendung verspürt habe. Meine Jugendfreundinnen (s. B. III behaupten, ich tanze noch steifer als ich reite: und das will was heißen!

Wie thörig war es, gar manchen Abend, an welchem mein Clemens mit diesen feingebildeten, heiteren Menschen sich harmlos und jugend- und naturgemäß — und eigentlich waren es doch meine Bäslein, nicht die Seinen! — erlustigte, zu Hause zu sitzen und bis spät nach Mitternacht — bei recht ungenügender Atzung — Plato zu studiren oder Corpus juris zu lesen oder — das Thörigste von allem — ungezählte, allerdings oft recht gute! — Verse an Didosa zu machen, welche einstweilen an der Isar schlief oder, wachte sie, an alles Andre eher dachte als an mich!

XXIX.

Außer den Häusern meiner Verwandten standen mir aber noch gar viele andere offen in dem wirthlichen Berlin.

Der berühmte Pandektist Keller, der früher von Zürich aus meine Aeltern besucht hatte (I, S. 263), war schon vor geraumer Zeit nach Berlin berufen worden, wo er eine ganz hervorragende Stellung als Gelehrter und Lehrer einnahm; ich hörte bei ihm Erbrecht (s. unten) und verkehrte viel in dem glänzenden, reichen Hause, dessen gewaltigsten Magnet die unvergleichlich kluge, für ihre Jugend erstaunlich gewandte und an Leib und Seele gleich anmuthvolle einzige Tochter bildete.

Unsere beiden Häuser waren so nahe befreundet, daß einer der zahlreichen Keller-Knaben nach mir den

Namen Felix erhalten hatte: die prächtige, hochgebildete, grundgescheute Frau Geheimrath — eine Tochter Lavaters — duzte und behandelte mich wie ihre Söhne. Ich war recht viel in diesem Hause: mehr als bei allen meinen Verwandten zusammen! Sowohl bei den großen Bällen und anderen gewaltigen Völkerfesten als — und zwar viel lieber! — allein oder mit Piloty und dessen Cither eingeladen oder ungeladen beim Abend-Thee.

Wenn ich — mit meiner jetzigen Kenntniß der Menschen und insbesondere des Menschen Felix Dahn — mir die damaligen Dinge zurück rufe, sehe ich mich wohl oder übel zu dem Ergebniß gedrängt, daß wir, ich ebenso wie der gute Clemens, in die wunderliebliche Emma bis über die Ohren verliebt waren, trotz Didosa und Minna in München: freilich ohne es zu merken: ja, ich würde jeden gefordert haben, der mich solcher Treulosigkeit geziehen hätte.

Allein die „Wahrzeichen“ sind zu zahlreich und zu laut sprechend!

Clemens und ich redeten recht viel von Emma's Liebreiz bei dem Nachhausegehn: — jedesmal ungefähr dasselbe! Wir trafen einer den Andern gar oft an jenem abendlichen Theetisch, — zu gegenseitiger Ueberraschung! — während wir sonst uns die Pläne für unsere Abende stets mittheilten. Clemens und sogar ich — contra naturam mei generis! — tanzte mit der Zierlichen — die denn freilich auch so leicht schwebend und so anmuthig dahin flog wie keine Andere auf den Bällen, — so leidenschaftlich gern und so oft, daß Mutter Keller diese Häufigkeit „Schanden halber", wie sie sagte, herab minderte: wir hielten uns dadurch schadlos, daß wir, waren wir an jenen Abenden allein mit der Unwiderstehlichen, mit ihr tanzten (— Mutter Keller spielte unermüdlich Clavier dazu —) bis sie nicht mehr konnte.

„Unwiderstehlich": — ja, das war sie: nicht Ein Mann, vom jüngsten Studenten bis zum General oder Geheimrath, konnte sie sehen ohne den Zauberreiz der kleinen dunkeläugigen Elbin mit den wun-

derfein geschnittnen Zügen zu verspüren: alle waren in sie verschossen: sollte ich allein es nicht gewesen sein? Es ist recht unwahrscheinlich.

Und sie? Die von allen Seiten Gefeierte war nach allen Seiten hin gleich artig, gleich liebenswürdig und verbindlich: Keinen zeichnete sie auch nur durch den geringsten Vorzug aus. Sie hätte es auch nicht wagen dürfen: ihr Vater, eine Herrschernatur von schroffster Art, würde sie zerschmettert haben, hätte sie sich dergleichen beigehen lassen wollen.

Nur mich — wir sagten ja „Du" — behandelte sie anders als alle Andern: sie durfte das: war sie doch einige Jahre älter als ich und war doch auch abgesehen hiervon an eine Gefährdung der sehr hochfliegenden — freilich häufig wechselnden! — Pläne, die der schwer reiche Geheimrath für sein allseitig vergöttert Töchterlein hegte, durch das achtzehnjährige Studentlein Habenichts in alle Wege nicht zu denken.

So ließ der Gefürchtete uns gewähren und

Mutter Keller — nun, die hatte einen Narren an mir gegessen und konnte mich gar nicht oft und nicht vertraut genug (d. h. wenn nicht fremde Augen zuguckten) mit ihrer Emma verkehren sehen. Mich beglückte die Freundschaft, ja die schwesterlich zärtliche Neigung des schönen Mädchens: ich machte sie zur Vertrauten meiner Liebe zu Didosa: da sah sie mich freilich mit seltsamem Lächeln an, das schmale Köpflein zur Seite drehend wie ein kluges Rothkehlchen: — war sie doch, obwohl erst 21 Jahre, doch ganz unvergleichlich reifer, klüger, einsichtiger als ich — und meinte wohl, die schmalen Lippen kaum öffnend: „das ist eitel Luft.“ Ich bilde mir wahrhaftig nicht ein, daß sie mich liebte: — dazu war sie viel zu gescheut! — aber unsere Freundschaft erhielt doch eine wärmere und lebhaftere Färbung als sie getragen hätte, falls Emma ein Jüngling oder ich ein Mädchen gewesen wäre.

So hab' ich, glaub' ich, das schwer zu schildernde Verhältniß in seiner höchst reizvollen Zartheit richtig geschildert: doch Halt! Ein feiner Zug

fehlt wohl noch darin: ich glaube, das kluge Mädchen durchschaute recht klar, daß ihr Freund Felix, während er ihr von Didosa vorschwärmte, für die Vertraute, ohne es zu merken, doch Anderes als nur Freundschaft fühlte; übrigens hat das kluge treue Mädchen mir, als ich später in Berlin in eine seltsame Verwicklung gerieth, mit ihren feinen gewandten Fingern mich gerade noch zu rechter Zeit, bevor irgend jemand darunter zu leiden hatte, auf das Säuberlichste und Zierlichste heraus gewickelt: Dank ihr dafür und Segen — auch in ihr frühes Grab hinein!

Denn sie ist lange todt, die anmuthvolle.

Nachdem ihr Vater sie wiederholt mit allerlei Verlobungsplänen geplagt (— eine große Rolle spielte dabei ein sehr reicher junger Statsmann, dessen glänzende Laufbahn der ganz unheimlich gescheute Geheimrath voraus sah und der denn auch wirklich in frühen Jahren Minister ward: — auch ihn deckt schon die Erde! —), verheirathete sie sich mit einem Gutsbesitzer. — Aber ach! das köstliche, kleine Colibriähn-

liche Geschöpflein erkrankte am Rückenmark und starb nach vielen, vielen Jahren der schwersten Leiden, — und zwar nicht nur des Leibes! — nachdem sie gar lange Zeit gelähmt gelegen: — sie, die wie eine beflügelte Willis im Tanze geschwebt.

O weh um dich, Emma Keller! und um alles Schöne auf der Erde:

„siempre tiernos corazones
Son nacidos al dolor“

(habe ich in einem meiner wenigen, aber nicht ganz schlechten spanischen Gedichte gesagt!)

Das Kellersche war nicht das einzige Berliner Professorenhaus, das sich mir gastlich aufthat. Prantl (der vor Jahren mit seinem Freunde Konrad (von) Maurer ebenfalls in Berlin studirt) hatte mir Empfehlungen mit gegeben an seinen Lehrer Böckh, den ehrwürdigen Altmeister der griechischen Alterthumswissenschaft, dessen „Statshaushalt der Athener“ ich, durch Spengel (oben S. 15) angeregt, eifrig durchgearbeitet hatte. Der hochbedeutende Mann — eine

gar stattliche, aber auch mild-freundliche Erscheinung — nahm mich auf das Gütigste auf: er hatte seine Freude daran, daß ein Jurist in jenem Werk so gut Bescheid wußte, und lud mich oft in sein wirthlich Haus: seine Tochter war ein gar holdes, liebes, schönes Geschöpf. Ich fand, daß sich ein junger langer, blasser, blonder Professor mehr mit ihr beschäftigte — tanzend und redend — als mir und Andern eigentlich angenehm war.

Ihr aber muß es nicht unangenehm gewesen sein: denn sie hat sich ihr ganzes künftiges Leben mit ihm beschäftigt, indem sie ihn nämlich alsbald heirathete. Und als er mir damals ungezählte Extratouren abzwackte, wann ich mit dem schönen Mariechen engagirt war, ahnte ich weder, daß ich künftig so viel von ihm über Englische Verfassung lernen, noch daß ich nach seinen Anregungen in Königsberg preußische Selbstverwaltung vortragen, noch daß dreißig Jahre später, als ich in Berlin einige Vorträge hielt, das schöne Mariechen als Frau Geheimrath von Gneist

mich und meine Therese so überaus liebenswürdig bei sich aufnehmen würde.

Ferner hatte mich Prantl bei dem Philosophen Trendelenburg eingeführt, mit welchem ihn besonders die gemeinsamen Forschungen in Aristoteles verknüpften; ich hörte bei jenem Psychologie (s. unten) und kam auch zuweilen in sein Haus, dem freilich die Frau fehlte; der ernste, feierliche Mann in seiner streng gesetzten Redweise — er redete im Gespräch wie auf dem Lehrstuhl — und seinen spärlichen, streng abgemessenen, ein wenig steifen, rechtwinkeligen Bewegungen, dem scharf geschnittnen, bedeutenden Kopf, der sich in den hohen, steifen Vatermördern nicht frei bewegen konnte — machte mir ganz gewaltigen Eindruck, obzwar nicht gerade anziehenden: er hatte nicht viel Freundliches, vielmehr etwas Herbes und Trockenes (austère, würden die Franzosen sagen): ich mußte immer denken, wann ich von der Schulbank zu ihm hinaufblickte: „so hat gewiß auch sein Aristoteles ausgesehen“ — nur ohne Vatermörder. Ich bin später

in den Grundfragen der Rechtsphilosophie zu ihm ganz entgegengesetzten Ergebnissen gelangt: — Trendelenburg vertrat jene Zusammenschließung von Sittlichkeit und Recht, jene Begründung des Rechts als Mittel zum Zweck des Sittlichen, welche ich, die Selbständigkeit des Rechtes neben dem Sittlichen fordernd, scharf bekämpfe.[1]) Aber dankbar werde ich stets reicher Anregung, die ich dem scharfsinnigen Mann in der Psychologie und tiefstgründige Belehrung, die ich ihm über Aristoteles schulde, gedenken.

Ein wahre zweite Heimath aber wurde für mich (— und kaum in minderem Maße für den guten Clemens —) das Haus meiner guten, lieben, treuen Mutter Birch an der Krausenstraße 70 (Ecke der Friedrichstraße) über zwei Treppen.

Diese prachtvolle Schwäbin war mit meinen Aeltern noch von der Zeit her auf das Innigste be-

---

1) Vgl. meine Besprechung seines Werkes: „Naturrecht auf dem Grunde der Ethik“, Bausteine IV. 1. S. 13. Berlin 1883.

freundet, da sie zu Zürich das Stadttheater geleitet und meine Aeltern dorthin zu einem Gastspiele geladen hatte: sie war dann später auch in der Königinstraße ein hoch willkommner Besuch gewesen.

Diese ausgezeichnete Frau nahm mich nun auf in der That wie eine Mutter und überhäufte mich mit einer Liebe und Fürsorge und Zärtlichkeit, die mich in tiefster Seele rührte und erschütterte: und zwar gleich vom ersten Anblick an hatte ich — ihr ganzes, großes, reiches, gütevolles Herz gewonnen. Sie ließ mich gleich, als ich zuerst gar schüchtern bei ihr um 11 Uhr morgens antrat, vor abends 9 Uhr nicht mehr fort. Ich mußte gleich zu Mittag, zu Kaffee und zum Abendthee bleiben! Und wie unzählige male hat sich das wiederholt! Jeden Sonntag Mittag waren Clemens und ich ein für allemal ihre Tischgäste: es gab jedesmal Kalbsbraten mit Sardellen gespickt und dazu das schwäbische Leibgericht: „Späzzle". Vor Abends 10 Uhr kamen wir dann nie fort: und außerdem sollte ich jede Woche wenig-

stens noch einen Abend bei ihr verbringen. Ich weiß nicht, was die grundgescheute, vielgefeierte Frau von reichster Welterfahrung, die bei Hof (zumal bei dem Prinzen von Preußen) sehr beliebt und in der vornehmsten Berliner Gesellschaft gefeiert und verwöhnt war, die mit so vielen Dichtern, Musikern, Malern (von den Schauspielern: Männern wie Döring, Dessoir, Liedtke zu schweigen) in regstem geistigen Verkehr stand, an mir „Greenhorn“ finden konnte: — es müßte denn die süddeutsche Frische und die Unverdorbenheit und Reinheit der Seele gewesen sein.

Frau Charlotte war von Staunen erregender Arbeitskraft. Neben den Proben und Vorstellungen, welche sie im königlichen Schauspielhause beschäftigten — eine ihrer besten Rollen war die Bärbel in Dorf und Stadt d. h. ihrer Bearbeitung des Auerbachschen Romans der „Frau Professorin“, dann die Amme in Romeo und Julia — schrieb sie unermüdet, tief in die Nächte hinein wachend, jene Schauspiele, meist aus Romanen gestaltet, manchmal frei erfunden,

welche, ähnlich wie die Lustspiele des wackern Benedix, den Gegenstand des Neides und der boshaftesten Angriffe von Seite der Wettbewerber bildeten. Nun sind ja die Gestalten der Frau Birch-Pfeiffer nicht gerade sonderlich vertieft, zuweilen nur aus unwahren Roman-Puppen in nicht lebenswahrere Bühnen-Marionetten umgewandelt und die breit erzählte Fabel der bearbeiteten Romane von Bulwer oder Dumas oder Wilkie Collins erschien dadurch nicht wahrscheinlicher, daß sie unter Weglassung der vermittelnden Zwischenglieder in fünf knappe Aufzüge zusammengedrängt wurde: — darüber bedarf ich nicht der Belehrung. Aber du lieber Gott in deinem hohen blauen schönen Himmel! Wie riesenhoch ragte diese Frau an Bühnenkenntniß, an echter dramatischer Kunst, nicht nur an theatralischer Mache, — über all' die hoch-poetischen „Dichter" hinaus, welche Jahrzehnte hindurch sie mit allem Gift der Bosheit überschütteten, während und weil sie in lächerlicher Ohnmacht nicht im Stande waren, eine einzige Scene, geschweige ein Schauspiel so zu

gestalten, daß sie auf der Bühne überhaupt möglich war: diese an Größenwahn leidenden Tragiker in sieben Acten, welche von Shakespeare nichts gelernt hatten als die unaufhörlichen Verwandlungen (die aber bei Shakespeare keine waren) bei offenem Vorhang. Ich darf so reden: denn ich habe gar viele Jahre hindurch die Stücke kennen gelernt, welche dem Münchener Lese-Ausschuß eingereicht wurden, und sehr oft auch die zu diesen Machwerken gehörigen häufig größenwahnsinnigen Herren Dichter und — meines lieben, wahrlich nur zu milden Vaters Beurtheilungen. Es übersteigt allen Glauben, was da oft an Bühnenwidrigkeit, an kindischer Unfähigkeit, zwei oder drei Menschen mit einander reden, sie rechtzeitig und in wahrscheinlicher Weise auftreten und abgehn zu lassen, geleistet wurde.

Und nun noch Eins: — ein Schwerwiegendes.

Gewiß hat der rein ästhetische Maßstab seine volle Berechtigung. Aber daneben darf, ja muß man doch auch fragen, in welcher Weise wirkt ein Dichter,

wirkt eine Kunstrichtung auf die Volksseele, erziehend oder verführend?

Nun wohlan: dreißig Jahre hindurch haben die Birch und Benedix dem das Theater besuchenden Publikum dargeboten, was freilich oft ein wenig flaue und mittelmäßige Hausmannskost war: — aber sie war nicht überwürzt und war nicht Gift. Wahrlich, die Gesundheitspflege für das Deutsche Volk war besser bestellt bei Birch und Benedix, als wenn „der Fall Clémenceau“ oder „die Gespenster“ — von andern Sachen zu schweigen — die geistige Erhebung besorgen. O Friedrich Schiller, was macht man aus der Schaubühne, von welcher aus du dein Volk veredeln wolltest und veredelt hattest: — aber das ist lange her!

Damals nun — 1852 — stand „die Birch-Pfeiffer“ auf der Höhe ihrer Erfolge: ihre Stücke beherrschten das Schauspielhaus zu Berlin und alle Hoftheater: der König, zumal aber der Prinz von Preußen — der spätere Prinzregent, König und Kaiser Wilhelm — fehlte nie bei einer Erstaufführung ihrer

Dramen, das Haus war überfüllt, man schluchzte viele Taschentücher über „dem Lorle“ voll, man war herb und spröde und innerlich doch so weich mit der armen Gouvernanten-Seele der „Jane Eyre“, man vergruselte sich über die „Frau in Weiß“, man gönnte dem ziemlich unwahrscheinlichen Lord Rochester seine Demüthigung und glaubte an seine recht unglaubhafte Besserung: und ging man selbst nicht gebessert aus solcher Rührung nach Hause, so war es nicht die Schuld der Frau Birch und man mußte schon recht hartherzig sein. Und wie dankbar waren die Schauspieler und Schauspielerinnen der gescheuten Frau, welche, selbst von der Zunft, ihnen die dankbarsten Rollen — oft „auf den Leib“ — schrieb, nichts Unmögliches von ihnen verlangte, nicht ellenlange Selbstgespräche in jedem Aufzug von Stücken, die nur einmal das Licht der Lampen sahn „und dann nicht mehr“.

Wie viel hätten sie doch von der unglaublich verunglimpften Frau lernen können, wären sie nicht zu hochmüthig und zu unfähig zugleich hierfür

gewesen, jene bluttriefenden Dolch-Tragiker: von dem Stück Eines solchen dichtete ich einmal:

„Blutig sind sie, die Harlungen: doch es rettet sich Einer:
Lebend, obwohl er gebebt, floh der Souffleur aus dem Loch."

Während meines Aufenthalts in Berlin vollendete Frau Birch mehrere Stücke, die besten Erfolg hatten: ja, in Einem derselben (übrigens nicht gerade einem der besten) „Rose und Röschen" gestaltete und nannte sie den Helden nach mir.

Und wie die Arbeitskraft und den Bühnen- und Weltverstand lernte ich auch die unbegrenzte Herzensgüte dieser ausgezeichneten Frau bewundern: wie viele Thränen der Armuth hat sie getrocknet, wie feinfühlig verstand sie es, die verschämte Noth aufzusuchen, wie gütig, sie schonend zu lindern, gerade auch in den Kreisen der Schriftsteller, aus welchen die spitzigsten Pfeile auf sie gezielt wurden: sie war eine kleine „Schillerstiftung" für sich allein!

XXX.

Sie hatte ein einzig Kind (— ihr Gatte, Dr. Birch, lebte damals einige Zeit in München: später aber zogen die Eheleute wieder zusammen), eine Tochter, Minna, zwei Jahre jünger als ich: bald schoß unter uns beiden eine gar heiße Freundschaft empor.

Das junge Ding von kaum siebzehn Jahren war nicht schön zu nennen: die Formen der später so stattlichen Gestalt begannen damals erst sich zu bilden und zu füllen: aber sie hatte in ihrem bleichen Gesicht ein par prachtvolle große dunkle seelenvolle Augen, welche im Zorn (und sie war recht oft und fast niemals mit Grund zornig) gar bedräusam funkeln, in weicher Stimmung gar herzgewinnend sanft blicken und verschwimmen konnten. Sie war ebenso hochbegeistert als hochbegabt für alles was Poesie, was

Schönheit, was phantastisch war: Drama, Lyrik, Epik, zumal aber das Drama liebte und verfolgte sie mit jener ungestümen, fortgerissnen Leidenschaftlichkeit, welche ihrem ganzen Wesen eignete.

Kein Wunder, daß die siebzehnjährige, funkensprühende Tochter der Dichterin, und der achtzehnjährige „Dichter" sich lebhaft anzogen.

Wir lasen beide recht gut und gierig gern: wir wurden, glaub' ich, vorzulesen viel später müde, als die Andern, uns zuzuhören: und wir zwei beide, waren wir allein, wurden gar nie satt, zu declamiren und uns zu hören. So lasen wir denn — mit „vertheilten Rollen" d. h. sie alle Weiblein und ich alle Männlein — gar manchen Sonntag nach Mittag von drei Uhr an, wann sich die Mutter zum Ausruhen und dann zur Arbeit zurückgezogen hatte, ununterbrochen fort, bis sie um acht Uhr wieder zum Thee erschien, ja, manchmal, wenn sie noch um 9 Uhr sich wieder an den Schreibtisch setzte, bis Nachts elf Uhr. Nur etwa Minna's hervorragendes, aber ungestümes Clavierspiel

unterbrach diese vielstündigen gegenseitigen Anschreiungen oder Ansäuselungen aus Shakespeare, Schiller, Goethe, Lessing, Byron oder Percy's Relics (das Englische lasen wir englisch). Oder auch wohl „ästhetische“ (!) Erörterungen über die Stücke oder einzelne Gestalten in denselben: — ein Austausch von Meinungen, der selten friedlich endete, indem das wilde Mädchen stets die wildere, maßlosere und minder harmonische Auffassung dem Studenten gegenüber vertrat, dem es in den Ritterspielen zwar niemals heiß genug hergegangen war, dessen dichterisches Bedürfniß aber nach harmonischem, wenn auch tragischem Abschluß unabweisbar verlangte.

In dem Streit der zankenden Kinder in der Krausenstraße Nr. 70 drückt sich schon völlig der Gegensatz der Stellungen aus, welchen nunmehr die alt gewordnen Kinder in der Dichtung einnehmen: denn die ungestüme, leidenschaftliche, nicht gerade sehr friedselige Minna ist ja die weitberühmte Frau Wilhelmine von Hillern geworden, deren Romane

(und Schauspiele: Geier=Wally), in gar viele Sprachen übersetzt, in gar vielen Zeitschriften und ungezählten Auflagen Europa und Amerika durchstürmen.

Ich mißbrauche das heilige Wort nicht, wenn ich diesem wilden, ungezügelten Geschöpf in manchen Stücken einen geradezu genialen Anflug zuspreche: d. h. eine Kühnheit der Neuschöpfung, welche die hergebrachten Schranken der dichterischen Gestaltung in angeborner Eigenart zu überfliegen immer drängt und hin und wieder wirklich siegreich überstürmt. Aber solche Anlage hat reichlich alle Gefahren ihrer Hoffnungen und alle Fehler ihrer Vorzüge: es ist eben das Mißtönende des Abschlusses und oft auch das bis in das Unwahre und Ungesunde, das Unnatürliche hinein Verzerrte in der Zeichnung der Gestalten, was die Klippe solcher Art der Begabung und der ganzen Richtung bildet. Kommt nun dazu eine Mischung von katholischer Askese mit — nun, sagen wir: nicht gerade frostiger Kühle des Blutes, so ergeben sich Bildungen, welche — nun, sagen wir: von meinen

Idealen recht weit ab, ja als schroffer Widerspruch ihnen entgegen stehen.

Gott, was haben wir zwei „tumbe Kinde" uns abgestritten in jenem Eckzimmer der Krausen- und Friedrichsstraße!

Oft so heftig, daß die alte Nanni ganz ängstlich aus der Küche herein gelaufen kam, sorgend, wir geriethen mit den Fäusten aneinander. Denn damals drückte ich meine abweichende Aesthetik nicht so zurückhaltend aus, wie es in den Sätzen da oben der „alte Herr" (schauderhaft zu schreiben!) der vornehmen Dame gegenüber zu thun sich wenigstens beflissen hat.

„Das ist ja ein abscheulicher, krankhafter Unsinn," mag ich damals zu sagen mich wohl etliche Male erdreistet haben. Aber das war noch gar nichts gegen die Kraft der Ausdrucksweise des herben Jungfräuleins! Denn du warst grob, oh meine alte Minna, oder vielmehr du konntest es sein (konntest freilich auch recht arg, ja bezaubernd lieb sein). Es war aber jene manchmal irrwischhaft umher fahrende

Ungezogenheit nicht deine Schuld, sondern die deiner, nein: unserer lieben Mutter, welche, nachdem sie einen Knaben durch den Tod verloren, das zarte und häufig kränkelnde Töchterlein scharf anzufassen nie über ihr weiches Herz brachte; so wardst du denn, o Theure, maßlos verzogen, wardst unglaublich launenhaft („Your willful Waywardness", beehrte ich mich dich anzureden), lachtest und lärmtest, gelltest und weintest in verblüffender Geschwindigkeit des Wechsels durcheinander und setztest durch dieses liebliche Gemengsel gemeinhin Alles und Jegliches durch, was du dir im Kleinen und im Großen in deinen ungestümen Kopf (mit seinen schönen dunkeln Haaren darauf) gesetzt hattest: und zwar gegen Alle, ohne Unterschied des Geschlechtes, Alters oder der von dir erwarteten, aber nur kärglich geleisteten Ehrfurcht: deine Mutter und Nanni, den unglücklichen Herr Häring, der dich glänzend leicht Lernende, aber herzlich Faule „in allen Wissenschaften" vervollkommnen sollte, deine Freundinnen Clara Bock und Agnes Ehremnitz (ich habe

mir nur die hübschesten gemerkt) und deinen sehr sprunghaft behandelten Schreiber dieses.

Nur die zierliche Emma Keller behauptete ihr schönes Köpflein auch dir gegenüber, und Tante Keller, die dich so mütterlich liebte, schlug manchmal die Hände über deine Wildheit zusammen.

Es gereicht mir heute noch zum Troste, daß auch ich dich — in geringerm Maße freilich — quälte: einmal, indem ich dich (recht pedantisch! ich sehe es jetzt ein) mit meiner Philosophie langweilte, dann indem du mir bis zur Erschöpfung die „letzte Rose“ vorspielen mußtest und, last not least, indem ich dich — es ist fast überflüssig es zu sagen — ebenso wie „Emmaleine“ zur Herzensvertrauten meiner Didosa-Schwärmerei machte; das ward dir bald zuwider; aber ich merkte es erst unglaublich spät.

XXXI.

Nämlich: schon lange denkt sich manche weise Mutter und eine noch klüger gewitzte Tante, die dieses liest: „o du meine Güte! Die Frau Birch muß ja doch reineweg des Teufels gewesen sein, daß sie diese beiden verrückten Kinder zweierlei Geschlechts halbe Tage und Nächte lang allein ließ. Man konnte es ja nicht schlauer anlegen, wollte man mit aller Gewalt bewirken, daß dabei eine Dummheit herauskäme."

Es kam auch etwas dabei heraus, Frau Geheimrath oder Frau Consistorialrath: — aber schließlich doch keine Dummheit, wie sich (allerdings nach einigen Schmerzen) herausstellen sollte.

Zunächst kam etwas sehr Schönes dabei heraus: ein Gefühl, ein Verhältniß, dessen Reiz dadurch wahrlich nicht gemindert ward, daß alle drei Betheiligten

— denn die Mutter war doch mittelbar auch recht stark betheiligt! — sich nicht die mindeste Rechenschaft darüber gaben, ob das nun noch Freundschaft oder bereits etwas Wärmeres sei.

„Das ist eben der Leichtsinn der Mutter,“ denkt jetzt in ihrem Sinn die oben belobte Frau Tante, daß sie sich darüber keine Gedanken machte. „Das fehlte mir! Ich würde . .!“

„Ja, sehen Sie, Frau Professor M. in Königsberg in Ostpreußen, Sie sind eben nicht die gute Frau Birch.“

So ging es denn ein par Monate in glücklicher Rechenschaftslosigkeit dahin: Piloty und die Freundinnen Minna's waren ja auch häufig zugegen und so ward, da wir vor ihnen nicht anders mit einander verkehrten, als wenn wir allein waren, uns vollste Unbefangenheit gewahrt.

Nur einmal ward diese Ahnungslosigkeit aufgestört durch die wohlmeinende Warnung einer älteren Freundin Minna's, Hermine Herberg.

Diese sanfte, schöne, aber sehr leidende Blondine — sie starb bald nachdem sie, nach gar langer Verlobtheit, ihren Correns geheirathet hatte — war reifer als wir Alle und hatte als Braut eine mehr selbstständige Stellung auch mir gegenüber: sie trug mir herzliche Freundschaft: in deren wohlwollendster Bethätigung sagte sie mir einmal: „Was würde wohl zu Eurem Treiben Didosa sagen?" (Denn selbstverständlich wußte auch sie von diesem Heiligendienst: schon aus meinen Gedichten, die ich unaufhörlich an die Gefeierte machte und ebenso unaufhörlich vorlas. Hermine hatte selbst eine feine, zarte, obzwar nicht umfassende lyrische Begabung.)

Ich erwiderte: „O könnte sie es theilen!"

„Meinen Sie nicht, es könnte doch für Minna schmerzlich enden?"

„Warum? Es braucht ja gar nicht zu enden!" antwortete ich in vollstem Unverständniß ihrer Meinung.

Aber einmal kam das hoch gespannte Gefühl doch zu gewitterhafter Entladung.

Man erwäge: ich war ohne Bäslein, ohne Nachbarstöchter als Spielgenossen aufgewachsen, hatte nie einen Ball, nur die verhaßte Tanzstunde mit den abstoßend philisterhaften Bürgermädchen besucht: nun zum ersten Male in meinem Leben verkehrte ich, Stunden lang, allein, in heißer Erregung der Phantasie durch Declamation und Schauspielerei, mit einem sechzehnjährigen Mädchen, das durch hohe geistige Begabung und durch unerhörte Gluth des Temperaments und edelste Offenheit des Ausdrucks jeder Empfindung überreich ersetzte, was an Schönheit etwa fehlte: es hätte ja Funke und Pulver nicht Funke und Pulver sein müssen, wäre es nicht zur „Explosion" gekommen.

Es explodirte denn: — aber recht poetisch und ganz harmlos: das Ganze ist so kindlich, so unschuldig, so rein und so naturnothwendig gewesen, daß es mich heute noch mit Rührung ergreift, da ich es hier niederschreibe.

Es war spät geworden an einem jener Sonntag=

Abende: Frau Birch hatte sich nach dem Thee noch in ihr Arbeitszimmer zurückgezogen: wir waren allein. Minna hatte mir Beethoven vorgespielt: die Eroica, die Egmont-Ouverture, dann das „Volkslied“ aus den Mendelssohn'schen „Liedern ohne Worte“: — all' das meine Lieblingsmusik, die mich immer sehr erregt. Nun lasen wir Romeo und Julia, — englisch — aber nur die Auftritte des Pares. Minna, welche sich für die Bühne vorbereitete, las, spielte, lebte die Julia mit fortreißender Leidenschaft: nie hatte sie so gesprochen, nie auch so schön ausgesehen: es knisterte förmlich aus ihrem dunkeln Har zu mir herüber, und ruhten — im Spiel — ihre wunderschönen Augen so schmerzlich auf mir, so beschlich mich ein leises, aber wohliges Grauen: so gerieth ich denn in meiner Romeo-Rolle auch in stärkere als die sonst ausgedrückte Empfindung: auch ich ward wärmer und wärmer: es schwoll mir so seltsam das Herz: so waren wir in immer wachsender Begeisterung bis zu dem Selbstgespräch Julia's gelangt, bevor sie den

Schlaftrunk nimmt; das sprach sie nun mit wahrhaft genialer Gewalt: — ich glaubte in der That, die Tochter Capulets vor mir zu sehn!

Und als nun das bleiche Ding, die großen leuchtenden Augen fest auf mich gerichtet, mit dem durchdringenden Ruf:

„Romeo, das trink ich dir!“

wie blitzgetroffen hart vor mir zusammen brach, — da fing ich die Stürzende auf in meinen Armen, aus Mitleid, aus hingerissenem Gefühl, aus einem Rausch von poetischer Begeisterung! — und küßte sie auf die Stirn.

Es war der erste Kuß den ich, abgesehen von Mutter, Schwester, Tanten, einem Weibe gab.

Ich weiß es noch, wie mich der feine Duft, der von ihrem Har ausathmete, so süß entzückte.

Aber sofort fuhren wir auseinander: — und standen nun, durch die ganze Länge des Zimmers getrennt, einander gegenüber, hochklopfenden Herzens: ich sah sie starr an, sie schlug die Augen nieder: —

die junge Brust wogte heftig: ich sah das mit einem nie gekannten rieselnden Schauer.

„Du, Minna,“ sagte ich nach einer Weile, „das müssen wir der Mutter sagen: — gleich!“

„Ja. Gleich. Komm.“

Und wir faßten uns an den Händen, gingen durch den Sal, traten in das Arbeits- und Schlafzimmer der Mutter ein und ich sprach:

„Mutter! Wir haben Romeo und Julia gespielt und ich — ich allein bin Schuld — ich habe Minna geküßt. Was soll nun werden?“

Damals war mir wahrlich nicht zum Lachen: aber jetzt, da ich dies schreibe, überkommt mich ein Lächeln: was mag wohl Mutter Birch für ein verdutztes Gesicht gemacht haben, wie mag ihr zu Muth geworden sein, als sie nun ein Ergebniß vor sich stehen sah, welches freilich mit ziemlicher Bestimmtheit war voraus zu sehen gewesen!

Es begab sich aber nun das wirklich Rührende, daß die gute Mutter uns beide Schuldige, anstatt

uns zu schelten oder zu trennen, in unserer gewaltigen Erregung beschwichtigte und uns beide zusammen in die Arme schloß.

Das — so seltsam es anmuthet — erklärt sich doch aus manchen guten Gründen.

Einmal hatte die herzen- und weltkundige Frau, vermuthlich von Tante Keller gewarnt, Aehnliches doch wohl kommen sehen; dann entwaffnete unsere treuherzige Offenheit ihren etwaigen Unwillen; ferner hatte sie mich wirklich längst wie einen Sohn in ihr Herz geschlossen; und schließlich sah die Kluge wohl voraus, daß etwas Gefährliches für ihre Tochter in dieser überhitzten Freundschaft nicht liege und daß an eine Heirath, mochten auch wir beiden Kinder sie vielleicht in der Folge träumen, in alle Wege nicht zu denken, also auch die Zukunft ihrer Tochter durch ein Band nicht bedroht war, das seine innere Unmöglichkeit nothwendig im Laufe der Zeit von selbst auflösen mußte.

So tröstete und beruhigte uns also die Gütige und entließ mich mit zärtlicher Liebe, nicht ohne daß

ich vorher wie die Mutter, so auch die Tochter feierlich umarmt hätte.

Ich stürmte nun aber noch viele Stunden in den nächtigen Straßen Berlins umher, bevor ich mein Kämmerlein auf dem neuen Markt aufsuchte.

Didosa! Natürlich Didosa!

Was war geschehen? Ich hatte eine Andere geküßt: überhaupt zum ersten Male geküßt. Liebte ich Minna? Ja und Nein. Ja, jedesfalls ganz anders als Didosa. Also, nein, wenn ich Didosa geliebt hatte. —

Einen Anflug von Selbstanklage wegen Treulosigkeit schlug ich sehr bald zurück: es war doch gar zu albern, mir eine Treupflicht einzubilden gegen ein Mädchen, mit dem mich nichts verknüpfte als eine niemals erwiderte, ja kaum je ausgesprochene Schwärmerei für ihre Schönheit; also damit war ich nun bald fertig: ich hatte doch auch in den par Monaten des Lebens in Berlin an Reife zugenommen.

Aber dem Philosophen und Psychologen, sagen wir lieber dem Pedanten in mir, war es nun doch

unabweisbares Bedürfniß, sich dies Nebeneinander von zwei Empfindungen zu Recht zu legen, das säuberlich auszudifteln.

Denn selbstverständlich hörte keineswegs die Schwärmerei für Didosa mit jenem Abend auf: ich fuhr vielmehr fort, sie anzudichten und las all diese Verse gewissenhaft Minna vor, ebenso wie die an diese selbst gerichteten (welche sie aber merklich lieber hörte). Will man dieses Bestreben der Versöhnung beider Gefühle freundlich beurtheilen, mag man es auf das mir tief eingewurzelte Bedürfniß nach Harmonie zurückführen. Aber jedesfalls bezeugt diese Diftelei und Spintisirerei, diese Mühung, das Nebeneinander und die Vereinbarkeit beider Empfindungen zu „construiren", für jeden Kundigen die Thatsache, daß — alle beide nicht echte Liebe waren, wie der Erfolg gelehrt hat.

Ich aber wandte damals schon — unbewußt — eine Auffassung an, welche ich Jahrzehnte später meinen Odhin in Frigga's Ja (Leipzig 1888) vertreten

ließ, aber freilich durchaus nicht als dessen wahren und letzten Gedanken, sondern in der arglistigen Absicht, durch Eifersucht der verschlossnen Göttin das Geständniß ihrer Liebe zu entreißen: nämlich die höchst verfängliche Lehre, daß ein Mann gleichzeitig mehr als Ein Weib lieben kann, weil ja keine ihm ist, ihm sein kann, was die Andere, weil jede andere Töne auf dem Saitenspiel seiner Seele schwingen macht.

Selbstverständlich ist das nicht etwa meine wirkliche Auffassung von der Liebe: — löst sie doch jede sittliche Treuepflicht auf. Allein die unleugbare Wahrheit von der gleichzeitigen, ganz verschiedenartigen Einwirkung mehrerer Weiber auf denselben Mann, zumal aber auf die Phantasie eines Dichters — diese Thatsache, mag man sie noch scharf verurtheilen, wo sie eine Treuepflicht verletzt, — liegt unzähligen Lebenserfahrungen von Dichtern und Nicht-Dichtern zu Grunde: man braucht nur Goethe und Byron zu nennen: der letztere hat zwar den Rath ertheilt:

„always be off with the old love,
ere you be on with the new,“

aber befolgt hat er ihn nicht: er ist freilich ganz ebenso widersittlich wie das Nebeneinander von mehreren „Lieben“.

Widersittlich: sofern eine Treuepflicht gegenüber Einer besteht.

Wenn dagegen ein Mann, sei er nun Dichter oder nicht, ohne es kund zu geben oder doch ohne sich an die Eine oder die Andere zu binden, zu gleicher Zeit für die Prinzessin Leonore und für Leonore San Vitale glüht, so geht das niemand an als ihn selbst, ob es ihn nun innerlich befriedet oder in Zwiespalt setzt.

Das aber war damals mein Fall: denn ein bindend Band sollte, von der nur angeschwärmten Didosa zu schweigen, auch Minna und mich nicht verknüpfen: so beschlossen die Mutter Birch und meine Aeltern, denen ich selbstverständlich noch in der Nacht das Vorgefallne schrieb.

Welche Ansichten unsere Aeltern unter einander austauschten, das weiß ich nicht: vermuthlich betheuerten sie sich gegenseitig ihre Zuversicht, das unmögliche Verhältniß werde sich gar bald von selbst auflösen. Uns beiden gaben sie die gütevollsten Worte, verbaten sich jedoch selbstverständlich nicht nur jede Verlobung, auch jede Kundgebung unserer Neigung gegenüber Dritten: wir waren deß ganz zufrieden: aber Clemens und Emmaleine merkten es doch.

XXXII.

Es entstand also nun „ein schwebender Zustand", wie wir Juristen sagen: von Verlobung war keine Rede: der Verkehr ging — ungefähr — in der bisherigen Weise fort: was schließlich werden würde, — nun, das sollte der Ausgang lehren. Blieben wir uns treu und erkämpfte ich mir rechtzeitig die erforderliche Lebensstellung, so wollten und konnten uns die Aeltern nicht trennen: — beides war aber recht unwahrscheinlich. Ich vollende nun, vorgreifend über die Berliner Zeit hinaus und in das nächste Jahr hinein, den Verlauf dieser seltsamen Beziehung.

Sehr bald dämmerte mir — und wohl auch Minna — die Ahnung der Unmöglichkeit einer Heirath auf, schon aus äußern Gründen: ich war ein achtzehnjähriger Student, hatte noch alle Prüfungen vor

mir und nicht einen Kreuzer Vermögen, sie war ein sechzehnjähriges Kind, das — Schauspielerin werden sollte!

Das war mir nun ein Gräuel: meine „Braut“ — so zu sagen! — auf dem Theater, mit ungezählten Schauspielern Julia und Gretchen spielend, von jedem, der ein Billet bezahlte, vier Stunden lang durch ein Glas angegafft: — es war mir „wie Gift und Opperment!“

Selbstverständlich mußte ich mich drein fügen, nachdem meine Mühungen, Minna selbst davon abzubringen, gescheitert waren: weniger an ihrem Gehorsam gegen die Mutter als an ihrem — übrigens vollberechtigten — Ehrgeiz und ihrem — ebenso begründeten — Glauben an ihre außergewöhnliche Begabung.

Was hatte ich ihr statt dessen zu bieten? Ich hatte ihr ja nichts zu sagen: wir waren ja nicht „verlobt“.

Aber als sie nun wirklich — und zwar mit

schönen Erfolgen — zu Schwerin und anderwärts im folgenden Jahr auftrat als Jane Eyre, als Gretchen, während ich in meiner engen Kammer zu München täglich gegen zwanzig Stunden für die erste Prüfung arbeitete, — da ward mir die Empfindung dieses Gegensatzes zur Qual, so lebhaft ich mich andrerseits über ihre Briefe, welche von jenen Siegen berichteten, freute.

Dieses Bühnenwesen und ihr leidenschaftliches Festhalten daran, trotz ihrer klaren Erkenntniß meines Leidens darunter, brachte uns beiden wohl zuerst die äußere Nothwendigkeit unserer Trennung zum vollen Bewußtsein.

Allein ungleich schwerer litt ich unter der sehr früh schon in Berlin von mir erkannten innern Unzusammengehörigkeit unserer Naturen, welche Kluft nur von der stärksten wahren Liebe hätte dauernd überbrückt werden können. Minna blieb auch nach jener Juliascene das trotzige, wilde, unschmiegsame (eben unerzogene) Kind, das sie vorher gewesen, und dieses

Unbeugsame, dieser Mangel an Harmonie, diese sprunghaften Launen quälten mein nach Harmonie lechzendes Wesen auf das Unglaublichste.

Es half nicht auf die Dauer, daß sie jeden solchen Sturmanfall alsbald bereute und durch wahrhaft rührende Sanftmuth zu sühnen beflissen war.

Ich erkannte doch immer klarer, daß ich sie nicht wahrhaft liebe — (sowenig wie freilich auch Didosa, was ich aber erst durch diese bittere Lehre lernte!) — daß wir, wenn verheirathet — eine Vorstellung die mir immer unmöglicher vorkam, je reifer ich ward — „kreuz unglücklich" werden würden: ich gewiß: — aber auch sie. Denn auch an ihrer Liebe ließen mich jene unaufhörlichen Rückfälle und das unerschütterliche Festhalten an der mir unertragbaren Schauspielerei zweifeln.

Und als im Sommer darauf — kurz vor meiner Prüfung — Frau Birch und Minna nach München kamen, meine Aeltern und mich zu besuchen, da fand das Widernatürliche seine natürliche Lösung. Die

schroffen Gegensätze, die in den Briefen hervorgetreten, wurden durch die Begegnung Aug' in Auge nicht gemindert, sondern gesteigert: wir trieben immer weiter von einander ab: die „Kampf-Scenen" wurden stets häufiger und heftiger. Wahrscheinlich wirkten unsere Aeltern, welchen dies Unerfreuliche nicht verborgen blieb, auf Minna nicht minder als auf mich in dem verständigen Sinn einer gütlichen Trennung.

Allein ich wies diese Mahnungen unerschütterlich ab: — der Treue und Ehre, nicht der Liebe willen.

Zum Tadel meiner Thorheit, meiner überidealistischen Unverständigkeit, wahrlich nicht mir zum Lobe sei es gesagt: — ich wäre lieber tausendmal darüber gestorben, eh' ich von meiner Seite den ersten Schritt gethan hätte, ein Verhältniß zu lösen, an das ich mich — trotz der stets wiederholten Versicherung des Gegentheils — ebenso fest durch Treue und Ehre gebunden wähnte wie früher an Didosa. Ich litt schwer: — ich sah bei einer

Heirath unser beider Elend voraus: — aber ich hielt fest.

Bei Minna dagegen wirkte wohl auch dieses Zureden, mochte sie auch vorher schon meiner ununterbrochnen Bekämpfung der Bühne — mit Recht! — überdrüß geworden sein: kurz, als ich ihr nach einem heftigen Auftritt sagte, „ich glaube, du liebst mich gar nicht," erwiderte sie ganz gelassen, „ja, das glaub' ich auch."

Da war es aus.

Ich sprang auf, rannte fort und schrieb ihr sogleich, daß ich uns als geschieden ansehe. Und dabei beharrte ich, obwohl sie sogleich in einer wahrhaft rührenden Weise, die ihr alle Ehre macht, das harte Wort zurücknahm und mich um Verzeihung bat mit einer Demuth, welche dieser herben und stolzen Eigenart gar hoch anzurechnen ist.

Ich sagte —: Nein. Nie hätt' ich das erste Nein gesagt: — nun es gesprochen ist, bleibt es dabei.

Mutter Birch war offenbar ebenso erfreut über

diesen Ausgang wie meine Aeltern: sie reiste sofort mit ihrer Tochter ab.

Nun würde ich aber diese Geschichte gar nicht oder nicht so ausführlich erzählt haben, müßte ich sie mit diesem letzten Tone schließen, der einem Mißklang recht ähnlich schwirrt: spiele ich doch dabei wahrlich keine glänzende Rolle in meiner Schwäche, knabenhaften Unreife und ebenso thörigen Hartnäckigkeit im Festhalten an der einmal gegebenen Thorheit, trotz klarer Erkenntniß ihrer unglückschwangern Verderblichkeit für alle Betheiligten.

Allein dank den ausgezeichneten Naturen von Mutter und Tochter Birch fand der kleine seltsame Roman einen schönen harmonischen Abschluß, der meiner Seele in allen Dingen so unerläßlich ist wie der Brust das Athmen: ich leide so schwer unter dem Seelen-Häßlichen, daß ich schon oft versucht habe, sogar meine Hasser zu einem wenigstens „schönen„ Hasse zu bereden.

Auch nach Auflösung jener zwitterhaften Be-

ziehung blieb ich mit Mutter und Vater Birch im besten Einvernehmen; die Laufbahn der Tochter verfolgte ich mit warmer Theilnahme: nach einigen Jahren schöner Erfolge verließ sie die Bühne zu Karlsruhe und vermählte sich einem gar stattlichen badischen Cavalier und Beamten, dem Herrn von Hillern, der als Präsident des Oberlandesgerichts zu Freiburg starb, nachdem ihn in langem schweren Leiden seine Gattin auf das Aufopferndste gepflegt hatte. In einer Zeit bittrer Kämpfe (1871) suchte ich von Würzburg aus die Jugendfreundin in Freiburg auf und fand bei ihr und ihrem Gatten die herzlichste Aufnahme: später trafen ich und meine Frau wiederholt mit ihr im Schwarzwald, in Karlsruhe, in Scheveningen zusammen und die „alte Minna" hat ihre schöne Freundschaft auch auf meine liebe Frau erstreckt: ja, diese Freundschaft hat die schwerste Feuerprobe bestanden: nämlich die, daß ich, bei aller Anerkennung geradezu genialer Anläufe im Einzelnen, mit der Gesammthaltung ihrer Dichtung leider nicht

so einverstanden sein kann als ich wünschte: daß ein so viel gefeierter Dichter — weiblichen Geschlechts! — dies nicht übel nimmt, ist ein Zeichen von hoher Einsicht, edler Sinnesart, ächter Herzensgüte und in nun bald vier Jahrzehnten nicht erloschner Freundschaft.

XXXIII.

Bei Frau Birch lernte ich nun gar viele merkwürdige Leute kennen: so den Tonsetzer der Kinderlieder Taubert (aus denen den „kleinen Jakob“ Emmaleine so herzrührend sang), von dem Personal der Hofbühne Dessoir, den unerschöpflich lustigen Liedke, auch Herrn von Hülsen selbst; unter den Sängerinnen die prachtvolle Johanna Wagner (später Jachmann), welche ebenso ausgezeichnet spielte als sang: wie brachte sie in der Eglantine das Dämonische zur Geltung! Kein Wunder, daß sie später, als die Stimme gelitten hatte, als Schauspielerin noch so Großes leistete. (Ihre Schwester und deren Mann, Alexander Ritter, der meinen „faulen Hanns“ so trefflich in Musik gesetzt hat, lernte ich später in Würzburg kennen und hoch verehren.)

Ferner war viel in dem Hause eine noch ganz junge Schauspielerin, mit rothen Haren und blauen Augen, nicht hübsch — aber genial. Sie hatte als Jane Eyre, als Lorle schon, obwohl noch blutjunge Anfängerin, glänzende Erfolge gefeiert: nun studirte sie das Gretchen.

Dieses Gretchen sollte berühmt werden über Europa und Amerika hin: denn das junge Geschöpf hieß Marie Seebach.

Schon damals zwang sie uns Alle, mit zu heulen, begann sie, — künstlerisch — zu weinen. Wir wurden in jenen Birch-Abenden gute Kameraden und sind es durch alle Wetter und Schicksale hindurch geblieben: ist sie doch eine durchaus wahrhaftige, treuverlässige Natur, was man nicht gerade von allen großen Schauspielerinnen rühmen mag. Wir werden nach Jahrzehnten der Trennung die Wackere wieder auftauchen sehen in Eis und Schnee der Pregel-Thule, Königsberg, wohin sie zweimal reiste, in Stücken von mir zu spielen.

Ferner ward ich durch Birchs eingeführt in das glänzende Haus des Justizrath Hinschius an der Burgstraße (wer mir damals gesagt hätte, ich würde auch einmal ein preußischer Justizrath werden!), der und das mir gewaltigen Eindruck machte.

Gar gut Freund ward ich alsbald mit dem mir gleichaltrigen Sohne Paul, der ja später ein großes Kirchenlicht und ein Kirchenvater (aber beides nur für das Kirchen r e cht, nicht für die Kirchenlehre) geworden ist und lange Zeit mit Friedberg und Dove die Dreiherrschaft des Kirchenrechts (freilich keineswegs eine Drei-Einigkeit, mehr eine Drei-Uneinigkeit) darstellte. Damals lasen wir viel Corpus juris zusammen.

Später machte er bei mir in München Rast auf seiner erträgnißreichen wissenschaftlichen Reise nach Spanien, wo er für mich in den Archiven manches Werthvolle feststellte: z. B. den Victor-von-Cartenna-Schwindel einer angeblichen Chronik des Vandalenreiches in Afrika. Wir blieben, ohne es zu suchen,

in unwillkürlicher Uebereinstimmung in fast allen politischen und wissenschaftlichen Fragen seit nun bald vierzig Jahren: er schützte mich einmal vor dem Irrthum, gefälschte Canones ostgothischer Kirchenversammlungen für echt zu halten, ich konnte ihn einmal über eine scheinbar gleichzeitige Quelle der Ostgothengeschichte in Italien aufklären, die er zu Florenz gefunden zu haben glaubte: es war ein Stück von Leonardus Aretinus. Im Jahre 1872 bei meiner Berufung nach Preußen hatte ich mit ihm eine merkwürdige Unterredung über den gerade damals beginnenden Kampf gegen die Uebergriffe der katholischen Kirche, den höchst verkehrt sogenannten „Culturkampf“: [als ob die Cultur nur vom Stat, nicht (eine viel ältere) auch von dem Katholicismus vertreten würde!] Hinschius, einer der gründlichsten Kenner des katholischen Kirchenrechts, war ja der regelmäßige Berather des Ministers Dr. Falk [mit dem viele Leute, nachdem er die Macht verloren, auch so undankbar und abscheulich umgingen wie z. B. später

mit Bismarck: ich habe Dr. Falk, nachdem er gestürzt war, meine Urgeschichte (1880), und Bismarck, nachdem er entlassen war, meine Bataver zugeeignet (1890)]. Auf diese Unterredung mit Hinschius komme ich (zum Jahre 1872) zurück.

Ferner tauchten zuweilen, aber gar selten, in dem Hause Birch auf zwei wundervornehme, fein und doch nicht steif gesittete Geheimraths-Fräulein: die Töchter des großen Arztes Schönlein, Meta und Cäcilie mit Namen: sie „imponirten“ mir „riesig“.

Die jüngere Schwester, Cäcilie, traf ich nach mehr als dreißig Jahren wieder hier bei meiner Uebersiedelung nach Breslau (24. III. 1888) als Gattin meines Amtsgenossen Hermann Seuffert: in dem Hause dieser herrlichen Frau haben wir beide, meine Frau und ich, uns zuerst heimisch gefühlt hier an der Oder, und als ich heute vor einem Jahr (Weihnachten 1889) recht nah am Sterben lag, war diese edle und gütevolle Natur ein Trost und eine Freude für uns beide. Dank ihr für und für! —

Durch Adolf Herbig lernte ich dessen Schwager Oskar Grimm und dessen Freund Eduard Meinecke kennen, beides bereits „Auscultatoren", was mir ein Gewaltiges däuchte. Mit beiden las ich auch viel Corpus juris. Meinecke führte mich in das Haus seines Vaters ein, des berühmten Directors des Gymnasiums am grauen Kloster, wo ich durch den Geist des Vaters, die Anmuth der Töchter, die Freundschaft des Sohnes gar schöne Stunden genoß. Meinecke verband mit mir vor Allem die Begeisterung für Philosophie: — er steckte nur noch viel tiefer in Hegel als ich: gar manchen Abend bis Mitternacht sprachen und stritten wir uns durch von Pythagoras bis Prantl: der Freund war in den Kampf Oischinger-Prantl-Dahn und den gerade damals entbrennenden Huber-Grimm-Dahn (s. unten) sowie in meine Phädon-Studien auf das Genaueste eingeweiht: er dachte und kämpfte jeden Einwand und jede Abwehr mit, wie ich selbst. Wir blieben denn auch seither immerdar in schönen Treuen verbunden. Wie freute

es ihn, als er nach dreißig Jahren meine alten Grundsätze vom Berliner Neumarkt Nr. 9 III in der „Vernunft im Recht“ (Berlin 1879) und andern meiner rechtsphilosophischen Schriften vertieft, aber unverändert wieder fand. Meinecke war eine jener ganz ausschließend norddeutschen Naturen, welche einen wahrhaft Kantischen Idealismus als ein Selbstverständliches darleben: der schwächliche Körper schien die Fülle und Schärfe der Gedanken kaum tragen zu können, die aus dem wunderschönen blauen Auge blitzten: er war nur Geist und Gedanke und Gegrübel und feinste Spintisirerei, er hatte gar keine irdischen Bedürfnisse: Hegel, seine Geige, die er trefflich spielte, das Corpus juris, das preußische Landrecht, mehr brauchte er nicht; mit liebenswürdigem Staunen hörte er zu, wenn Piloty und ich davon sprachen, daß jenes Bier besonders „süffig“ sei oder dieses Mädchen besonders „flott“ Mazurka tanze. Das begriff er nicht, wie man auf so was achten könne!

Ich war meinerseits erstaunt, als er mir — nach Jahren — seine Verheirathung anzeigte. Wie er nur dazu Zeit gefunden hatte zwischen dem dialektischen Proceß, der IX. Symphonie und der Lex ultima Codicis de edicto divi Hadriani tollendo! — Aus glücklichster Ehe entriß ihm der Tod die Frau, nun lebte er ganz für das einzige Kind, einen reichbegabten Knaben, den in meine Dichtungen einzuführen seine größte Freude war. Er starb vor zwei Jahren auf der Reise zu Neapel — im Spital. Treue, edle, reine Seele! Dieser „fleischarme" Mann war ein protestantischer, ein brandenburgischer, ein Lessing-Kantischer „Heiliger".

XXXIV.

Eine ganze Reihe anderer höchst einflußreicher Beziehungen ward mir aber eröffnet durch meine Bekanntschaft — bald Freundschaft! — mit Friedrich Eggers: tief gerührten Herzens und wärmsten Dankes voll gedenke ich seiner und so manches verehrten und geliebten Mannes aus jenem Kreise, die zum Theil schon gar lange vorangegangen sind!

Der Kunstschriftsteller Oskar Schorn in München, der später zumal durch sein Eintreten für das Recht des baierischen Schullehrers Bacherl an den Grundgedanken des „Fechters von Ravenna“ gegenüber Friedrich Halm bekannt wurde[1], hatte mir eine Em-

---

[1] Fest steht, daß Halm als Leiter des Burgtheaters ein von Bacherl zur Aufführung eingesandtes Trauerspiel gleichen Inhalts kannte, bevor er den Fechter dichtete: Halm beging

pfehlung mitgegeben an seinen Fachgenossen F. Eggers, der in Berlin unter Dichtern und Malern eine ganz hervorragende, von Liebe, Vertrauen und Verehrung getragene Stellung einnahm. Mein lieber, herrlicher, armer Fritz Eggers mit deinem goldtreuen, ach allzu weichen Herzen, mit deinem tiefen, verhaltenen Gemüth, mit deiner schranken- und rücksichtslosen Idealität: — was warst du doch für ein herrlicher Mensch!

Ueber diese Gestalt allein könnte man ein dickes Buch schreiben voll der anziehendsten Seelenzerglie-

---

die Unvorsichtigkeit, diese Thatsache, die er als Viel-Lesender und Viel-Zurückweisender Intendant recht wohl vergessen haben mochte, anfangs in Abrede zu stellen: sie ward ihm nachgewiesen und ebenso ward dargethan, daß die Aufeinanderfolge der Auftritte in beiden Stücken vielfach eine gleiche war, was, war einmal der Gang der Handlung gegeben, sich ohne bewußte Nachahmung erklärt. Soweit war also Bacherl im Recht, im Unrecht aber war er darin, daß er Arglist und bewußte Ableugnung bei Halm annahm: und schließlich: Bacherls Machwerk war durchaus roh, plump, zum Theil eine ästhetische Unmöglichkeit: Halms Fechter — so manches gegen die Absichtlichkeit und gegen das Hineintragen des XIX. Jahrhunderts in das I. gesagt werden mag — ist ein Werk, welches den Dichter von „Griseldis“ und „Sohn der Wildniß“ zwar in

derungen! Auch er war — wie Meinecke — ein echter Niederdeutscher: in meinem Mund ein hohes Lob! Denn ich habe diese Sachsen und Friesen lieben und verehren gelernt aus tiefstem Grunde des Herzens und des Geistes: — so ungleich näher ich selbst, obzwar der Sohn eines Berliners, durch „Temperament" und Gesammtanlage den Oberdeutschen stehe — wohl, abgesehen von der entscheidenden Einwirkung Münchens (auf Kind, Knabe und Jüngling bis zum 28. Jahre!) und von dem hessischen, also oberdeutschen Blut der mütterlichen Großmutter, auch eine — schlimme wie gute! — Folge der Vererbung romanisch-

allen Schwächen, aber auch in allen Vorzügen fein gebildeter Kunst nicht verleugnet. Dem armen Schulmeister aber gedieh — ohne Verschulden Anderer — der grelle Glanz der Zeitungsfehde, in den er plötzlich aus seinem dörflichen Dunkel sich empor gerissen sah, zum Unheil: er reichte außer jenem Thumelicus noch gar manches andere auf Lager befindliche Schauspiel bei verschiedenen Bühnen ein: es war ausgeschlossen, sie aufzuführen. Und der Unselige, nun sich überall durch Halm verfolgt oder doch zurückgesetzt wähnend, gerieth in trübste Stimmung: er soll zuletzt nach Amerika ausgewandert sein: wirklich ein tragisches Poeten-Geschick!

südfranzösischen Wesens von Monsieur Le Gaye. Wo wären wir denn und was wären wir Baiern, Alamannen, Thüringer, Hessen ohne jene spröden, herben, keineswegs gerade liebenswürdigen Niederdeutschen, welche den Grundstock des Preußenthums bilden? Russisch wären wir im Osten, Französisch im Westen! Aber davon mehr unter der „Politik“.

Fritz Eggers war die echte mecklenburgische Schattirung des Niederdeutschen: nämlich außer den gemein-ingväonischen Eigenschaften zeichnete ihn die Gefahr lebhaften Jähzorns aus, die ich noch bei mehreren anderen Mecklenburgern antraf. Indessen ist das zu eng ausgedrückt: es erregte ihn nur wie jedes andre Gefühl — auch Freundschaft, Entzücken über ein schönes Mädchen (nur allzuempfänglich war er hiefür!), über ein Bild, ein Gedicht, eine Landschafts-Stimmung — so auch der Zorn über irgend eine Gemeinheit (z. B. niedrige, geldgierige Gesinnung eines Künstlers!) so rasch und so gewaltig, die blauen Stirnadern schwollen dann unter seiner feinen

durchsichtigen, etwas wachsfarbenen Haut so bedrohlich an und in das blasse hagere Gesicht stiegen die Blutwellen so gewaltig, daß ich anfangs fürchtete, der Schlag müsse ihn rühren. Dann brachte er nur noch mit Mühe ein par zischende Worte aus den zuckenden Lippen! Er hatte einen prachtvoll schönen, wie aus gelbweißem Marmor ciselirten Kopf, eine hohe stolze Stirn, eine edle starke Nase, um die ausdrucksvollen Lippen wogte ein wohl gepflegter Vollbart und das himmelblaue Auge war wunderbar schön in seiner schwimmenden Weiche. Freilich konnte es im Zorn auch blaue Blitze sprühen, wie man von den Kimbrern sagen mochte. Sein jüngerer Freund Alfred Woltmann (nun auch schon lange todt!) hat ihm in der Deutschen Biographie V. S. 671 (1877) ein schönes Denkmal gesetzt.

Obwohl fünfzehn Jahre älter als ich, geboren 1819, also damals dreiunddreißig Jahre zählend, wandte mir mein theurer, unvergeßlicher Fritz gleich von meinem ersten Besuch in seiner Wohnung (Mühlen-

gracht) eine wahrhaft leidenschaftliche, ja schwärmerische Freundschaft zu.

Lieber Gott, ich weiß nicht warum! Was konnte ich unreifer Knabe von achtzehn Jahren dem durch so viele Schmerzen und Kämpfe und Arbeiten geläuterten Manne bieten? Es zog ihn wohl zunächst — er hat es später wenigstens gesagt — die in Berlin nicht gerade häufige äußerste Naivetät und Seelenfrische und jene schämige Reinheit an, die mich erröthen und verlegen und unglücklich machte, fiel in meiner Gegenwart auch nur ein rauhes oder gar „frivoles" Wort über geschlechtliche Dinge. Ich erinnere mich, daß ich an seinem Arm Abends spät in der Friedrichstraße geradezu in Bestürzung gerieth, als eine wohl nicht ganz unbedenkliche Dame uns entgegentrat: ich hatte von dergleichen gar keine Ahnung: in München gab es — damals! — so was nicht oder ich, der ich nur einmal in der Woche Abends — nach Walhall — ausging, hatte es nie beachtet. Außer jener unberührten Jugendfrische

aber zog ihn an mich mein philosophischer Feuereifer und das meinem Alter nicht gewöhnliche Maß von Kenntnissen in der Geschichte der Philosophie: — war er doch selbst eifriger Hegelianer! — Endlich aber war er der Erste, welcher meine dichterische Begabung so hoch anschlug, daß er mich dadurch gewaltig überraschte: „Jung, min Jung," sagte er — sobald wir allein waren oder auch sonst, wann er gemüthlich ward, sprach er sein Mecklenburgisch Platt und zwar mit welcher Vollendung, mit welch entzückendem Reiz der Weichheit oder auch des drolligsten Kraft-Humors (vergl. seine und seines Bruders Karl „Tremsen" d. h. Kornblumen 1875, drei Jahre nach Friedrichs Tode von Karl Eggers herausgegeben!) — „min leiv Dahning — Jung, du büs jo kein Versmaker, du büs jo — sla mi de Deubel! — en Dichter!" rief er, nachdem ich in meinem Studentenkämmerlein meine ersten Balladen vorgelesen hatte. Selbstverständlich ward er auch sofort der Vertraute meiner Didosa-Schwärmerei, welche der reife Mann mit so

unendlich liebenswürdiger Zartheit aufnahm: war er doch selbst so zart und weich, ja bis ins Weibliche hinein zart geartet, allzu weich für diese harte, Stöße- und Püffe-austheilende Welt.

Mein theurer Friedrich Eggers! Welch eine Welt von Gemüth, von Zartgefühl, von idealem Geist ward mit ihm begraben! Und wie vollständig er in allen Dingen seine Eigenart — auch seine künstlerischen Auffassungen — darlebte, — das ging bis in seine äußere Erscheinung! Kein Mensch in Berlin kleidete sich gleich ihm. Und doch fiel er nicht störend auf: so vollendet war die Zusammenstimmung seiner Gewandstücke unter einander und mit dem Menschen, der sie trug: der schwarzseidene Hut mit flachem Gupf, aber nicht allzu breitem Rand, ein dunkelblauer Radmantel, geeignet, frei herabwallend oder mit über die linke Schulter geschlagenem rechten Zipfel getragen zu werden, ein dunkelblauer Frack mit gelben Knöpfen (wie ihn seit dem seligen Werther kein Mensch mehr getragen hatte!), buntfarbige purpur oder tief orange-

gelbe Westen, weit ausgeschnitten, ein tadelloses Hemd zu zeigen, und um den Hals eine Binde, deren Farbe zu der Weste auserlesen paßte: unser Einer hätte gekünstelt ausgesehen oder bunt wie ein Arras: — ihm stand es vortrefflich und wie von der Natur für ihn ausgesucht.

XXXV.

Wie Ernst es ihm war mit jener Würdigung meiner Begabung, — das sollte ich zu meinem äußersten Schrecken alsbald erfahren! Eines Sonntags (wenn ich nicht irre! oder Sonnabend?) Abends erschien er wieder einmal auf meiner „Bude“: — (er kam, der Gute, viel, viel öfter zu mir als ich, der ich allerdings durch die Vorlesungen, und mit pedantischer Strenge eingehaltne Ordnung des Tages und der häuslichen Arbeiten, — darunter drei philosophische Abhandlungen auf einmal! — fest gebunden war oder mich doch fest gebunden erachtete), „komm mit, min Jung, min Felixing. Heute (ich kann das Platt nicht richtig fortführen) sollst du mal en ganzen Hümpel nette Minschen kennen lern.“

Und so nahm er den Widerstrebenden mit —

denn noch war das tägliche Maß des Arbeitens nicht geleistet —, indem er mir unterwegs erst erklärte, an welchen Ort es ging und was ich dort solle.

Er nahm mich mit in den „Tunnel unter der Spree“!

Das war aber nichts Geringeres als die vornehmste schriftstellerische Gesellschaft des damaligen Berlin. Männer wie Franz Kugler, Theoder Fontane, Heyse, Scherenberg, Zöllner, Otto Roquette und noch gar viele andere hervorragende Leute gehörten dem Verband an. Wöchentlich einmal kamen sie in einem bescheidnen Sale (nahe dem Schauspielhaus) zusammen, verlasen den Tagesbericht der vorigen Sitzung, in welchem die „Spähne“ (Gedichte) und die ihnen ertheilten Noten verlesen, dann eben wieder „Spähne“ verlesen und — das war die Hauptsache! — in der schärfsten rücksichtslosesten Weise beurtheilt wurden: die beste Note lautete „gut“. Selten genug ward sie ertheilt! Wahrlich, „hier galt kein Stand, kein Name“: schwache Gedichte auch der ältesten, ausgezeichnetsten Glieder

wie z. B. Kugler, wurden erbarmungslos mit oft ätzendem, echt Berlinerischem Witz zerzaust, daß mir — ich selbst ward nie zu hart oder ungerecht davon betroffen — Angst und bange ward und das erlaubte Maß der Bosheit weit überschritten schien. Gemildert ward das Verletzende einigermaßen dadurch, daß die Glieder nie bei ihrem Namen, sondern bei einer ihnen ertheilten Tunnelbezeichnung genannt, angeredet und zerzaust wurden: so hieß Eggers Anakreon, ich erhielt in der Folge den Namen des frühverstorbnen Süddeutschen Waiblinger. In meinem Leben nicht wieder — auch durchaus nicht später in den Krokodilen zu München — vernahm ich eine bei allem Muthwillen und Witz der Form so tief gründige, streng sachliche Beurtheilung von Gedichten, wie sie dort im Tunnel geübt ward: es standen dann auch etwa Vertheidiger des hart angegriffnen Vorlesers auf, und nun entspann sich, musterhaft von Kugler, dem damaligen „Haupte", geleitet, eine oft eine Stunde füllende Erörterung der in Frage kommenden ästhetischen

Grundsätze, nach deren Abschluß dann in namentlicher Abstimmung die Note für den „Spahn" festgestellt wurde.

Auch Preisausschreibungen kamen wohl vor. Die besten der gekrönten Spähne wurden ein par Jahre lang in dem von Kugler und Eggers herausgegebnen Jahrbuch „Argo" veröffentlicht. Ich habe, einmal von Eggers eingeführt und in der nächsten Tagung als Glied aufgenommen, kaum je eine Sitzung des Tunnels versäumt und verdanke ihm reichste Anregung, Belehrung, Förderung: viel mehr als später den Krokodilen, unter denen nur Geibel, aber auch er viel mehr auf langen Spaziergängen mit mir allein als in jener Gesellung, wahrhaft belehrend auf mich gewirkt hat.

Eggers unterrichtete mich nun also auf dem Weg über Wesen und Einrichtungen dieser Gesellschaft: aber ich war doch im allerhöchsten Maß verdutzt und eingeschüchtert, als ich nun in dem Sal so viele berühmte und reife Männer versammelt fand — ein

Achtzehnjähriger war wohl kaum je — nur etwa Heyse! — in diesen Verein gelangt. Außer dem stattlichen und doch so gütig freundlichen Kugler, dem als dem „Haupt" ich sofort vorgestellt ward, zog mich gleich durch den Anblick an eine ganz prachtvolle Erscheinung: ein Mann in der Vollblust der Jahre, hoch aufgeschossen, so hoch und schlank, daß Brust und Schultern fast zu schmal gerathen aussahen; ein bleiches langgezognes Gesicht mit blitzenden dunkelblauen Augen war umfluthet von einer Fülle seidenweichen schwarzen Hares: — die ganze Gestalt so geschmeidig und so vornehm wie die eines englischen Knight aus Percy's Relics. Und alsbald begann dieser Balladenritter eine den englischen nachgebildete Ballade vorzulesen von einer Schönheit, Kraft und Poesie und zugleich mit einer Kunst, mit einer verhaltnen Gluth der Leidenschaft, daß ich, Dichtung und Vortrag gleich begeistert bewundernd, mit heftigstem Herzklopfen und brennendem Kopfe dasaß und schaute und hörte aus allen Kräften. Ich verliebte

mich förmlich in den Mann und seine Dichtung: gar viel des Genusses und der Belehrung sollte ich ihm noch zu danken haben.

Aber wer schildert meine Bestürzung, als nach vollendeter Erörterung dieses Spahnes mein Friedrich Eggers sich erhob und ankündigte, er werde nun ein par „Spähne“ seines jungen Freundes Felix Dahn vortragen.

Zu meinem Entsetzen fiel mir ein, — er besaß ein par Balladen von mir, die ich ihm vor einiger Zeit, auf seinen Wunsch, in der Handschrift mit nach Hause gegeben hatte. Mir ward es vor lauter „Schanierlichkeit“ roth vor den Augen.

Mein Bitten und Weigern half nichts: das „Haupt“ befahl den Vortrag der angemeldeten „Spähne“ und nun las ich (so glaub' ich) die einmal angekündeten Gedichte gleich selbst (oder Eines Eggers, die andern ich?), da ich, sollte nun einmal gelesen werden, meinen eigenen Vortrag, der nicht schlecht war, zu Gunsten meiner Dichtungen ins Feld führen wollte.

Ich las also: anfangs schwammen mir die Buchstaben vor den Augen — zum Glück wußte ich die Verse auswendig: — aber allmälig kam ich in Zug und Feuer — ich las mit voller Begeisterung und mit steigender Zuversicht: denn im Lesen merkte ich, daß es den Leuten gefiel. Ich las ein par Balladen, englische Stoffe, nach der Anregung von Percy's Relics frei erfunden: Lord Murray und Lady Anne (jetzt gedruckt Gedichte I, Berlin 1857, S. 202), die Hexe (S. 225), Lord Percy (S. 248), Jung Anne (S. 280).

Als ich zu Ende war, erhob sich gegen das Herkommen, wie ich später erfuhr, brausender Beifall: das freute mich selbstverständlich gewaltig: aber was mich wahrhaft mit Glück berauschte, das war, daß jener prachtvolle Knight, der Knight meiner Liebe, aufsprang, durch den ganzen Sal auf mich zuschritt, mir beide Hände faßte und schüttelte, daß sie schmerzten, und rief: „Na, das ist ja armsdicke Poesie!“ Der Mann hieß Theodor

Fontane: „and blessed be his bonnie face.“ So hat mich nie zuvor und kaum je wieder — ausgenommen etwa von Rückert und von Bismarck — ein Lob meiner Dichtung beglückt.

XXXVI.

Ich besuchte also nun als „Waiblinger“ ganz regelmäßig den Tunnel, las auch noch ein oder zweimal — nicht ohne die späteren Male für einige in der That unglaublich sentimentale Gedichte — ich verbrannte sie Tags darauf! — gar tüchtig zerzaust und mit sehr schlechter Note bedacht zu werden. Die leidenschaftliche Begeisterung für Fontane's Balladen hat vorgehalten bis heute: ich habe Viel von ihnen gelernt und gar manchen Gesellschaftsabend an Isar, Main, Pregel und Oder durch Vortrag dieser prachtvollen Gedichte verschönt.

Außer den genannten Tunnel-Gliedern traten mir näher der junge Architekt Lucae und dessen Bruder, der Germanist: wir fühlten uns gegenseitig lebhaft angezogen: manchen Abendspaziergang habe

ich mit ihnen der sinkenden Sonne entgegen durch das Brandenburger Thor hinaus in den Thiergarten gemacht: liebe, lautere, treffliche Menschen! Beide nun auch schon lange dahin! —

Zu diesem engeren Kreise gehörte auch ein junger Sydow, Sohn des allgemein geliebten Predigers. — Seltsam. Ich war doch so viel jünger als alle drei: und gleichwohl muß das in mir verhaltne Liebesgewoge, das in so vielen (schlechten und guten) Versen durchbrach, eine seltsame Anziehungskraft geübt haben: ich ward der Vertraute des Liebessehnens dieser drei mir an Alter und Reife Ueberlegenen; — Keiner wußte von des Andern Liebe noch daß ich des Andern Vertrauter war: — und wie innig hingen doch diese Fäden zusammen! Der Tod zweier Mädchen hat frühe die Knoten gelöst. — Auch später bin ich in gar vielen Fällen Liebesvertrauter geworden: oft in den seltsamsten Verstrickungen Anderer und — meiner, des Vertrauten, selbst. Es geht nirgends so seltsam zu wie in der Welt! Aber

Schweigen ist meine beste Kunst: — viel besser als Reden versteh' ich sie oder gar Schreiben.

Meinen guten Fritz Eggers und Emmaleine zusammen zu bringen scheute ich mich, nachdem ich seine rasche Entflammbarkeit kennen gelernt. Aber Piloty's entzückte Schilderungen machten Fritz ganz durstig nach Emmaleine. Auf einem Balle stellt' ich ihn vor: — und das Unglück war fertig. Es ging ihm tief in sein weiches, allerdings schon oft getroffnes Herz. Und Emmaleine? Du lieber Gott, sie durfte gar nicht wagen, an so was zu denken, wenn ihr — was ich durchaus nicht weiß — mein lieber Fritz auch gefallen hätte. Der Herr Geheimrath Keller vom Steinbock (ab Ibice) und seine einzige Tochter einem armen Kunstkritiker geben!

Nun konnte ich dem wunden Herzen ein wenig wohl thun durch inniges Mitempfinden und durch Anhören seiner Lieder. Er liebte mich immer zärtlicher. Wohl zweimal des Tages kam er die drei Treppen herauf zu dem Achtzehnjährigen, schalt über die Kälte in

dem ungeheizten Raum (s. unten), wo kein Mensch aushalten könne, und blieb — stundenlang. Obwohl wahrlich knapp an Mitteln, schenkte er mir zum Geburtstag Percy's Relics in der schönen Ausgabe London 1847: — er hatte feinfühlig bemerkt, daß ich sie so gern besessen hätte und doch gar nicht daran denken konnte, sie zu kaufen. Noch prangt das Buch mit seiner lieben Handschrift in meiner Bücherei.

Wir führten den regsten Gedankenaustausch. Es zeigte sich, daß mir viel, viel mehr Balladenstoffe einfielen, als ich, durch die Wissenschaft sehr stark in Anspruch genommen, je verarbeiten konnte. Ich erzählte ihm viele Dutzende, die er dann wohl bearbeitete. Auf einmal meinte er, er beute mich wucherisch aus! Und es ward nun vereinbart, daß fortab die Balladenstoffe nicht verschenkt, nur verkauft werden dürften: — gegen eine Tasse Chocolade bei Stehely (auf der Stechbahn, wenn ich nicht irre). Einen ähnlichen Vertrag hatte Einer von uns mit Otto Roquette von der „Ellora“.

Ellora! Wie feierlich, wie monumental das klingt! „So indisch!" Ganz recht, lieber Leser. Es war die Felseninsel Ellora in Indien, welche dem Bunde den Namen gab.

Franz Kugler hatte sich in seiner Kunstgeschichte mit besonderer Vorliebe mit diesen Alterthümern befaßt, und danach benannte sich ein ganz kleiner Kreis, dessen Haupt er war und als dessen Mitglied er gütevoll mich „kindjungen" Knaben zuließ. Außer ihm gehörten zur „Ellora" Wilhelm Lübke, der später so berühmte Kunstgeschichtsforscher, damals ein „bildschöner, baumlanger Kerl" in der Fülle der Kraft, Eggers, Zöllner, Lucae, und — Otto Roquette.

Dieser kleine schwarzhäutige, schwarzäugige, schwarzkrause Franzose aus Ostpreußen war das reine Quecksilber. Er stand auf der wohlverdienten Höhe des Ruhmes, die er auf einen Schlag mit seinem köstlichen Gedicht „Waldmeisters Brautfahrt" gewonnen, und hielt sich nun in allerlei Arbeiten in Berlin auf. Die Liebenswürdigkeit und die Leichtbeweglichkeit

selbst! Er sprühte in einem fort, ohne es zu wissen, sangbare Lyrik von sich aus, meist Vorzügliches, manchmal auch Schwächeres. Aber singen konnte man Alles, was er schrieb, vortrefflich singen, man mußte es gleichsam singen. Das war nun aber auch sein „Auf und Ab", sagt man in München. Alles sollte singbar sein, sonst war's ihm keine Poesie. Wir brachten ihm auf, er verwerfe die Ilias und den Faust, weil man sie nicht ohne Weiteres singen kann. Er war bon garçon et bon camarade im besten Sinn des Wortes. Auch er verkehrte gar gütig mit mir „tumbem" Knaben: nur konnte sein französisch-lyrisch-waldmeisterisches Blut schlechthin die Pedanterie nicht begreifen, mit der ich ausnahmslos in jede Vorlesung ging, und überhaupt die festgestellte Arbeits- und Stundenordnung einhielt. Gar oft, wann nach Mittag drei Uhr die Sonne lockend zum Spazierengehn die „Linden lank" und in den Thiergarten mahnte, kam er, mich abzuholen aus dem gräulichen Speisehaus in der Königs-

straße (s. unten) oder von meiner „Bude": und recht laut schalt er, entschuldigte ich mich immer wieder mit der Collegpflicht.

In meiner Bücherei steht noch ein ergetzliches Zeugniß seiner Wuth über solche „Eselei". Er hatte mir mit gleicher Verführungsabsicht seinen eben erschienenen „Tag von St. Jakob" auf die „Bude" gebracht: als ich, bei allem Danke für die Gabe, auf dem Besuch der Vorlesung beharrte, schrie er in seiner von ewigem Singen arg heiseren Stimme ganz giftig: „Na warte! Dann sollst du auch 'ne schöne Widmung in das Buch kriegen." Rief's und schrieb mir mit Bleistift auf das Vorblatt: „Otto Roquette seinem lieben Felix Dahn dem kleinen Esel".

Dieses wahrheitgemäße Zeugniß bewahre ich nun seit neunundreißig Jahren. Der Erfolg hat es mehr als bestätigt. Denn ein nur kleiner Esel hätte die Leistungen von Thorheit, deren ich mich berühmen darf, nicht fertig gebracht.

XXXVII.

Lübke und Roquette waren nun die belebenden Kräfte in der „Ellora", welche zwar auch bei diesen und bei Eggers, am häufigsten aber und am liebsten tagte in dem so unschilderbar reizvollen Heim von Franz Kugler.

O wie herrlich war der Mann! Und Frau Clara! Und Margarethe, die einzige Tochter: von den beiden jungen Gymnasiasten Bernhard, jetzt Professor in Tübingen, und Hanns, früh als Maler verstorben, ward nicht viel, aber mehr von dem letzteren, dem jüngeren, im Hause gesehen.

Das war ein Berliner Geheimraths- und Professoren-Haus der „guten alten Zeit" im besten, edelsten Sinne dieses Wortes: so einfach, so anspruchslos in allem Aeußeren und so vollendet gediegen dem

geistigen und sittlichen Gehalte nach: und welch unendliche Anmuth gossen Mutter und Tochter über jede kleinste Form des Verkehrs aus. Die Wohnung lag ganz nah dem Hallischen Thor auf der Westseite der Friedrichs(?)straße: mehrere, ich glaube drei steile, unbequeme Treppen hoch, in einem recht altväterischen Hause. Die Räume, die ganze Einrichtung nichts weniger als „elegant" oder „modern" oder „stilvoll" (Japan war damals noch nicht der Wonnetraum der Germanen). Aber welche Traulichkeit und Vollübereinstimmung in den kleinen oder mittleren Räumen! Man sah: hier leben, hier arbeiten sinnige, anmuthige, fleißige Menschen. Hier wird dem Gast nicht die Lüge eines „Salons" vorgegaukelt, — nie werden wir das den Franzosen mit Erfolg nachmachen — der nur besteht, so lange der Gast da ist, sondern hier verlebt die Familie heute wie jeden Tag die Mußestunden ihres Abends und der Gast tritt lediglich ein in das Leben, das sich hier jeden Abend ebenso zwanglos und doch von feinster Sitte gebunden vollzieht. Dadurch ge-

winnt der Gast das köstliche Gefühl der Wahrheit, des Natürlichen: er fühlt sich heimisch und giebt sich selber wie daheim. Vater Kugler, ein Geheimrath und Professor, der um zu „imponiren" es nicht nöthig hatte, sich, wie so viele Geheimräthe und Professoren, aufzublasen (wie mein seliger Gutruat in den „Batavern", in dem ich diese „Pomposo's" dargestellt), sondern durch die Gediegenheit seines Wissens, die Ueberlegenheit seiner Bildung und die warme Güte seines Herzens sofort gewann und beherrschte, war gegen mich von ganz besonderer Herzlichkeit. Und Frau Clara, die liedergefeierte Freundin Geibels, damals noch von strahlender Schönheit, hatte bei aller Feinheit und allem Geist genug hausfräuliche Güte für mich, zu fragen, ob denn auch meine Verpflegung und Bedienung „auf dem neuen Markt" genügend sei? Fritz Eggers klage immer über die Kälte bei mir. Und sie werde wohl selbst mal nach dem Rechten sehen müssen!

Und Margarethe Kugler! Sie war die Braut Paul

Heyse's, der damals in Italien weilte. Wie war sie hold und freundlich, anmuthreich und gütevoll! Ich sah sie dann als junge, strahlend glückliche Frau in München wieder. Und ich war später in Meran, als sie starb. Die Braut — die Gattin — die Sterbenskranke! Ein solches Geschöpf in diesen drei Erscheinungen gesehen haben: — es genügt, die ganze Poesie, das ganze Glück und den ganzen Jammer der Menschheit in Einem Bild gespiegelt in sich aufzunehmen. —

Aber damals, 1852, war eitel Freude und Freundlichkeit um Margarethe Kugler her! Wir schrieben ihr — vielleicht unverdient! — das Verdienst zu, daß es bei Kuglers allein im ganzen damaligen Professoren-Berlin nach dem Thee Bier gab, ganz vortreffliches — aus einer kleinen Schänke am Halle'schen Thor holte es das winzig kleine Dienstmädchen — und zwar genug: — so viel der Durst verlangte.

Ich gedenke noch heute mit Schmerzen, wie schwer ich unter der Bierlosigkeit (und den zweifeligen Weinen!) der anderen Berliner Abendgesellschaften gelitten

habe! Kurz, wir glaubten Fräulein Margarethe, die wohl einmal unser Schelten über andere Geheimräthe mochte gehört haben, die Ueberraschung zu danken, daß eines Abends nach dem Thee „Bier ohne Ende“ auftauchte. Und Otto Roquette, stets liedbereit (wir behaupteten, er singe im Schlafe), dichtete alsbald jenes Lied: „das beste Bier im ganzen Nest, das schänkt Margreth am Thore“: — freilich schänkte das Geheimrathstöchterlein nicht selbst (obwohl sie es zierlich darreichte), und auch alles Andre ist dichterische Erfindung: aber das Lied ward in Roquette's eigener Tonsetzung alsbald bei Kuglers gesungen: — es ist noch gar oft componirt worden, auch von mir: aber Roquette behauptete unter Schneeballwürfen durch die ganze Friedrichstraße, meine Composition sei ja die Seine!

Ich gedenke noch der Geburtstagsfeier Kuglers in der Ellora: Roquette hatte ein besonderes Ellora-lied gedichtet und (natürlich!) componirt: die ersten Zeilen lauten:

„Brüder, wie wir hier uns finden
Frohvereint zu guter Stund,
Soll die Freude uns verbinden
Recht aus tiefstem Herzensgrund.“

Unter diesen Klängen zogen wir im Gänsemarsch an das von Kugler und Frau Clara eingenommene Sofa: wir alle trugen Gaben und Schatzung, wie auf altägyptischen Denkmälern, und Lübke als Protagonistes überreichte eine altindische Torte, seine Rede beginnend mit „Nämlich!“ Dann ward Kuglers Lied „an der Sale grünem Strande“ in Travestie gesungen mit dem Schlußkehrreim: „Hildebrand und Alpenglühn“. —

Mir geht's schon bald wie dem seligen Attinghausen: die Meisten von denen ich zu erzählen habe, „mit denen ich gewaltet und gelebt“, sind todt: todt der gütige weise Mann, todt die wundersame Frau Clara, todt die junge blühende Frau Margarethe: — es ist ein traurig Geschäft, so merke ich nachgerade, was ich da treibe in diesen „Erinnerungen“. Durch einen Friedhof führe ich meine Leser!

XXXVIII.

Nachgerade wird es aber Zeit, den Leser zu überzeugen, daß all das bisher Geschilderte — Familie Keller, Birch, Tunnel, Ellora — eben doch keineswegs die Hauptsache, sondern in dem allerdings für einen Achtzehnjährigen erstaunlich reichen Berliner Leben die Nebensache war.

Die Hauptsache war ein sehr strenges Arbeiten, wie nachstehende Tagesordnung und Berichterstattung über die damals entstandenen Schriften zeigt.

Ich stand im Winter lange vor 7 Uhr auf, da ich um 8 in der Vorlesung bei Trendelenburg über Psychologie sein mußte. Dieselbe hatte sehr viel Stoff, war streng gelehrt, sorgfältigst vorbereitet: — aber da sie großentheils abgelesen ward, wirkte sie schwächer als ihr inhaltlicher Werth verdiente. Ob-

wohl ich keine Stunde fehlte, gab mir der Kurzsichtige nur die Note: „fleißig besucht“.

Darauf folgten zwei Stunden Deutsches Privatrecht und Handelsrecht bei Karl Freiherrn von Richthofen (von 9—11: „ausgezeichnet fleißig“, sagt mein Anmeldebogen): der Mann, der, wie ich später erfuhr, schwer an den Augen litt, hatte die seltsame Gepflogenheit, so wie er auf dem Lehrstuhl saß, dem Fenster den Rücken, den Zuhörern die Längsseite des Gesichts zuzuwenden und nun, ohne Augenverwenden, geradezu auf die Seitenwand loszusprechen. Der Vortrag war lichtvoll und eindringlich: ich lernte aber auch viel außerhalb der Vorlesung von ihm, da ich ihn häufig vor und nach derselben begleiten durfte: mein ausnahmsloses Erscheinen war ihm aufgefallen: er sprach mich an: ich mußte ihm von den oberbaierischen Bauern erzählen, er sprach mir dafür von seinen Friesen! Was wußte ich damals davon, daß der Classiker der Friesen-Mundart und des Friesen-Rechts mit mir redete. Später hab' ich

oft bereut, ihn damals nicht gründlicher ausgefragt zu haben!

Von 11—12 Logik und Encyclopädie der Philosophie bei Werder („ausgezeichnet fleißig!“). Wie anders wirkte dies Zeichen auf mich ein!

Ich konnte die Stunde kaum erwarten, da das zierliche, säuberliche Herrlein den Lehrstuhl bestieg, die goldne Uhr vor sich legte und nun, ohne die mindeste Aufzeichnung zu benutzen, völlig frei, ohne Unterbrechung, drei Viertelstunden sprach mit vollendeter Sicherheit des Ausdrucks und feinster Durchbildung der Form. Was er vortrug, war mir ja durchaus nicht neu: eben die Hegel'sche Logik und Encyclopädie, deren Begriffsfolgen ich inwendig und auswendig wußte. Aber es war ein geistiger Hochgenuß, den begeisterten Jünger die Lehren des Meisters vortragen und durch gar manche Zuthat eigener Gedanken bereichern zu hören. Werder hat bekanntlich auch eine schöne dichterische Begabung: sein Trauerspiel „Columbus“ ist hervorragend: und er verfügte

über eine Kunst des Vortrags, wie ich sie auf deutschen Lehrstühlen sehr selten zu bewundern hatte. Die nicht eben starke, aber biegsame Stimme behandelte er im Anschwellen und im Flüsterton wie ein vollendeter Meister etwa sein Tonwerkzeug: das bleiche, so ausdrucksfähige Gesicht vergeistigte sich immer feiner wie er sprach, und die klugen durchdringenden dunklen Augen, mit welchen er die Gedanken und die Blicke der Hörer versammelte und einem Zauberer gleich bannte, konnten gar wunderbar leuchten. Ganz unheimlich konnte Einem werden, sprach der Magier von der Maulwurfsarbeit des Gedankens in der Weltgeschichte und in dem Kopf des Einzelnen: „haben Sie schon einmal darüber nachgedacht, meine Herren, was es sagen will: der Gedanke lebt und wirkt?“: die Worte, obwohl mir nichts Neues bringend, machten so großen Eindruck auf mich, daß sie mir immer noch unwillkürlich zu allererst einfallen, denke ich an Werder. Auch er knüpfte Gespräche mit mir an, ich durfte ihn öfter

nach Hause begleiten: er wunderte sich, daß ich ihm immer voraussagte, welche Begriffe nun in der nächsten Stunde der dialektische Proceß entwickeln werde, bis ich ihm, verschämt, die Schrift für Prantl überreichte. Werders Einfluß verstärkte noch einmal meine Begeisterung für Hegel und schob die Zeit noch um einige Monate hinaus, die mir endlich aus den (oben S. 33) angeführten Gründen für immer die Selbstbefreiung aus dem Banne des Dialektischen Processes bringen sollte.

Von Werders Philosophie ging es (von 12—1) in die Geschichte des Mittelalters bei Leopold von Ranke, dessen Sal Hunderte füllten. Bei aller Bewunderung, die ich für den großen Forscher und Darsteller mitbrachte und im Laufe der Vorlesung wachsen fühlte, kann ich doch nicht behaupten, daß der Vortrag bedeutende Einwirkung auf mich geübt hätte. Dazu widersprach er doch allzu stark meinen Forderungen an die Form. Es war gar seltsam, wie der große Meister sprach.

Das kleine Männlein mit dem mächtigen, wie es schien, für den winzigen Rumpf allzu schweren Kopf hatte etwas Elbisches. Mit kurzen, knappen Trittlein kam es herein getrippelt, bestieg eilfertig, aber nicht ohne Anstrengung, die hohen Stufen des Lehrstuhls, lehnte sich in eine Ecke der Brüstung und hob nun — ebenfalls ohne irgend welche Aufzeichnung — auf das Lebhafteste zu sprechen an. Er zog wohl das Taschentuch, spielte damit, zerrte daran, während er in Eifer gerieth — ja, er warf es gelegentlich wohl ein wenig in die Luft und fing es behend wieder auf: — ich erinnere mich ganz genau, daß er das that, als er auf die Kreuzzüge zu sprechen kam („die Kreuzzüge — ja, meine Herren! Die Kreuzzüge — die sind wieder einmal ein Stück Weltgeschichte — nicht nur Landesgeschichte!“). Dann machte er wohl mitten in dem Hervorsprudeln der reichsten, anregendsten Gedanken plötzlich Halt — verschränkte die Arme auf der Brust, schloß die Augen — und schwieg. Schwieg geraume Zeit: endlich

schlug er die klugen, blitzenden, hellen Aeugelein wieder auf und fuhr ebenso hastig fort wie vorher. Dieses Hervorsprudeln von sich überstürzenden Gedanken, ohne Rücksicht auf Form und Ausdruck, erinnerte mich lebhaft an Leonhard von Spengel (oben S. 15): es war fast unmöglich, nachzuschreiben und ein gutes Heft mit nach Hause zu bringen. Ich ward ganz bestürzt durch dies Wirbelgestöber von Gedanken, das das Männlein da oben mir an den Kopf warf: lange bevor ich den ersten geistig verdaut, war er schon beim sechsten und ich lief immer wie ein langsam Hündlein hinter dem windschnellen Gedankenreiter drein, ohne ihn einholen zu können. So war der Erfolg nicht der, den bei einem so geschichtsgierigen Schüler ein solcher Meister hätte von Rechts wegen bewirken sollen. Der Fehler war, daß ich nur die Vorlesung hörte, nicht die Uebungen besuchte, in denen der Altmeister sein Größtes leistete. Aber als Jurist wäre ich wohl kaum aufgenommen worden. Auch überwog damals die Begeisterung für

Philosophie in mir noch gar sehr den Sinn für Geschichte.

„Mit rühmlichem Fleiße besucht“, schrieb mir Ranke mit seiner zierlichen Handschrift am 14. III. 52. in meinen Anmeldebogen.

Später — von Königsberg aus — trat ich mit dem großen Meister in Briefwechsel: zumal über meinen Prokop sprach er sich sehr freundlich aus, obzwar wir in der Beurtheilung der „Geheimgeschichte“ nicht ganz übereinstimmten: er nahm zwar wie ich Echtheit des Ganzen an, jedoch mit zahlreichen Einschiebungen eines Fälschers. Wie hiermit die von mir statistisch nachgewiesene Einheit der Sprache der Geheimgeschichte und der der zweifellos echten Werke Prokops zu vereinbaren sei —, auf diese Frage wie überhaupt auf meine ganze Beweisführung aus der Sprache ist der Altmeister in seinen Briefen an mich so wenig eingegangen wie in seiner „Weltgeschichte“.

War es nun 1 Uhr, so eilten Piloty und ich nach fünf Stunden Vorlesungen selbander zu der

„Fütterung“. Sie ward verabreicht in einem Speisehaus an der Königsstraße (Südseite), kostete in Vorausbezahlung für einen Monat — man erhielt stark abgegeßne Speisemarken — 4 Silbergroschen (= 14 baierische Kreuzer = 40 Reichspfennigen) und war unglaublich schlecht.

Suppe, Fleisch mit „Beisatz“ (d. h. gekochte Pflaumen oder saure Gurken: Obst zum Fleisch zu essen war unsern bajuvarischen Magen ganz unerhört!) und eine sogenannte „süße Speise“: d. h. ein „Wonnekleister“ (das schöne Wort hab' ich aber erst in Königsberg gelernt) von rothgefärbtem Gries mit einer sauer-süßen dicklichen gallertartigen Weinbrühe: ich rührte sie nie an, sondern lief mit dem letzten Happen Fleisch im Munde — an Bier oder Wein kein Gedanke! — auf meine Stube, ein Stündlein Poesie zu lesen oder die aus München gekommenen Briefe.

Es ist kein Wunder, daß ich bei solcher Kost und ziemlich angestrengtem Lernen und aufregendem Dichten nicht sonderlich gedieh — trotz der sonntäg-

lichen Kalbsbraten der guten Mutter Birch! — und als ich nach München zurückkehrte, die Leute durch mein hohlwangiges und abgemagertes Gesicht erschreckte. Ich hätte wohl mehr Geld als 4 Silbergroschen auf den Mittagstisch verwenden können: aber ich verwandte allzuviel von meinem Monatsbezug auf den Ankauf von Büchern, — davon bald mehr.

Von Rast und Ruhe war keine Rede: denn vor 3 Uhr stürzte ich schon wieder in das Erbrecht von Keller. Diese Vorlesung war nun ebenso ausgezeichnet dem Inhalt als ungenügend der Form nach: es war gar kein „Vortrag", sondern ein Dictat von der ersten bis zur letzten Sylbe! Der Geheimrath — ebenfalls ein kleines Männlein — eilte schlag Viertel durch den dichtgedrängten Sal, zog auf dem Lehrstuhl das Heft hervor und dictirte nun ziemlich rasch drei viertel Stunden lang in eintönigster Weise, ohne Hebung oder Senkung der Stimme, ohne Absatz, in Einem fort, wie ein Wasserfall gießt.

Er sah niemals auf von dem Heft: kein Blick streifte je die par hundert Hörer vor ihm: Schlag vier packte er sein Heft wieder ein und verschwand so eilfertig wie er gekommen.

Das ist nun genau das Vorbild wie ein Vortrag nicht sein soll!

Dem gegenüber haben Schwänz-Studenten, schwache Väter und Einpauker recht, wenn sie den Professor und den Vorlesungsbesuch als überflüssig (oben S. 93) boycotten: hätte Keller sein Erbrecht gedruckt oder autographirt vertheilen lassen, wär's ebenso gut gewesen. Aber freilich: dann hätte er die Vorlesung nicht mehr halten können!

Oft sagte ich mir, wann draußen der Februar- und Märzensonnenschein lockte — die für meinen Fleiß gefährlichste Vorfrühlingszeit! — und Roquette zum Schlendern die „Linden lank" in den Thiergarten minder zart lockte mit allerlei Scheltworten über die „dumme Colleg-Eselei", dann sagte ich mir: „wenn er erst wüßte wie recht er hat, wie ich kürzer und bequemer

das Dictat aus dem Heft eines Andern abschreiben könnte, als es dem gesprochenen Wort nachschreiben". Aber aus lauter beschränktem Pflichteifer ließ ich den goldnen Sonnenschein leuchten und locken und stürzte in das Colleg, neben Piloty gedrängt im dumpfen Sal und Sylbe für Sylbe dasselbe nachschreibend wie der. Allerdings: das Heft war dann so musterhaft klar und knapp, daß das vielberüchtigte römische Erbrecht, auch seine vielverwurzelte Geschichte, mir so geläufig ward, als irgend ein leichtester Theil des Pandektenrechts.

Um vier Uhr „stürzte" ich sofort nach Hause: denn jetzt ging das Arbeiten ja erst an. Eine Tasse Kafe oder Chocolade — bei Stehely oder Spagnapani — gönnte ich mir (aus Zeit-, nicht aus Geldgeiz!) nur an den Sonnabenden, an welchen Nachmittags keine Vorlesung gehalten ward: dann spielte ich auch wohl mit Piloty, Roquette, Eggers, Lübke Schach oder ging mit ihnen in den Thiergarten, wo damals ganz im Norden, dem heutigen Zoologischen

Garten entgegengesetzt, ein par Thiere in Käfigen gehalten wurden: das zog mich lebhaft an: gab es doch weder in München noch sonstwo etwas den heutigen zoologischen Gärten Aehnliches. Ich gedenke, wir beschenkten einen Wärter reich mit Cigarren, der einem Lieblingslöwen einen kranken Zahn (ohne Chloroform! das gab es damals auch noch nicht) ausgezogen hatte. Derselbe Wärter erstaunte uns nicht wenig, als er eines Abends in eine kleine Schänke, wo wir Weißbier tranken, ein klein munter Thierlein mitbrachte, das wir, als er damit eintrat, im Dunkel des Oellichts für einen Jagdhund hielten, zumal es auf seinen Ruf „Caro, hopp!“ auf die Bank sprang und aus seinem Glase Weißbier schlürfte, gleich einem alten Berliner Droschkenführer, während es doch weder ein Jagdhund noch ein „Droschkerich“ war, sondern vielmehr im Gegentheil ein junger zahmer Jaguar.

In dem Bärenzwinger jener alten Thiergesellschaft verrichtete ich ein kleines „Heldenstück“, das

erzählt werden darf, weil von Muth und Wagniß gar keine Rede dabei war, also der Verdacht der Ruhmrede nicht auftauchen kann. An einem sonnigen Märznachmittag umstanden zahlreiche Kindermädchen mit den „diesbezüglichen“ (hieher gehört das unglaublich dumme und nebenbei sprachlich grundfalsche Wort zur Strafe: an den Pranger des Spottes!) Unterofficieren den weiten Bärenzwinger, in dem sich ein kahler Baum bis an den oberen mit einem Gitter eingefriedeten Rand erhob. Auf einmal ein vielstimmiger Schrei: ich sehe auf: das etwa vierjährige Mädchen einer solchen Magd, die nur an ihren „Gegenstand“ dachte, war unbeachtet die äußere Treppe hinauf gewatschelt, welche zu dem oberen Rand führte, war unter dem Gitter durchgeschlüpft und ging nun innerhalb des Gitters an den Stäben weiter! Es sah grauslich aus, weil ein Fehltritt das Kind zu den Bären würde hinunter geworfen haben: und das Gefährliche wurde — scheinbar — dadurch gesteigert, daß eines der braunen Ungethüme mit erstaunlicher Geschwindigkeit

den kahlen Baum hinauf geklettert war und nun mit der rechten Pranke — mit der Linken sich an dem Stamm fest haltend — nach dem Kinde, das jetzt zu schreien anhob, hinüber zu langen anfing. Es war selbstverständlich keine Gefahr, daß das Thier die Kleine hätte erreichen können: der Abstand war weit genug gemessen: sonst hätten ja die Bären stets entspringen können. Aber es sah grauslich aus, das ist wahr. Und es begreift sich, daß das Grauen einen Augenblick den Zuschauern die Kniee lähmte. Der Erste, der oben war, war zufällig ich — ich war eben dem Aufstieg am nächsten gestanden — und ohne die mindeste Gefahr für mich selbst zog ich das weinende Kind am Aermchen unter dem Gitter heraus und brachte es — dem „diesbezüglichen" Unterofficier, der der Nächste nach mir oben war. Ich sah ihn nur an, ohne ein Wort: aber ich glaube, das Kind war fortab auch unter seiner Obhut.

XXXIX.

Allein solche Ausschweifungen wie einen Nachmittagsgang in den Thiergarten gönnte ich mir nur ganz ausnahmsweise: vielmehr regelmäßig saß ich um $4^1/_4$ schon an meinem Arbeitstisch am neuen Markt Nr. 9 und war — so undankbar es gegenüber der vielen Güte erscheint, die dem jungen Knaben von allen Seiten unverdient entgegen getragen wurde — am allervergnügtesten, wenn keinerlei Besuch störte und keine Abendeinladung, die ich an Werktagen fast ausnahmslos ablehnte, die Zeit verdarb. Dann arbeitete ich von $4^1/_4$ bis Mitternacht, oft bis eins: und zwar meist ohne irgend welche Abendkost zu mir zu nehmen, nicht einmal Bier trank ich: anfangs war ich so um 9 in eine gerade gegenüber liegende Conditorei gelaufen und hatte eine Tasse Chocolade

30*

genommen: aber sie war so schlecht, daß „der Gescheutere bald nachgab“.

Dann geschah es freilich oft, daß ich gegen Morgen vor eitel Hunger aufwachte und gierig den Schlag sieben herbei sehnte, wann mir Frau Bauer die Tasse Kafe mit Einem Brödchen brachte, welcher, wie ich mich dunkel, aber unangenehm erinnere, über alle Beschreibung hinaus dünn, schwach und elend war. Auch dieses Fasten beruhte nicht auf Geldgeiz, sondern auf Zeitgeiz und einer gewissen mönchischen Verachtung aller körperlichen Bedürfnisse.

Dagegen war es allerdings schon der Ausfluß einer gewissen Sparsamkeit d. h. genauer des Wunsches, viele Bücher kaufen zu können, daß ich den ganzen Winter fast nie heizen ließ. Das Holz: Fichten- und Kiefern-Stücke, in kleinen Körben, auf dem Neumarkt gekauft von Frau Bauer, war recht theuer: — von Kohlenheizung war keine Rede! So zog ich denn zu Hause bei der Arbeit über meinen Tuchrock einen Hamsterpelz, den ich schon

mit 12 Jahren geschenkt erhalten hatte und um deß willen ich in Walhall höchst unzoologischer Maßen „Zobel" genannt worden war, steckte meine Füße in zwei gewaltige alte Filzüberschuhe, — Spreekähnen waren sie an Umfang vergleichbar — welche mir Herr Bauer aus Mitleid geliehen hatte — und so saß ich nun acht bis neun Stunden hintereinander, trank unsinnig viel Wasser, je eine gewaltige Caraffe mit Einem Gläslein Kümmel versetzt, aß gar nichts, studirte, daß ich einen brennend heißen Kopf bekam, fror dabei auch wohl, leugnete mir das aber beharrlich ab, obgleich mir zuletzt die steifen Finger an der Feder versagten.

Lieber Gott, welche Grob- „beziehungsweise" Bos-heiten hab ich mir über dieses Wesen von Otto Roquette sagen lassen müssen! Während der gute Clemens, dessen schwache Brust stets ein überwarmes Zimmer forderte, geduldig bei mir schnatterte, Fritz Eggers schweigend, doch mit vorwurfsvollem Blick aus den seelenvollen Augen, seinen

blauen Radmantel, den er beim Eintreten abgelegt hatte, wieder überwarf und nun bemantelt dem Bepelzten gegenübersaß, nur manchmal vor Kälte mit den Lippen zuckend, während mein guter Oheim Wilhelm, der es anfangs nicht recht glauben wollte, daß ich alle die vielen Abende, in denen ich seine Einladungen ablehnte, wirklich studirend zu Hause verbrachte, deßhalb einigemale überraschend um 9 oder 10 Uhr noch auftauchte und sichtlich überrascht war, mich „allein" zu treffen (er äußerte sich stark über die Gesellschaft, in der er mich vermuthet hatte, was mich mit Purpur der Entrüstung übergoß) — später schickte er mir mit spöttischem Erbarmen ein par Körbe Holz! —, verhielt sich Otto Roquette viel mehr angreifend gegen mein Nicht-Heizen.

„Das ist ja eine Hunde-, genauer gesagt eine Schweine-Wirthschaft bei dir," schalt er, in seinem kurzen polnischen dunkelgrünen, mit schwarzen Schnüren besetzten Röcklein mit zugehöriger Zottelmütze elend

frierend. „Du sitzest da in deinem Pelz: — deine Gäste können vereisen. Weiß du, was ich glaube? Es ist nicht einmal anständiger Geldgeiz: — es ist wieder dieser miserable eselhafte Zeitgeiz. Du denkst dir arglistig: wenn sie recht frieren, gehen sie bald wieder."

Gott verzeihe mir die Sünde: der Kleine hatte nicht ganz Unrecht!

Neben der Ersparniß war es mir allerdings darum zu thun, meine Besuche . . . . nun sagen wir: nicht allzu lang zu fesseln! — — —

XL.

Was war es denn nun aber, was den Achtzehnjährigen wirklich — ich muß so ungalant sein, es zu sagen! — stärker anzog und mehr beglückte als Emmaleine's Liebreiz und Minna's Schwung und der Gesippen Gastlichkeit und Güte?

Es war nicht das Recht, auch nicht die Dichtung, es war die Philosophie: — aber freilich zugleich die kampfdürstende Begeisterung für den geliebten Lehrer, für Prantl, den auf's Neue sehr gefährlich angegriffnen. Denn der bloße wissenschaftliche Eifer — ich will mich hier wie in diesen Erinnerungen überhaupt wissentlich gewiß nicht besser machen als ich war und bin: — hätte mich doch wohl schwerlich im achtzehnten Jahre dahin gebracht, nach 6 Stunden Vorlesungen noch etwa 8—9 täglich

Philosophie zu treiben: — unerachtet so starker, schöner, berechtigter Abziehungen.

Allein um Weihnachten (den Abend brachte ich selbstverständlich bei Mutter Birch zu: noch besitze ich das schwarzseidne Halstuch, das sie mir damals vor 38 Jahren geschenkt, und noch trage ich die Uhr, die meine Mutter mir damals nach Berlin sandte!) schickte mir Prantl zwei Streitschriften, welche von zwei ultramontanen Studenten, dem Theologen Johannes Huber und dem Naturforscher Arno Grimm zu München, wider meine „Entgegnung" waren veröffentlicht worden[1]): also Vertheidigungen Oischingers, Bekämpfungen meiner Schrift, neue Angriffe wider Prantl!

Nun kann man sich meine Aufregung denken!

---

[1]) Grimm, Arno, die positive und die negative Philosophie. Eine Widerlegung des Rechtfertigungsversuches des Prantl'schen Anthropologismus. München 1853. — Huber, Johannes Nepomuk, der Anthropologismus des Dr. Karl Prantl und seine jüngste Bevorwortung (vermuthlich sollte das soviel als „Befürwortung" bedeuten!). München 1853.

Oder vielmehr, lieber Leser, du kannst sie dir wahrscheinlich nicht denken. Denn schwerlich bist du 18 Jahre alt, hast so eben deine erste Schrift veröffentlicht, liebst einen theueren Lehrer so leidenschaftlich und bist (ich will es dir wünschen!) überhaupt nicht solch ein heißblütiger wirbelköpfiger „Hotspur“ wie dein gehorsamer Schriftsteller damals war und leider noch recht lange geblieben ist: böse Menschen sagen, bis heute.

Der ganze Felix der Ritterspiele loderte helllicht in mir auf, als ich die beiden Schriften las. Am liebsten wär' ich spornstreichs nach München gefahren und hätte die beiden Herren auf Tod und Leben gefordert. Der gute, friedliebende Piloty (der von Philosophie soviel verstand, wie ich vom Citherspielen!) hatte damals eine schlimme Zeit! Sehr mit Recht hob er hervor, daß sich Johannes Huber, der Theolog, gar nicht schlagen dürfe, daß Herr Arno Grimm eine völlig unbekannte Größe sei, daß in den beiden Schriften — denn auf Grobheiten verstehe er sich auch, wenn auch nicht auf

Aristoteles — doch eigentlich eine Beleidigung gegen Prantl oder mich nicht enthalten sei, daß es aufhaltsam für mich werden müsse, wolle ich jeden, der über Prantl anderer Meinung sei als ich, erstechen oder erschießen, und endlich — last, not least! — daß mein Geld und das Seinige dazu gerade zu dem mittäglichen Wonnekleister, aber durchaus nicht zu einer Kriegsfahrt an die Isar ohne Wissen der Aeltern ausreiche.

Ich fürchte, der letzte Grund wog am schwersten bei mir.

Aber bald kam ein zweiter Brief Prantl's, der, in Beantwortung meines ersten Kampfgeschreis, sich in dieser Fehde sehr kräftig jede andere Waffe als die Feder verbat: „mit Rücksicht auf seine ohnehin gefährdete Stellung“. Das entschied.

Ich schluckte also meine Rapiergelüste hinunter, setzte mich hin und schrieb, buchstäblich Tag und Nacht, ohne andere Unterbrechung als durch die Vorlesungen, je eine Widerlegung von Herrn Huber und

von Herrn Grimm, Seite für Seite, nein: Satz für Satz!

Daß ich in dieser Aufregung und bei der wider-vernünftig fastenden, frierenden, schlafarmen Lebensweise nicht krank wurde, ist erstaunlich. Was machte es mir schon körperlich für Mühe, all' die Quellen und die Literatur aus den Bibliotheken auf den Neumarkt zu schleppen! Denn unser Schlachtfeld erstreckte sich ja von Pythagoras und Herakleitos bis Prantl und Dischinger. Dazu brauchte ich denn auch mehr Bücher zu eigen — denn bei den Bibliotheken mußte ich gar oft warten, bis die ausgeliehenen Werke zurück kamen — als ich auch bei äußerster Sparsamkeit von meinem Monatsgeld kaufen konnte: — das Bedürfniß führte mich dann zu einer Erwerbsquelle, die und deren merkwürdige Einwirkungen später zu erörtern sind.

Endlich waren die beiden „Widerlegungen" fertig — zwei dicke Abhandlungen, zusammen acht Druckbogen — (sie stehen jetzt mit der „Entgegnung" Bausteine IV. 2. Berlin 1883. S. 95—201) —

auch die säuberlichen Abschriften, und mit brennendem Kopf schickte ich sie an Prantl.

Alsbald kam eine sehr abkühlende, aber sehr weise Antwort. Mein — keineswegs etwa in eigner Sache milder — Lehrer billigte zwar (unter kleinen Ausstellungen im Einzelnen, namentlich des „kampfgierigen" Tones) durchaus die beiden Antworten vom wissenschaftlichen Standpunkt aus: — er meinte, ich habe mich meinen Gegnern an Wissen und zumal an Methode weit überlegen gezeigt: — aber er bat mich, um seinetwillen von Veröffentlichung abzusehen. Die Wogen gingen sehr hoch in München: es handle sich darum, ob die Ultramontanen bei König und Minister durchsetzen würden, daß ihm die Abhaltung philosophischer Vorlesungen völlig verboten werde. Zeigten nun meine beiden Erwiderungen, daß die Aufregung unter der Studentenschaft noch im Zunehmen begriffen sei — man sprach schon vom Fenstereinwerfen! — so werde das seinen Feinden den erwünschten Vorwand geben.

Selbstverständlich war mir dieser Wunsch Befehl.

Aber abgewehrt hat das Opfer, das meiner feurigen Kampflust nicht leicht wurde, den schmählichen, nie zu vergebenden Streich doch nicht von des geliebten Lehrers Haupt. Es geschah das Unglaubliche, daß man den erfolgreichsten Lehrer der Münchener Hochschule für viele Jahre mundtodt machte in der Philosophie. Und zwar in welcher Weise! Zu einem Disciplinarverfahren hatte man weder Muth noch Möglichkeit: aber auch ein offnes Verbot wagte man nicht: — man schämte sich doch wohl vor ganz Deutschland, da ja gerade damals München zu einer „Hochwart der Wissenschaft" erhoben werden sollte: man hatte auch nicht die Geisteskraft und nicht das Wissen, dem Manne geradezu bestimmte Lehren als bedenklich zu bezeichnen: sondern man — ein Unterrichts-Ministerium! — machte den Philosophen mundtodt gleichsam hinterrücks, und wie ohne Anklage so ohne Vertheidigung.

Als Prantl gleich allen Lehrern der Hochschule

das Verzeichniß seiner Vorlesungen für das folgende Halbjahr einreichte — er las neben den philosophischen auch philologische —, sagte man ihm bei Leibe nichts. Wie er aber das gedruckte Vorlesungsverzeichniß in die Hände bekam, siehe, da fehlten seine philosophischen. Er eilt zum Rector: — der verweist ihn an den Decan der philosophischen Facultät; er eilt zum Decan: — dieser betheuert, ebenso überrascht zu sein wie der Gemaßregelte. Er eilt zu dem Ministerialreferenten, dem höchst wohlwollenden Dr. Völk: — dieser erwidert achselzuckend: „eigenhändiges Eingreifen des Ministers." Er eilt zu dem Minister Herrn von Zwehl: — dieser ist überhaupt nicht zu sprechen!! Nach wiederholten vergeblichen Versuchen wendet sich Prantl schriftlich an den Minister und bittet um Auskunft: er hat auf keines der wiederholten Schreiben jemals im Leben Antwort erhalten. Aber Halbjahr für Halbjahr, sehr viele Jahre fort, wiederholte sich diese — Unwürdigkeit: jedes Halbjahr zeigte Prantl neben den philologischen seine

philosophischen Vorlesungen an, und jedes Halbjahr waren sie in dem gedruckten Verzeichniß gestrichen, ohne daß der so mißhandelte Gelehrte auch nur Ein Wort der Begründung erfahren hätte. So ward dem für Philosophie ungleich mehr als für Philologie begeisterten Mann in den besten Jahren, der besten Kraft jede Thätigkeitswirkung auf die Jugend stillschweigend, ohne Rechtsverfahren, abgeschnitten.

Er litt unsäglich darunter! Der Verhaltene klagte nicht leicht: aber mir gegenüber kam doch die tiefe Empörung, die bittere Gekränktheit durch eine so rechtlose Mißhandlung heraus und der Gram, sein Bestes nicht verwerthen zu dürfen. Dieser Schmerz und Groll hat an seinem Lebensmark gezehrt.

Aber, fragt der erstaunte Leser, unter welchem König konnte denn das geschehen? Unter demselben König Max II., der sich gleichzeitig den wohl begründeten Ruhm erwarb, durch Berufungen von außerbaierischen Gelehrten die Hochschule München ganz bedeutend gefördert zu haben, demselben König, der

ein Schüler Schelling's und Ranke's, ohne Zweifel lebhaften Sinn für Wissenschaft und Dichtung hegte und, von den edelsten Beweggründen geleitet, das wüste Wuthgeheul der Ultramontanen und der äußersten bajuvarischen Sonderthümler gegen jene Berufungen länger als ein Jahrzehnt standhaft über sich ergehen ließ.

Der scheinbare Widerspruch erklärt sich sehr wohl: gewiß hatte der König die besten Absichten: allein er war in gewissen Richtungen ängstlich und dann von außeramtlichen Einflüssen stark abhängig.

So war es auch durchaus nicht etwa der Minister (von Zwehl), welcher die Mißhandlung Prantls gewollt hätte.

Der Befehl kam unmittelbar aus dem Cabinet: hier hatten Leute, welche die Universität gar nichts anging, beeinflußt durch die geistlichen Oberen von Dischinger, das Ohr des guten Königs mit geheimen Anklagen wider Prantl erfüllt: Prantl lehre Pantheismus, Pantheisten aber könnten nicht gute Unter-

thanen sein, da sich jeder von ihnen für einen Gott halte.

Wie konnte, wird man zweifeln, der Schüler Schellings auf so plumpe Reden hören?

Ja, König Max war eben nicht der Schüler jenes jugendlichen Schelling, der weiland in seiner Identitätsphilosophie selbst einen kühnen Pantheismus verkündet hatte, sondern der Schüler des von sich und der Philosophie in theistische Mystik abgefallnen Schelling. Der Minister aber? — Freilich hätte der lieber sein Amt aufgeben als den Gelehrten — in solcher Weise! — verfolgen sollen: allein der Minister rechtfertigte das (ihm doch wohl selbst nicht unbedenkliche) Verfahren vor sich dadurch, daß dem streng kirchlich gesinnten die Prantl'sche Wissenschaft in höchstem Maße zuwider war.

Es ist ein schönes Verdienst Heinrichs von Sybel, daß er, freilich nachdem kostbare Jahre für Prantl verloren waren, diesem unwürdigen Zustand ein Ende machte und bei dem König die Auf-

hebung jenes stillschweigenden Bannes durchsetzte. Man erwäge: nicht der Minister, sondern ein Amtsgenosse kommt dem mißhandelten Professor zu Hilfe: wie außeramtliche Verläumdung das Unrecht geschaffen, so schafft es außeramtliche Vertheidigung des Verfolgten aus der Welt. Derselbe Minister aber vollzieht das Eine und das Andere!

Ja, es war nicht alles Gold, was da glänzte in München unter dem so wohlwollenden König Max II. Wir werden sehen, ein junger Privatdocent, der „die Könige der Germanen" schrieb, war an höchster Stelle geraume Zeit mit Erfolg verdächtigt worden, das Werk bezwecke, den Beruf Preußens zur Vorherrschaft in Deutschland zu beweisen! Du lieber Gott! Das Werk hört mit 843 auf, mehrere Jahrhunderte bevor von den Hohenzollern und Preußen ein Wort verlautet.

Allein die Bedrohung seiner Souveränität auch nur mit leiser Beschränkung war dasjenige, was der König mit regstem Argwohn scheute: um deßwillen führte der

an sich so sanfte (— und so kranke! —) Mann unter seinen Ministern von der Pfordten und Graf Reigersberg lange Zeit einen so erbitterten Kampf mit seiner Volksvertretung, bis schließlich die Herzensgüte in ihm in dem schönen Wort Ausdruck fand: „ich will Frieden haben mit meinem Volk,“ und er endlich nachgab in einem Streit, in welchem von Anfang das klare Recht auf Seite der Volksvertretung gestanden hatte.

Daher kam es auch zum Bruch mit dem von ihm so hochgehaltnen und so lange gegen den Ansturm der Ultramontanen und Ultra-Bajuvaren gestützten Herrn von Sybel, als dieser zuletzt mit einem Freimuth, der ihm alle Ehre macht — viele seiner Gesinnungsgenossen hielten es anders! — in einer Denkschrift rund heraus erklärte, er könne sich die Zukunft Deutschlands allerdings nur unter preußischer Führung denken. Ganz anders würde sich Max II. 1866 nach Sadowa und 1871 gegenüber den preußischen Vorschlägen verhalten haben, als der

jugendliche Ludwig II., dessen hoch idealer, damals noch von keinem Wahn umdüsterter Sinn für deutsche Einheit begeistert — oder doch begeisterungsfähig — war.

Aber zurück zum Jahre 1852 und zu den drei jungen Degen Johannes, Arno und Felix.

Wenn ich heute — nach 39 Jahren! — die damals gewechselten Streitschriften lese, habe ich allerdings manchmal den Eindruck, als höre ich drei Blinde über die Farben zanken! Selbstverständlich tragen all unsere Abhandlungen die Spuren der Unreife.

Aber es ist doch andrerseits ein frischer jugendlicher begeisterter Zug darin, auch wahrlich in denen meiner Gegner.

Herrn Arno Grimm hab' ich nie kennen gelernt, weiß auch nicht, was aus ihm geworden ist.

Das Verhältniß zu Johannes Huber aber hat sich, wie wir später sehen werden, in Folge einer wundersamen Wandlung, die sich in ihm vollzog, zu einem schönen harmonischen gestaltet, was selbstver-

ständlich auch dann scharfe Gegensätze nicht ausschloß, die sich aus unseren sehr verschiednen Anlagen und Neigungen ergaben.

Allein es gereicht mir zu höchst wohlthätiger Befriedigung, daß sich die anfangs wenig erfreuliche Beziehung zu dem reich begabten Gegner so menschlich schön entwickelte: denn mir ist, wie schon wiederholt gesagt, Zwiespalt und Mißklang gegenüber Menschen, die ich nicht durch Verachtung mir von der Seele halten kann, die größte Gemüthspein und ich leide so schwer darunter, daß ich schon wiederholt, nur um jenes mir unerträglich Häßliche aus der Welt zu schaffen, selbst zuerst die Hand zur Versöhnung geboten, ja, um sie zu erzwingen um Vergebung gebeten habe, obwohl ich fest überzeugt war, das Recht liege völlig oder doch überwiegend auf meiner Seite. Huber aber kam von selbst aus dem feindlichen Lager wenigstens auf neutralen Boden in Folge innerer Umwandlungen, die man ihm (sehr mit Unrecht!) von ultramontaner Seite zum Vorwurf

gemacht hat: — dieselben, unter schweren Gewissens- und Gedanken-Kämpfen vollzogen, gereichen ihm viel mehr zu wahrer Ehre. Es ist übrigens, als hätte ich die später eingetretne Wandelung in dem mir von der Schulbank (I, S. 210) her wohl Bekannten im Voraus geahnt: wir hatten uns schon auf dem Gymnasium zugleich angezogen und abgestoßen; er zog mich an, weil er ganz hervorragend begabt und im Wortstreit besonders gewandt war: eine gewisse Neigung und Begabung für dialektisches Streiten war ihm angeboren: freilich — nach meiner Auffassung! — auch zur Rabulisterei und scholastischen Klopffechterei, lange bevor diese ja ganz besonders jesuitischen Künste ihm durch theologische Abrichtung beigebracht und jene Anlagen zu üppigster Wucherung getrieben wurden. Er behielt immer das letzte Wort, mochte er auch — nach meiner Meinung! — noch so tief im Unrecht stecken. Hätte ich dann — als letztes Beweismittel — gern den Kampf, den Fehdegang statt des Redegangs gewählt, so hielt mich doch stets die

Rücksicht auf die nicht eben kräftige Natur des vielfach und früh Leidenden zurück.

Jene Rabulisterei also stieß mich ab: — sie waltete auch sehr lebhaft in seiner Streitschrift! — und eine gewisse Vernachlässigung der Formen im weitesten Sinne. Er hatte sich mit eigener Kraft aus nicht günstigen Verhältnissen heraus gehoben und entwickelt, und ein gewisser „Erdgeschmack", wie später einmal Bluntschli treffend von ihm sagte, war an ihm haften geblieben. Ihm dagegen war meine übertriebne Zartfühligkeit und krankhafte Ueberfeinerung mit vollem Recht zuwider.

Dazu kam, daß wir einander in dem „Fortgang" in der Classe stets hart auf dem Nacken waren: war ich der sechste, so war er der fünfte oder umgekehrt, und derselbe Wettkampf, der zwischen dem theueren Julius und mir die Liebe steigerte (I, S. 176, 221), wirkte nicht gerade ähnlich unter den von Natur wie Wasser und Feuer verschiednen Ringern Johannes und Felix. Uebrigens hat er mir schon damals auch

wohl grade durch seine Knorrigkeit gefallen: so als er mir bei dem (I, S. 206) erzählten Anlaß nachträglich erklärte: er habe ja gewußt, daß alle Andern in der Classe für mich stimmen würden: er aber habe gegen mich stimmen müssen um seiner Ueberzeugung, um der Gerechtigkeit willen, und er habe das gethan, obwohl er den Schein häßlicher Selbstsucht auf sich geladen habe, da gerade er mein nächster Nachmann war. Und ich reichte ihm gerührt die Hand und sagte ihm, daß ich ihm jedes Wort glaube. Zwei merkwürdige Buben: Feinde und Freunde zugleich. Jene Schulgeschichte war das knabenhafte Vorbild späterer Vorgänge heftigster Abstoßung und doch auch unwillkürlich zwingender Wiederanziehung.

Wie gesagt, in meiner 1852/53 zu Berlin geschriebenen Erwiderung taucht schon eine Ahnung späterer Aenderungen in dem leidenschaftlich bekämpften Gegner auf: ich suchte zu zeigen — und ich glaube, das ist mir gelungen! — daß, was Huber Philosophie nenne und als solche treibe, überall nicht Wissenschaft

sei, sondern ein stets von dem Dogma der Kirche abhängiges Hin- und Hergerede, bei welchem das zu erreichende Ziel: die Uebereinstimmung der „Forschung" mit dem Dogma, stets im Voraus unabänderlich fest stand. So schloß ich denn meine Abwehr wider Huber, den ich bei aller Schärfe doch mit ungleich mehr Anerkennung behandelte als „den grimmen Arno", mit folgenden Worten[1]):

„Kant und Anthropologie d. h. psychologische, geschichtliche und physiologische Erforschung der menschlichen Geisteskräfte und Natur, ihrer Mittel und ihrer Schranken werden die Grundlage bilden müssen aller künftigen deutschen Philosophie: nicht die „Uebereinstimmung mit der Wirklichkeit", welche wir ja doch nur mit menschlichem Erkennen aufnehmen. Diese Wirklichkeit d. h. Natur und Geschichte — unter letztere fallen auch die Religionen — sind also nicht Maßstab, nur Gegenstand der Wissenschaft."

---

[1]) Bausteine IV. 2. Berlin 1883. S. 205.

Uebrigens will ich von meinem ehemaligen Schulgenossen Johannes Huber, dessen außergewöhnliche Begabung ich nur mit Bedauern in Dienst und Zwang unwissenschaftlicher, ja wissenschaftfeindlicher Mächte mißbraucht erblicke, nicht scheiden ohne einen guten Rath:

„O Huber, Johann Nepomuck,
Auf's Dogma warf ich dich zuruck:
Denn, was du hast gepredigt hie,
Ist Dogma, nicht Philosophie.
Es kommt vielleicht die Zeit,
Da werden dir die Dogmen leid:
Kannst du vor Dogmen nicht mehr schnaufen, —
In's Freie komm — zu uns! — gelaufen."

Buchstäblich sollte sich das erfüllen!

Schon 1854/55 konnte der Eifrige einen ganzen Haufen von Dogmen nicht mehr ertragen: wir werden sehen, wie sich das auch äußerlich darstellte, und es ist ja bekannt, wie ihn, neben und unter Döllinger einen Hauptverfasser des „Janus" im Jahre 1870/71, das neue vaticanische Dogma vollends aus der

römischen Kirche trieb: — zwar nicht ins „Freie“, aber in jene Halbfreiheit, welche Alt-Katholicismus genannt wurde.

Ich füge das „Schlußwort“ bei, welches ich damals den beiden Erwiderungen gegen Huber und Grimm anhängte, nicht wegen seiner besonderen sachlichen Weisheit, sondern weil es immerhin bezeichnend ist für die damaligen Anschauungen des Verfassers: — wolle man dabei gütigst erwägen, daß dieser Verfasser kaum neunzehn Jahre alt war und daß die Ereignisse von 1864, 1866, 1870/71 noch zwölf bis neunzehn Jahre auf sich warten ließen:

„Es eignet jeder unwissenschaftlichen Polemik, die reine und ruhige Sprache der Wissenschaft zu trüben und zu stören durch leidenschaftliche, gehässige, grobe Wendungen. Letzterer Schmuck der gegnerischen Rede — er ist reich ausgeschüttet! — möge es vor dem Leser entschuldigen, wenn wir manchmal zwar nicht wieder grob, aber heiter geworden sind. Es scheint uns, im Sinne Lessings, würdiger, die Grobheit des

Gegners mit Humor, als sie mit gleicher Grobheit, dem Zeichen der Unbildung, zu erwidern.

Die Repliken des „Beleuchters“ (Huber) und des „Widerlegers“ (Grimm) haben noch klarer als meine „Entgegnung“ selbst meinen Grundgedanken dargethan, daß diese ultramontanen Angriffe wissenschaftliche überhaupt nicht sind: sie gelten in Wahrheit nicht Prantl oder mir, sondern der Philosophie an sich: sie vertreten den alten Anspruch des Dogma's, Norm und Schranke der Forschung zu bilden.

Die Kernfrage, um die es sich handelt, lautet: ist Uebereinstimmung mit dem Dogma Maßstab philosophischer Wahrheit?

Die ganze Geschichte der Philosophie ist eine großartige Verneinung dieser Frage und der endliche Sieg des Gedankens über solche Tyrannei des Denkzwanges ist so gewiß als die Existenz der Vernunft. Ja, der Sieg ist schon in jedem Augenblick des Kampfes entschieden: er ist vollendet durch die immanente Freiheit, deren sich das Selbstbewußtsein der

Philosophie gerade in der Verneinung solcher Anmaßung erfreut.

Man konnte Ketzer im Rauch ersticken, aber nicht den Geist. Man konnte Bücher — und deren Verfasser dazu — verbrennen, aber nicht die Logik.

Man kann auch heute noch Professoren „suspendiren", aber nicht den Gedanken.

So wäre ich denn mit meinen Herren Gegnern fertig, und ein Student darf wohl fröhlich schließen mit dem Lied:

„Es bleibt dabei, die Gedanken sind frei."

Herrn Arno Grimm kenne ich nicht und ich darf wohl, ohne zu starke Unhöflichkeit, beifügen, seine Schrift hat mir weder den Wunsch erweckt, ihn kennen zu lernen, noch ein Interesse an seiner Zukunft! Ich wünsche ihm für diese alles Gute und wollte ihn nicht beleidigen: nicht ihm vergelten seine Worte vom „Tollhaus" ꝛc. —

Anders stehe ich zu Johannes Huber, meinem alten Schulcameraden, mit dem ich mich zwar schon

auf den Schulbänken viel häufiger gestritten als vertragen, aber auch beim Streiten nicht schlecht unterhalten habe. Ich mag es nicht glauben, daß dieser glänzend begabte Geist für alle Zukunft sich wohl fühlen kann unter den Fahnen der Jesuiten. Schüttelt er dies Joch einmal ab, dann mag er an vielen Einzelheiten seiner Schrift gegen mich festhalten, aber deren Princip — Unterwerfung der Philosophie unter das Dogma — wird er dann verwerfen.

Zum Schluß noch ein Wort an und über mein theures, bairisches Vaterland. Denn es handelt sich hier nicht blos um eine Fehde zwischen Studenten, die alle drei noch recht viel zu lernen haben: es gilt vielmehr diese Frage sub specie aeterni zu würdigen, das heißt hier: in ihrer Bedeutung für das Allgemeine, dem wir angehören: Baiern und Deutschland.

Ich vernehme soeben aus München, daß die gegen Prantl eifernde Partei größte Aussicht auf Erfolg im Ministerium oder doch bei'm König hat, daß dieser Lehrer, der wie kein Anderer an der

Münchener Hochschule auf die Jugend wirkt, mit Maßregelung bedroht sein soll.

Ist es denn möglich? Unter der Regierung eines Königs (Max II.), welcher, ohne Zweifel edeln Sinnes und besten Willens voll, gerade für die Wissenschaft begeistert ist!

So übel sollte ein fein angelegter, gebildeter, aufgeklärter Herrscher berathen sein?

Soll denn in Baiern auch im XIX. Jahrhundert, unter guten Fürsten, fortdauern jene Unterdrückung der Geister, der freien Forschung, welche seit dem Sieg der Gegenreformation in Baiern und Oesterreich den hochbegabten deutsch-österreichischen Stamm so schwer geschädigt hat? Nach den Alamannen am Meisten begabt unter allen deutschen Stämmen an Phantasie und Schwung des Geistes stand er bis zum XVI. Jahrhundert wahrlich hinter keinem der Bruderstämme zurück: die ganze mittelalterliche deutsche Poesie wird überwiegend von Oberdeutschen (Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach) getragen.

Wenn leider, leider seit Ende des XVI. und dem Lauf des XVII. Jahrhunderts dieser Stamm in Baiern und in Oesterreich in wichtigen Gebieten von der früher behaupteten Höhe nicht herab gesunken, aber herab gedrückt worden ist, so daß er in Wissen, Lehre, Schule hinter den Leistungen anderer wahrlich nicht an Begabung überlegener Stämme zurückgeblieben ist, so verschuldete solchen Druck und solches Unheil nicht etwa der Katholicismus — dieser hat Jahrhunderte lang die Gleichstellung im Verhältniß zu andern Stämmen durchaus nicht gehemmt! — wohl aber das bösartige spanisch-italienische Gift, welches man Jesuitismus nennt.

Was für geistig und sittlich ausgezeichnete Männer giebt es noch heute unter den katholischen Geistlichen der alten Schule zu Baiern!

Wenn aber die neue, jungkatholische d. h. eben jesuitische Schule in Baiern zur dauernden Herrschaft gelangt, wie sie unter Anderem in der hier geforderten Unterdrückung der freien Forschung hervortritt, —

dann geht die Gleichstellung unseres Volksstammes mit den übrigen Deutschen unwiederbringlich verloren. Und das würde Niemand schmerzlicher empfinden, als ich, der ich, nun Monate lang in der preußischen Hauptstadt lebend und lernend, bei Anerkennung aller Vorzüge norddeutscher Eigenart, die ergänzenden des eigenen Stammes immer liebevoller würdige. Siegen aber in Baiern auf die Dauer die Jesuiten, — dann heißt es: „finis Bavariae“! (Geschrieben 1852/53!)“

Schon als ich im Jahre 1855 Hubers vortreffliches Buch über die Kirchenväter beurtheilte, konnte ich feststellen[1]: „Huber hat seinen Uebertritt in die Reihen der Gegner des Ultramontanismus vollzogen. Unsere Weltanschauungen blieben zwar im Uebrigen sehr verschieden (er blieb Theist, ich Monist): aber er verwarf ausdrücklich Standpunkt, Maßlosigkeit und Methode seiner Schrift gegen Prantl. Meine

---

[1] Jetzt Bausteine a. a. O. S. 262.

Antwortschrift ging ich Punct für Punct mit ihm durch und milderte auf seinen Wunsch mehrere Ausdrücke; zum Theil hielt er im Einzelnen seine Ansichten lebhaft aufrecht, aber Princip, Methode und Ton verwarf er selbst; ich sage das zu seinem Lobe."

XLI.

Die Abfassung jener beiden Erwiderungen neben täglich sechs Stunden Vorlesungen nahm meine Zeit und Kraft völlig in Anspruch.

Andere als die belegten Vorträge zu hören, fand ich nicht Muße: doch gastete ich einige Male mit lebhaftester Befriedigung in den Vorlesungen von Gneist und dreimal ging ich auch in die „Rechtsphilosophie" von Julius Stahl (oder führte die Vorlesung einen anderen Namen?). Bei aller Bewunderung des wahrhaft „virtuosen" Vortrags erfüllte mich der Inhalt dessen, was ich da zu hören bekam, mit Erbitterung: ich ahnte damals noch nicht, daß die Bekämpfung der Stahlschen Rechtsphilosophie mit ihrem Mißbrauch der unsterblichen Gedanken der echten geschichtlichen Schule zu einem durch und durch erlogenen Pseudohistoris-

mus, mit ihrer Knechtung des States durch die Kirche, der Sittlichkeit durch die Religion, und des Rechts durch jene verkirchlichte Sittlichkeit, dieser durch und durch unwahren Rabulistik der Begriffe, in welcher der semitische Talmudgeist unverkennbar waltet — er war durch das Taufwasser nicht abgespült! — dereinst eine meiner mir wichtigsten Lebensaufgaben werden würde.

Herr Stahl hatte Unglück mit mir: zufällig sprach er in jenen 2—3 Stunden über Macchiavelli, den ich — und zwar eben nicht nur den principe, sondern auch die discorsi, die Briefe, die Gesandtschaftsberichte, kurz den ganzen Macchiavelli — gründlich studirt hatte: und nun mußte ich mit anhören, wie Stahl Macchiavelli dahin verläumdete, daß sein principe jene verwerflichen Mittel (es ist eben der Jesuitismus im Dienste des States, wie der Loyola's im Dienste der Kirche!) lediglich aus Selbstsucht anwenden dürfe, während Macchiavelli doch die salus publica die suprema lex bildet und der prin-

cipe sich nur deßhalb behaupten soll, weil seine Dictatur allein die Wohlfahrt des Ganzen befördert. Macchiavelli wollte eben Italia unita und sah die Papstherrschaft als Haupthinderniß dieses Zieles an. Stahl verfolgte mit sehr wohl begründetem Hasse den Mann, der allerdings, wie später Hobbes, als ein stärkster Keil das Gebäude der mittelalterlichen Lehre vom Verhältniß von Stat und Kirche, Recht, Sittlichkeit und Religion auseinander sprengte. Ich aber sagte mir damals grimmig: entweder hat dieser Professor den principe nie gelesen — und das ist doch wohl undenkbar — oder er hat ihn gelesen und stellt trotz besserer Einsicht — denn Mißverständniß ist kaum denkbar — nicht das Wohl des Ganzen, sondern die Selbstsucht des principe als Zweck der hier empfohlenen, allerdings verwerflichen Mittel hin. Später, als ich dann die Geschichte der Rechtsphilosophie in Stahls Buch an der Hand der Quellen prüfte, fand ich denn freilich solche — Künste gar häufig.

In Philosophie und Recht ging in jener Zeit

meine Arbeit auf: ich wußte nichts davon, daß damals in Berlin der Mann wirkte, dem ich in der Folge schriftlich mich näherte und dem ich neben Prantl unter allen Menschen für die Wissenschaft am Meisten verdankte: Jakob Grimm, mein großer Meister.

Erst nach der Rückkehr nach München ward mir, wie sich zeigen wird, der Sinn für die Germanistik im umfassendsten Sinne — nicht nur das germanische Recht — erschlossen. Wie beklagte ich alsdann, in Berlin zwei Halbjahre studirt zu haben, ohne jenen Herrlichen aufzusuchen, zu sehen, zu hören!

Auch im Uebrigen ließen mir die angeführten Arbeiten keine Zeit, von Berlin Ausgiebigeres an Genuß oder Belehrung davon zu tragen.

Ich arbeitete in der That, wann ich nicht bei Mutter Birch oder Mutter Keller war, unausgesetzt. Nur der Sonntag vor Mittag war damals — wie schon früher in München und auch in der Folge regelmäßig — der Dichtung zugetheilt: regelmäßig! Ach, wie viele Löcher haben in diese schön gedachte Regel

der Sonntagsheiligung im Laufe der Jahrzehnte überflüssige Besuche — leidend und thätig! — gerissen oder unaufschiebbare Prüfungen von Doctor- oder Seminar- oder Referendarien-Arbeiten oder Berichte und dergleichen Acten-Elend!

Der Dichtung zugetheilt: im Sinn des Genießens oder des Schaffens. Denn es ist mir noch nie begegnet, daß ich ein Stündlein in meinen großen Lieblingen: Homer, Edda, Percy's Relics, Shakespeare, Schiller, Goethe, Sir Walter Scott, Rückert, Scheffel gelesen hätte, ohne selbst zum Dichten angeregt zu werden.

So bestand denn der sonntägliche Vormittags-götterdienst regelmäßig darin, daß ich zuerst eine Weile mir laut, mit möglichst gutem Vortrag, etwas aus jenen Werken vorlas, worauf ich dann unwillkürlich jedesmal selbst irgend ein par Verse — schlechte oder gute, viele oder wenige — zu schreiben begann.

In dieser Weise habe ich fast ohne Ausnahme alle Sonntage vor Mittag des Berliner Jahres ver-

bracht: so laut declamirend im Zimmer auf und ab wandernd, daß in den ersten Wochen die gute Frau Bauer ganz besorgt gelaufen kam, vermeinend, ich streite mit einem Besuch auf Tod und Leben. Nur wenige Bände hatte ich in dem Kofferlein von der Isar mitgebracht: so waren es denn immer wieder Rückert (oben S. 134), Elze's und Wolff's Sammlungen englischer Gedichte und — Dank der Güte von Fritz Eggers! — Percy's Relics: ich las die Lieblingsstücke so oft, bis ich sie auswendig wußte.

Um diese Zeit — Sonntag gegen zehn Uhr — ergriff mich wohl oft sehr stark das Heimweh nach Didosa: — es war die Stunde, da ich sie in den letzten Monaten zumeist gesehen hatte (oben S. 322) —: dann kam die Sehnsucht nach dem engelschönen Gesicht, — nach der Heimath: — dann fühlte ich mich plötzlich so fremd in dem Häusermeer: — der Schmerz um den verlornen Frieden des Aelternhauses, um den Garten brach, lang zurückgedämmt, aus tiefer Brust hervor, und wenn nun die Glocken dazu anschlugen, dann

dachte ich an die fernen Münchener Glocken von Sanct Ludwig und brach mitten im lauten Lesen in Schluchzen, in heiße Thränen aus!

So fand mich einmal, bevor ich mich zu fassen vermochte, der gute Oheim Wilhelm, der immer wieder zu unvermutheten Stunden nach mir sah: — er wollte es nämlich durchaus nicht glauben, daß ich „auch nicht das kleinste Schätzchen“ hätte. Er wirklich hätte mich nicht deßhalb verurtheilt oder gar verrathen! Ich hatte große Mühe, ihm zu erklären, daß ich eigentlich um ein Reh weine und um einen schönen Ahornbaum und um ein Mädchen, das ich nie gesprochen. „Bist verrückt, mein lieber Jung, rein verrückt,“ meinte er kopfschüttelnd. „Aber ein guter Jung. Komm' mit. Heute giebt es Bierkarpfen!“

In Folge jener streng eingehaltnen Tagesordnung lernte ich auch sonst von Berlin nicht eben viel kennen: die Mußestunden gingen in den genannten Familien hin.

So sah ich nicht viel von den Theatern: ein anderes als die beiden Königlichen besuchte ich nie; indeß das Münchener schien mir — aber das mag ja Voreingenommenheit gewesen sein — in Schauspiel und Oper bedeutend überlegen: in der Oper machte mir nur Johanna Wagner (Eglantine, oben S. 414) einen ganz außerordentlichen Eindruck, und im Schauspiel, — zumal im neuzeitlichen Lustspiel der geniale Döhring, sowie Liedke: aber an Herrn Hendrichs vermißte ich Mark und Mannheit: von den Damen gefiel mir nur Fräulein Viereck: im Ganzen stand mir das Berliner Schauspiel so fern, daß ich nur mit Widerstreben — aus Höflichkeit gegen Mutter Birch — und so selten wie möglich hinein ging: da hatten meine Münchener einen andern „Stil am Leibe".

Von den Concerten besuchte ich, durch Piloty gezwungen, nur manchmal die des Stern'schen Gesangvereins: ich fürchte, ich fürchte, ich folgte nur deßhalb ein par Mal dahin, weil Emmaleine in der

ersten Reihe stand, mir holdselig zunickte und sang — so silberkehlig wie die Lerche.

Großen Eindruck dagegen machten die in dem Museum versammelten Schätze der Bildhauerei und Malerei: Lübke und Eggers waren hier die berufensten Führer. Daß ich den Münchener Theken den Vorzug gab, mag wohl auch Voreingenommenheit gewesen sein: indessen räumten meine beiden norddeutschen Führer und Belehrer ein, daß die durch Mangel an Raum (1852) erzwungene allzugehäufte und zu wenig gegliederte Aufstellung zu dem minder günstigen Eindruck erheblich beitrug.

XLII.

Zu Ende des Winterhalbjahrs machte ich, lediglich behufs meiner inneren Befriedigung, Prüfungen bei Trendelenburg, Werder, von Richthofen und Keller — alle mit der ersten Note: und schickte mich nun an, heimzukehren an die ersehnte, die rauschende Isar.

Aber es kam anders.

Bei dem Aufbruch nach Berlin und während des ganzen Winters war immer nur von diesem einen Halbjahr, das ich in Berlin verbringen solle, die Rede gewesen: jetzt — schon war mir die Seele von Freude auf die Heimath geschwellt — erhielt ich die Weisung, auch das Sommerhalbjahr noch in Berlin zu bleiben.

Es wirkten wohl viele Gründe zusammen: da-

runter die höchst verständige Absicht, die offenbar günstigen, den Gesichtskreis erweiternden Einflüsse von Berlin noch länger auf mich wirken zu lassen; auch mochte man wohl gern die hochgehenden Wellen der Erregung in der Münchener Studentenschaft für und wider Prantl noch durch Ablauf von acht Monaten beschwichtigt wünschen, bevor ich, der alleinige Kämpfer auf Prantl'scher Seite, mich wieder in das Gewoge würfe: denn daß ich darauf brannte, den Streit nicht blos mit der Feder zu führen, wußte man.

Aber so weise und wohlmeinend der Beschluß war: — er traf mich doch sehr hart.

Die Thränen des Heimwehs flossen nun erst recht heiß und bitter. Ich hatte mich so gefreut auf das alte, liebe München, auf Didosa, auf den englischen Garten, auf die Isarhöhen, auf „Walhall" und die Freunde! Und nun noch fünf Monate — von März bis Anfang August — fern bleiben! Ich kam mir wie verbannt vor.

Piloty, der treue, der glückliche, durfte nach

Haus: ich, des lieben Pylades beraubt, mußte noch fern bleiben. Es that weh.

Seltsam war es nun freilich, daß mich auch die Sehnsucht nach dem Anblick Didosa's so arg peinigte, daß ich dieses Weh auf das Lebhafteste klagte — wem? Minna! Ihr, die zwar nicht so eigentlich und rechtsförmlich mit mir verlobt, die aber doch mit einem über bloße Freundschaft recht erheblich hinaus gehenden Bande mit mir verknüpft war! Die Gute tröstete mich, daß ich nun noch länger bei ihr bleiben müsse! Verrücktere, verzwicktere Seelenstellung eines jungen Mannes zu einem jungen Mädchen läßt sich wirklich kaum denken! Es kam eben die seltsame Wahrheit zu Tage, daß meine zweite Beziehung zu einem Mädchen ganz ebenso wenig gesunde, natürliche, echte Liebe war, wie meine erste! Ich weiß nicht, ob das oft vorkommt. Aber es ist recht schlimm gewesen, daß sich diese Selbsttäuschung — und unwillkürliche Täuschung Anderer! — auch später noch öfter wiederholt hat: zum bittersten Schmerz für andere und für

mich: — und bei dem ehrlichsten guten Glauben auf beiden Seiten. Ich kann es mir um so weniger erklären, als mein Blut ja durchaus nicht kühl und schläfrig, sondern leider vielmehr ganz im Gegentheil recht munter, heiß und lebhaft ist. Es muß mir wohl gar oft die dichterische Einbildungskraft Gefühle vortäuschen, die nicht da sind. Und mit diesem Fehler hängen recht traurige, widernatürliche, ungesunde Gestaltungen meines Lebens zusammen, unter denen, wie gesagt, leider nicht blos ich Qual und Pein zu tragen hatte. —

Hätte mir Minna damals gesagt: „ich danke dir für ein Herz, das solches Weh aussteht, weil es sich noch länger an meine Nähe gebunden sieht," — sie hätte voll Recht gehabt. Aber statt dessen tröstete sie mich ganz schwesterlich, ich würde ja Didosa im August wieder sehen. Verrückte Geschichte!

Das Sommerhalbjahr gestaltete sich nun aber für mich völlig anders als der Winter.

Nicht nur Piloty brachte ich — weinend den

Weinenden! — Mitte März auf den Anhalter Bahnhof, auch Birchs reisten bei Beginn des Sommers ab, desgleichen (später) Tante Keller und Emmaleine: der Tunnel und die Ellora hielten seit Mai keine Sitzungen mehr, auch die Frauen der Häuser Kugler, Herbig, Böckh verschwanden, ebenso Eggers, Lübke, Roquette. Ich war viel mehr als im Winter auf mich selbst angewiesen.

Der Sommer in Berlin war damals — es gab noch kein „Westend" — viel minder ergetzlich als später. Heiß brannte die Sonne auf den neuen Markt, dessen Gerüche dadurch nicht gewannen, und auf meine gen Süden blickenden Fenster. Es war recht öd, häßlich, einsam. Ausflüge in die Umgegend machte ich nicht: ich habe das nie geliebt während des Semesters, habe sie auch als Docent und Professor in München und sogar in Würzburg nicht unternommen: nur Charlottenburg besuchte ich, wo mir die in marmorner Schöne ruhende Königin Louise einen für das ganze Leben tief in der Seele haftenden Eindruck

machte; und einmal sah ich mir Potsdam, Sanssouci, die Havellandschaft an: — ebenfalls mit tiefer Ergriffenheit. Aber das war Alles: nur noch ein oder zweimal habe ich die Landschaft an der Havel durchstreift (s. unten). Sonst saß ich ohne Unterbrechung durch Gesellschaften, welche nun aufhörten, von Mitte März bis Anfang August fast ganz allein auf dem neuen Markt. Es war harte Schule. Nichts als Arbeit: — unsinnige Arbeit, bis zum Umfallen, das zuletzt auch buchstäblich eintrat.

Ich hatte längst beschlossen, den philosophischen Doctor zu machen. Diese fünf Monate in Berlin sollten mich dazu vorbereiten, im Herbst in München wollte ich dann promoviren: — wie sich nach meinem Lebensplan diese philosophischen zu den juristischen Studien verhalten sollten, werden wir später sehen. Ich belegte deßhalb für den Sommer nur zwei Vorlesungen: Polizeiwissenschaft bei Dieterici und Wechselrecht bei dem Classiker des Sachsenspiegels, dem greisen Homeyer.

Dieterici führte mich durch die unglaubliche Fülle seines statistischen Stoffes in Gebiete ein, von deren Vorhandensein im Weltall ich gar keine Ahnung gehabt hatte: was wußte ich großer Philosoph und Dichter von „Marktpolizei", obwohl der Neumarkt zehn Monate vor meinen Fenstern lag? Der gütevolle Herr faßte Theilnahme für mich: es hat mich gefreut, fast vierzig Jahre später seinen Enkel und dessen liebenswürdige junge batavische Frau an der Oder willkommen heißen zu dürfen.

Homeyer, mit dem ich später bezüglich seines Hausmarkenwerkes in regen Briefwechsel trat, war nicht eben ein fortreißender Lehrer: immerhin machte ich am Schlusse des Sommerhalbjahrs auch bei ihm wie bei Dieterici die Prüfung mit der ersten Note: es ist mir rührend, während ich das schreibe, auf den wohl verwahrten Anmeldebogen die Handschriften all' meiner Lehrer verzeichnet zu finden: zu meinem Stolze steht bei jeder ein ehrendes Wort der Zufriedenheit mit meinem Fleiße.

Abgesehen von dem Besuch dieser beiden Vorlesungen wandte ich aber nun in dem Sommerhalbjahr und den vorausgehenden etwa fünf Wochen österlicher Freizeit alle Zeit und Kraft auf die Ausarbeitung meiner philosophischen Doctorschrift.

Ich war bei dem wiederholten Studium des ganzen Platon schon in München auf eine Frage gestoßen, die mir neu und wichtig schien und für die ich in dem Phädon die Andeutung einer Antwort gefunden zu haben glaubte. Es handelt sich um die Auffassung der menschlichen Seele bei Plato: ohne hier näher auf die ziemlich schwierige Untersuchung einzugehen, hebe ich nur das auch für einen weiteren Leserkreis Verständliche, vielleicht sogar Anziehende hervor.

Bekanntlich unterscheidet Plato die überirdische Welt der Ideen und die irdische der Erscheinungen: jene sind einheitlich und unvergänglich, diese manchfaltig und vergänglich.

Zu welcher Gruppe nun zählt die Seele des Menschen?

Sie kann nicht eine Idee sein: denn sie ist ein Einzelwesen und weilt, wenigstens nach der Geburt und vor dem Tode des Menschen, auf Erden. Sie kann aber auch keine Erscheinung sein: denn sie ist nach Plato sonder Zweifel unsterblich, sie schaute ja schon vor der Geburt die Ideen im Himmel und wird nicht mit dem Leib untergehen. Sie ist also ein Mittelwesen, das zwischen der geistigen Idee und der leiblichen Erscheinung steht. Diese nothwendige Folgerung fand ich in einer Stelle des Phädon angedeutet. Prantl, dem ich den Gedanken mittheilte, ermunterte mich, diesen Gegenstand in meiner Doctorschrift zu behandeln. Ich arbeitete schon in München daran und vollendete nun, wie gesagt, die Abhandlung in Berlin, nachdem ich die beiden „Widerlegungen" erledigt. Zu meiner unbeschreiblichen Freude war der verehrte Lehrer mit der Schrift, die ich ihm im Juli sandte, so zufrieden, daß er erklärte, sie würde als Doctordissertation ohne Zweifel mit der ersten Note zugelassen werden. Es ist aber anders gekommen:

ich habe darauf verzichten müssen, in Philosophie zu promoviren: die Schrift ist erst 1883 im IV. Band der Bausteine (S. 1—84) veröffentlicht worden.

Uebrigens hörte ich später von Prantl und von meinen lieben Amtsgenossen, den Philosophieprofessoren Julius Walther in Königsberg und Jakob Freudenthal in Breslau, daß die hier behandelte Frage seither wiederholt aufgeworfen und ziemlich in meinem Sinne beantwortet worden sei.

XLIII.

Nicht eben viel mehr ist aus diesen letzten fünf Monaten meines Berliner Lebens mitzutheilen: ich lebte, recht vereinsamt, nur Platon.

Doch seltsam genug sollte gerade der Eifer für diese Forschung mich in einige nicht unerhebliche äußere Erlebnisse in ganz anderer Richtung stürzen.

Ich war von jeher und bin geblieben ein guter Wirth, d. h. ein sogar überaus vorsichtiger, der gewiß keine Ausgaben macht, die er nicht verantworten und nicht decken kann.

Ja, ja: ich muß mich hier wieder einmal ein wenig loben: es ist ja schon seit den Ritterspielen (I, S. 119) nicht mehr geschehen. Solche Vorsicht, vielleicht angeboren, ward durch höchst verständige Erziehung hierin gepflegt und ein zufälliger Anblick

und Eindruck befestigte tief in der Seele des Knaben schon den ängstlichsten Abscheu gegen Schuldenmachen, gegen leichtsinniges, vergeuderisches Wirthschaften überhaupt.

Ich war etwa zwölf Jahre, als ich mit meinem Vater an der Wohnung von entfernten Bekannten vorüber kam, welche — so viel wußte ich — ganz außerordentlich üppig und geldausgeberisch lebten.

Da — welch seltsam Schauspiel! — standen auf der offnen Straße die kostbaren Sammt-Sofas und Lehnstühle, ein Flügel — allerlei Betten, Kissen, Bilder — mitten im Regen: — der Hauswirth hielt ein par Stück fest, ein Gerichtsdiener in der Dienstmütze wollte sie ihm entreißen — der üppige Herr, seine geputzte Gattin standen scheltend dazwischen, ein par Kinder weinten: ich erschrak: „Was bedeutet das, Vater?" sagte ich ganz ängstlich im Vorbeigehen: „Schulden bedeutet das, lieber Sohn. Mehr ausgeben als man hat: — Pfändung."

So oft ich später von solchen Leuten hörte,

die mehr ausgaben, als sie hatten, trat jenes Bild von den im Regen stehenden Pfand-Sofas vor mein inneres Auge: — diese Scheu vor „ungeordneten" Verhältnissen, vor dem Geld andrer Leute sollte in meinem ganzen Leben zwar im Allgemeinen sehr segensreich wirken (ich habe in allen meinen Tagen niemals auch nur die geringsten Schulden gehabt, außer in dem oben (S. 339) angeführten Fall), aber die vielleicht übertriebne Furcht hat mir doch später einmal schöne Lebensjahre verdüstert: — um das in der Folge zu erklären, mußte hier schon der in mir sehr mächtige Zug so eingehend geschildert werden.

Mein lieber Vater hat mich oft und oft laut dafür gelobt, daß ich von jeher, bis ich mich völlig selbständig machte, so ganz erstaunlich wenig gebraucht habe. Auch dafür rühmte er mich gar gern, daß ich in dem Berliner Jahr mit monatlich 50 bairischen Gulden, etwa 28 Thalern = 84 Mark auskam: das Zimmer allein kostete 5, das einfache Mittag-

essen 12 Thaler. Es war bei meiner bedürfnißlosen Lebensweise ganz gut gegangen.

Nun aber brauchte ich für die drei Abhandlungen, zumal für die platonische, und zwar auf Monate, eine Menge Bücher, die von den öffentlichen Bibliotheken, waren sie nicht überhaupt verliehen, doch höchstens auf je vier Wochen zu haben waren. Ich mußte sie also kaufen: — mit 11 Thaler Ueberschuß vom Monat war das nicht zu bestreiten: von München mehr Geld erbitten, als mir einmal als ausreichend zugemessen war, — dazu hätte ich mich nun und nimmer gebracht: ein Zug meines Wesens, der, vielleicht übertrieben und thörig, mir in späterer Zeit noch gar bitteren Kummer bereiten, ja meine ganze wissenschaftliche und dichterische Laufbahn geradezu in Frage stellen sollte.

Damals aber hieß es nur: etwa 50 Thaler verdienen.

Wodurch? An Schriftstellerei wagte ich nicht zu denken. Kein vernünftiger Mensch hätte mir auch was

gegeben für meine Lyrik und meine Philosophie. Da hörte ich, daß viele Studenten in Berlin durch Lehrstunden sich eine hübsche Nebeneinnahme verdienten. Ich erkundigte mich nach diesen Dingen zufällig einmal in Gegenwart eines jungen Engländers, den die Leute mir sehr ähnlich fanden und dem ich im Winter schon eine seltsame Verwechselung zu verdanken gehabt hatte. Ich ging von einem Studentenball, den ich nur Emmaleine's willen besucht hatte, vor Mitternacht hechtnüchtern nach Hause, als mir über die Treppe noch ein par offenbar vom Dunst des Bacchos Umnebelte nachriefen, wo ich denn nun also wohne? Ich sah mich um, kannte keinen der Helden, und sagte: „ich wohne neuer Markt Nr. 9, drei Treppen.“ Unverständliches, vermuthlich auch Unverständiges dröhnte mir nach in die Nacht.

Am andern Morgen saß ich ganz harmlos über meinem ach! sehr harmlosen Cafe nebst Platon, als die Thüre aufgerissen ward und zwei Farbenstudenten herein polterten: sie staunten mehr als ich.

Dann rief der Eine: „Was? Was ist denn das? Sie sind et ja jar nich!“

„Doch, ich bin es!“

„Sie sagten ja . . . — Sie wohnten neuer Markt Nr. 9.“

„Und hier wohn' ich.“

„Aber Sie sind ja jar nich der Rechte.“

„Wo wohnt der Andere?“ zürnte der Zweite.

„Es giebt zu viele Andere, als daß ich diese Frage ohne Unterscheidung beantworten könnte.“

„Wie können Sie . . ?“

Allein sein Genoß beschwichtigte ihn und brummend zogen sie ab.

Doch damit war es noch nicht zu Ende.

Ein par Tage darauf faßte mich, wie ich aus der Nachmittagsvorlesung kam, ein „Constabler“ (sagte man damals) an der Universität ab, und bat mich höflich, aber bestimmt, ihn auf die Stadtvogtei zu begleiten: — unerachtet ich meine Studentenkarte vorwies. Dortselbst ward ich von dem Untersuchungsrichter (?)

belehrt, „ich hätte mich Tags zuvor um 1 Uhr Mittags im Grunewald auf Pistolen geschlagen" (was seltsam aussehen muß!) und ich möchte nun gefälligst vorläufig auf unbestimmte Zeit Gast des Königs von Preußen bleiben.

„Das war mir nun zu dumm," wie man in München sagt, und ich lachte: denn ich konnte einen glänzenden „Anderwärts"-Beweis erbringen, Dank dem unvergleichlichen Bierkarpfen des unvergleichlichen Oheim Wilhelm, welch ersteren ich gestern — denn es war Sonntag gewesen — in der Barnimstraße mit eitel Familienglück und Punsch vor vielen Zeugen zu derselben Stunde verzehren geholfen hatte, in der ich drei Stunden weiter westlich zweimaligen Kugelwechsel sollte gepflogen haben.

Sofort ward auf mein Verlangen der Oheim aus seiner Steinpappe in der Spandauerstraße durch einen preußischen Sajo herbeigeholt: auf das eidliche Zeugniß dieses Berliner Bürgers und Hauseigners ward ich mit der väterlichen Ermahnung entlassen,

fortab keinem jungen Engländer mehr ähnlich zu sehen. Einige Flaschen Wein, die der Oheim zahlte und der Neffe — übrigens wahrlich nicht allein! — trank, beschlossen erfreusam das kleine Lustspiel der Irrungen.

Mehrere Monate später nun suchte mich der junge Engländer auf: — man hatte ihm damals auch nichts beweisen können, und wir wurden von gemeinschaftlichen Bekannten, des Spaßes halber, später einander vorgestellt, die dann beharrlich jenen „Felix“ und mich „Harry“ nannten.

Er forderte mich nun — etwa im April — auf, die von mir früher gewünschten Lehrstunden in einem ihm befreundeten schottischen Hause zu geben, in das er mich einführen wolle. Ich ging gern darauf ein. Es war eines der stolzesten Adelsgeschlechter Schottlands, dessen ruhmreicher Heldenname in gar vielen Balladen von Percy's Sammlung (und — später — in den meinen!) erklang. Es waren ganz herrliche Leute! Eine Mutter von etwa sieben und dreißig Jahren, immer noch prachtvoll schön, Wittwe, zwei Töchter

von fünfzehn und siebzehn, ein Sohn von achtzehn Jahren: wunderfeine, vornehme und doch so natürliche Gestalten, lauter an Leib und Antlitz wie an Namen und Sitten adelige Menschen — „Aristokraten“ im besten Sinne des Wortes — wofür ich nun einmal eine weitgehende Schwäche habe. Und wie hervorragend schön waren sie alle vier! Und — nachdem sie einmal den Fremden in Haus und Herz eingelassen, — von welcher Güte, von welcher offnen Vertrauensseligkeit!

Es waren prächtige Stunden, die ich da verlebte, am Glanz der Schönheit und echt adeliger Sitte mich sonnend.

Ich gab Unterricht in deutscher Sprache und deutscher Literatur, durfte aber außer den Lehrstunden ausnahmslos englisch sprechen, was wohl dazu beitrug, mich in dieser meiner alten Lieblingssprache erheblich zu vervollkommnen.

Die hohe feine Poesie dieses Verkehres erhöhte für mich der Reiz des Geheimnisses: denn weder in

München noch in der Barnimstraße ließ ich davon verlauten: — man sollte nicht wissen, daß ich mir noch Geld hinzuverdiente: — und meine übrigen Bekannten hatten Berlin fast Alle verlassen. Ich lernte recht viel von schottisch-englischem Wesen und lernte vor Allem, wie der stolzeste und doch zugleich unverkünstelt einfachste, eben wahrhaft „vornehmste" Adel der Erde denkt, fühlt, handelt, sich benimmt. Dank und Segen über eure vier schönen Häupter: „God bless your bonnie faces!" Daß ich Burns halb auswendig wußte, das war mir eine warme Empfehlung in diese schottischen Herzen hinein gewesen.

Nun ergab sich aber eine drollige, eine humorvolle Selbstauflösung — völlig im Sinne des „dialektischen Processes" — meines ganzen Planes.

Ausgesprochenermaßen um Geld zu verdienen hatte ich jene Lehrstunden übernommen: irgend einen Ehrensold zu vereinbaren fiel mir jedoch gar nicht ein. Nachdem ich aber nun etwa einen Monat mit jenen

herrlichen Menschen gelebt hatte wie ein Sohn — oder: sagen wir lieber wie ein Neffe und Vetter — des Hauses, wär' es mir doch ganz unmöglich gewesen, aus der weißen, langen, schmalen Hand dieser Frau Geld anzunehmen. Ich habe einen angebornen Ekel wider Schmutz — inneren und äußeren — jeder Art: vielleicht eine manchmal zu weit gehende Scheu vor dem nun einmal doch unentbehrlichen Erdenhaften: am peinlichsten aber war ich von jeher in Geldsachen. Der Gedanke, diese Menschen, denen ich innerlich so nahe getreten, mit denen ich durch so zarte Bande, durch unausgesprochene, aber tief empfundene Neigung verknüpft war, könnten — nothgedrungen — mit meinem Verkehr in ihrem Hause die Vorstellung verbinden, noch andres als Ideales, Poetisches, — schmutzige Geldgedanken beseelten mich dabei: — das war mir unerträglich! Ich hatte gar nicht mehr an das Honorar gedacht und war daher ganz bestürzt, als mir nach Ablauf des Monats die Lady eine verblüffend hohe Summe zuschickte: — ich hatte in

meinem Leben noch nie so viel Geld gesehen, geschweige besessen! —

Augenblicklich sandte ich es ihr zurück mit der Erklärung, ich könne nur als ihr Gast und Freund in ihrem Hause verkehren oder gar nicht. Sie antwortete weder schriftlich noch mündlich: doch als ich wieder über die Schwelle trat, fiel mir jung Arthur um den Hals. Und auch die Mädchen hatten von der Sache erfahren: — ich merkte es an ihren Blicken, an ihrem Händedruck: — wenigstens an Ellens. — —

Ich kam dann — durch einige Einschränkung — auch ohne weitere Einnahme aus: ich verzichtete auf den Ankauf mehrerer theueren Werke und „frettete“ mich durch mit den aus den Büchereien entliehenen. Ja, ich hielt nun so gut Haus, daß ich, wie wir sehen werden, auf der Heimreise mir sogar noch einen besonderen Genuß verstatten konnte.

XLIV.

Aber nach einigen Wochen dieses innigsten, ja zärtlichen Verkehrs fragte sich der junge deutsche Sprachmeister, ob es nicht gerathen, ja Pflicht sei, den Umgang, so tief poetisch er ihn beglückte, ja berauschte, — abzubrechen.

Es kostete mich bittere innere Kämpfe: ich zog mich ein wenig zurück. Da drang die Mutter in mich, ob ich durch irgend etwas verletzt sei? Sie könnten mich alle vier nicht mehr entbehren. „Ellen war neulich ganz melancholisch, als Sie am Sonnabend nicht wie gewöhnlich zum Thee kamen. Bitte, thun Sie das Ihrer Schülerin nicht wieder an. Sie sind ja doch, wie Sie sagen, so sehr mit ihrem Fleiß zufrieden.“ —

Nun, da kam ich denn wieder wie früher. Und

öfter! Denn ich sagte mir, da ich mich in meinen Empfindungen nicht ganz klar zurecht fand, keinesfalls sei ich doch vermuthlich ein solches Scheusal, daß ich Didosa, Emmaleine, Minna und Lady Ellen zu gleicher Zeit liebe! Ich hatte Recht darin: eine vierköpfige Göttinnengestalt thronte keinesfalls in meinem Herzen.

Nur Emmaleine, die kluge, die feine, war meine Vertraute in diesen höchst poetischen, aber wahrlich nicht ungefährlichen Wirrungen. Ich folgte meinem eignen Fein- und Pflicht-Gefühl und zugleich Emmaleine's leisen Winken. So ging es denn mit einem Mindestmaß von Schmerzen für alle Betheiligten ab: ohne Verschulden und mit einer edeln, hoch poetischen und köstlichen Erinnerung, die das ganze Leben weihevoll begleitet. — —

Und die menschlich schöne Beziehung fand auch äußerlich einen so schönen, dramatisch wirksamen Abschluß! Genaueres kann nicht berichtet werden, da dramatis personae noch leben: und im Eingang

„dieser wahrhaftigen Geschichte", wie Cervantes sagt, ist vorverkündet, das zwar nur Wahrheit, aber doch nicht alles was geschehen, werde erzählt werden.

Das Drama hatte aber — ungefähr — folgenden Verlauf: Personen: die oben genannten und ein recht übler Sprößling aus den interessanten Balkanvölkern (aber kein Rumäne, wie ich auf Verlangen eines lieben Rumänen ausdrücklich bemerke). Letzterer machte einer der schönen blonden Ladies in einer Weise den Hof, die, so schroff ihn die Reine abwies, dem deutschen Sprachlehrer mißhagte.

Gefährlicher war, daß er, der uns (d. h. Harry und mir) höchst Unheimliche und Verdächtige, den jungen Lord in einer Art an sich zu fesseln verstanden hatte, die uns bedenklich und bei der großen Verschiedenheit der beiden — der Schwarze hatte etwas Schleichendes, etwas Weichlich-Süßliches, der Blonde war die Offenheit und Frische selbst — unerklärlich schien. Bald entdeckte Harry — er war viel älter und reifer und welterfahrener als der

deutsche Sprachlehrer — die Ursachen jenes dämonischen Einflusses: der Sohn des Balkans hatte den jungen Angelsachsen in eine Spielhölle gelockt, wo eine üble Bande aus der Nachbarschaft der „schwarzen Berge" ihn gewerbemäßig rupfte. Harry theilte mir die schlimme Entdeckung mit („they are plucking the boy!"): wir waren darüber einig, daß der Bethörte wider seinen Willen gerettet werden müsse: — denn bloßes Ermahnen half bei diesem jungen Eisenkopf nicht — und daß vor allem seine Damen nichts von dem Ganzen erfahren durften. Das war nun nicht eben leicht ins Werk zu setzen: aber es gelang über Erwarten. Nachdem Harry auch den Ort der Ausplünderung erkundschaftet, drangen er und ich eines Abends spät plötzlich in jenes Hinterzimmer eines Gasthauses: es waren etwa acht solcher Spitzbuben: wir trafen unseren Arthur auf frischer That: wir hielten ihm vor seinen Spielgesellen das „ungentlemanlike" vor, das in seinen Täuschungen gegenüber der edeln Mutter lag, und forderten ihn

auf, uns zu folgen mit dem Ehrenworte, nie wieder zu kehren. Ganz zerknirscht willigte er sofort ein: aber nun wurden die acht Fremdlinge, die schon vorher eine drohende Haltung angenommen, im Gefühl ihrer Ueberzahl unangenehm, bis wir ihnen unsere Meinung von ihnen sagten und mit der vor der Thüre stehenden Polizei drohten. (Natürlich war keine Polizei da: — denn wir mußten Arthur schonen.) Diese unsere Meinung schien ihnen nun nicht ganz zu gefallen: zwei von ihnen forderten uns, darunter der Verführer mich. Sehr thöriger Weise ließ ich mich mit dem Herren ein: aber ich hatte einen Zahn auf ihn wegen Lady Ellens: da der Edle, von Odhin verblendet, als Waffe den Degen vorschlug, ging es mir bei dem Handel vortrefflich, ihm aber beinahe ganz so schlecht als er es verdient hatte. Sobald er sich wieder rühren konnte, verschwand er aus Berlin.

Rührend war die dankbare Liebe, mit der fortab jung Arthur an uns hing. Ich glaube,

er hat seiner Mutter und der älteren Schwester — eben Lady Ellen — Alles in schöner Wallung gesagt: denn nur so kann ich mir die gegen Ende unseres Verkehrs hervortretende ganz überwältigende Güte und Zärtlichkeit von Mutter und Tochter genügend erklären: unser Abschied war herzergreifend.

Jene edeln Menschen hielten sich an das mir oft und oft abgedrungne Versprechen, sie doch gewiß in ihrer Heimath aufzusuchen: es wäre roh gewesen, nein zu sagen.

Aber felsenfest stand bei mir, daß ich sie nie wieder sehen, daß wenigstens ich sie nie aufsuchen würde. Sie schrieben später noch oft.

Ich aber habe sie alle vier, diese schönen, hochpoetischen Menschen, in gar mancher Ballade dargestellt: und so sind sie auf immerdar — schieden wir auch äußerlich damals, — innerlich und in der Seele mein eigen geworden und geblieben. Ist auch was! —

XLV.

Bei einem der wenigen Ausflüge über Potsdam hinaus und in die Havellandschaft hinein (oben S. 514) begegnete mir ganz gegen Ende des Berliner Aufenthalts ein hübsches Abenteuer: — das erste und das letzte derartige meines Lebens.

Ich war bis nach Einbruch der späten Dämmerung des Julitages allein herumgewandert dem Fluß entlang, meist ohne Weg, zuweilen auch durch kleine Gehölze. Schon in Potsdam waren mir einige Zigeuner aufgefallen, die sich übrigens den sie anhaltenden „Constablern" gegenüber, wie ich im Vorübergehen hörte, durch Pässe hinreichend auswiesen; ich erfuhr dabei auch, ein Theil der Horde treibe sich noch, vom Weg abgeirrt, vor der Stadt umher.

Ich hatte der Zigeuner und der Schutzleute

lange vergessen, wie ich den Fluß abwärts stundenlang weiter gewandert war; Phädon, Prantl, Huber, auch wohl Minna oder Didosa oder Lady Ellen füllten meine Gedanken. Wie ich nun, nach Sonnenuntergang, umkehrte und flußaufwärts zurück ging, rechtzeitig zu dem Abendzug nach Berlin noch die Stadt zu erreichen, hörte ich plötzlich aus einem der kleinen, aber dichten Gehölze zu meiner Linken gellendes Geschrei, zweifellos lauten Hilferuf.

Sofort rannte ich über die bereits abgeherbsteten Stoppelfelder gerade aus auf den nahen Hag zu: bald war er erreicht und nun sah ich in dem Buschgeäst ein junges Geschöpf in bunter Tracht, offenbar eine Zigeunerin, im Verzweiflungskampf mit zwei auch noch sehr jungen Strolchen: der eine mochte ein par Jahre älter sein als ich, der andere kaum meines Alters: es waren nach Kleidung und Aussehen Lehrlinge oder Bursche des Handelsgesindes: niedergeworfen erwehrte sich das Mädchen kaum noch der Gewalt: ich führte keine Waffe, aber einen sogenannten Geologen-

stock, d. h. an dem tüchtigen Schaft einen starken Hammer und ein Beil, mit welchem ich an dem Chiemsee gar manchen Haifischzahn aus dem zusammengebacknen Alpen-Kalk geklopft hatte. Zu meinem Glücke hatten die beiden Lumpen keinerlei Waffen und ebenso wenig Muth, waren wohl auch durch das plötzliche Erscheinen eines Gebildeten arg abgekühlt: kurz, nachdem ich, überraschend, dem Jüngeren einen sausenden Beilhieb auf den bloßen Kopf und dem Anderen einen derben Hammerschlag auf die Faust gegeben, — sofort ließ er los und sofort sprang das Mädchen auf — rannten beide, so rasch sie konnten, tiefer in das Gehölz, während ich meine Gerettete hastig aus dem Gebüsch ins freie Feld hinaus riß.

Nun sah ich sie mir an: ihr Gewand war in dem Ringen mit den Nöthigern so zerrissen, wie es nur irgend das altgermanische Recht als Anzeichen des versuchten Verbrechens vorschreibt: sie war zwar ziemlich schlecht gewaschen, aber ohne Zweifel ganz außergewöhnlich schön: üppig — obwohl kaum sech-

zehn Jahre alt, — mit blauschwarzem Har, pfirsichbraunen Wangen und mit Augen, Augen — wie ich sie im ganzen Leben nicht wieder gesehen habe. Freilich haben auch niemals wieder Weibesaugen Ursache gehabt, so dankbar zu mir empor zu schauen. Das Ganze war wie eine Ballade: — aber nicht wie von Felix Dahn, sondern wie von Lord Byron oder Hamerling, mit sehr starkem „pathologischen“ Zusatz. Sie war verwirrend schön in ihrer glühenden Dankbarkeit. Deutsch sprach sie kaum verstehbar: doch entnahm ich ihren ausgestoßnen Worten, daß sie von dem „großen Haufen“ abgekommen sei, sich im Walde verirrt habe und, bevor sie wieder den Weg an dem Fluß gewonnen, von den beiden „Mördern“, wie sie sagte, niedergeworfen worden sei. Ich konnte nicht verhindern, daß sie mir aus Dankbarkeit wahrsagte: aus der Hand, die sie dabei durchaus küssen wollte, was ich aber nicht litt. Sie war überzeugungstreu und offenherzig genug, mir zu sagen, ich würde das vierzigste Jahr nicht erreichen: eine Weissagung, deren Erfüllung in

meinem 35—39 Jahr höchst wahrscheinlich werden sollte. Jedoch diese Verkündigung machte mir damals — 1852 — gar keinen Eindruck: abergläubisch war ich nie und dann — 40 Jahre! Dieses Alter schien dem Achtzehnjährigen so greisenhaft, daß er keinen Wunsch hegte, es zu erleben: der Maßstab ändert sich später gar sehr.

Auch beschäftigte mich im Augenblick die stürmisch andringende, verwirrende Dankbarkeit meines jungen Schützlings so peinlich, daß ich an meinen Tod in 21 Jahren zu denken nicht Ruhe genug fand.

Sie hing sich mit dem vollen, braunen Arm so schwer an mich: — ich fühlte ihr heißes Blut bis durch Rock und Hemd: sie hemmte, sich vorbeugend, in immer wieder hervor gesprudelten Worten meinen Schritt, so daß ich ihr in die weit geöffneten Augen schauen mußte. Das ging wohl mehrere hundert Schritte so fort: — mir schien es damals sehr viel länger. Mir ward ganz heiß. Zu meiner wahren Erlösung kamen endlich querfeldein, aber noch ziem-

lich weit, mehrere Leute daher — Weiber und Männer —: ich sah sie nun winken, Tücher schwenken.

„Das sind die Meinen," sagte sie, fast traurig.

„Gott sei Lob," erwiderte ich. „Nun wie — wie heißt du eigentlich?"

„Thama."

Oder Thamma? Oder Thamar? — ich verstand nicht recht.

„Nun gut, Thama, du bleibst jetzt hier: — bald sind die Deinen da."

„Und du?"

„Ich? Ich muß in die Stadt — ganz geschwind. Leb wohl."

„Und ich? — Kann ich gar nix thun — dir zu danken?"

„Genug gedankt, Kind. Willst du mir danken, so lauf' nie wieder allein in die Wälder. Und — und bleib brav!"

Ob sie letzteres so verstand, wie ich es meinte, weiß ich nicht.

Ich eilte mit langen Schritten in die Stadt und in der Eisenbahn machte ich eine Ballade, die ich im Anhang abdrucke,[1]) mag auch mancher Leser darüber spotten. Ich weiß schon, daß ich nicht so herrlich war wie jener edle „Ritter“: aber ich spielte eben immer und spiele heute noch in Gedanken wenigstens gern „Ritter“. Auch zeigt der kleine Vorfall deutlich, wie mir Balladen entstehen, wie mir das Prosaische in die Höhe der Dichtung gehoben werden kann lediglich durch — die Phantasie. Diese, nicht Leidenschaft, hat die kleine Dichtung hervorgebracht.

---

[1]) Von dem Abdruck der Gedichte ward Umgang genommen: s. die Bemerkung im Anhang: die Ballade „Thamar“ steht Gedichte, II. Sammlung, 3. Auflage, Leipzig 1883. S. 202.

XLVI.

Bald darauf — Anfang August[1]) — verließ ich Berlin, nach warmem dankbaren Abschied von den wenigen damals noch in der Stadt weilenden Freunden und Freundinnen, und reiste nach München zurück.

Ich hatte, Dank meiner guten Wirthschaft, so viel Geld zurück gelegt, daß ich mir verstatten durfte, den kleinen Umweg über Dresden zu nehmen, dessen Sammlungen mich lebhaft anzogen. Auf das Lebhaftigste und Manchfaltigste beschäftigte mich „das grüne Gewölbe": zumal die mittelalterlichen Waffen wirkten gewaltig auf den unverbesserlichen „Ritter": hatte ich doch nie eine ähnliche Sammlung gesehen:

---

[1]) Meine Eintragung in Berlin war am 16. October 1852 erfolgt, mein Abgangszeugniß (unterschrieben von Stahl [als Rector], Lehnert, Heydemann und Enke) ist vom 4. August 1853.

das germanische Museum zu Nürnberg und das baierische Nationalmuseum zu München bestanden noch nicht, oder jenes war mir doch noch unbekannt. Ich verbrachte fast alle für das Gewölbe bestimmte Zeit in dem Waffensal und manche Ballade, ja ganze geschichtliche Novellen sprangen mir aus den prachtvollen und zahlreichen Rüstungen und Trutzwaffen entgegen.

Als ich nun aber in das Museum gelangte, da geschah an mir ein Wunder, fast dem zu vergleichen, welches der erste Anblick Didosa's an mir gewirkt hatte: abermals „erging über mich der Schönheit heilige Macht": als ich vor die Sixtinische Madonna trat, gerieth ich in eine Verzückung, in eine dichterische, religiöse — und wohl auch Liebes-Schwärmerei, wie ich sie in dieser Mischung nie empfunden.

Ich dichtete sie an, betete sie an, liebte sie an, diese jungfräuliche Mutter, dieses schlichte reine Erdenweib, das zugleich die hehre Himmelskönigin ist, diese unsagbare Majestät der Einfalt. Wahrlich, das

ist kein Bild: das ist eine Offenbarung und vollbegreiflich ist die Künstler-Sage, die Madonna sei Rafael erschienen, von Angesicht zu Angesicht habe er die Himmlische erschaut und ihren bambino, der das Unmögliche vereint, ein Säugling und zugleich ein mit seinen himmeltiefen Augen das Weltall beherrschender Gott zu sein.

Kein Gemälde hat jemals auch nur annähernd den Eindruck auf mich gemacht wie dieses: denn, wie gesagt, das ist gar kein Bild, das ist ein Wunder, ein Mysterium.

Erst als ich dreiundzwanzig Jahre später zu Paris (1876) die Venus von Melos sah, empfand ich Aehnliches; und Aehnliches auch, als ich im gleichen Jahre die erste Aufführung des Rings der Nibelungen zu Bayreuth hörte und sah: diese drei Eindrücke sind für mich art-bezeichnend für Malerei, Bildhauerkunst und Tonkunst geworden: es liegt in dem Wesen der Letzteren an sich — wohl nicht nur Richard Wagners! — begründet, daß allerdings der des Musik-

drama's eine „dämonisch-pathologische", „elementare" Beimischung enthält, welche der Christen-Göttin d. h. dem herrlichen Menschenweib, das Mutter ward und rein blieb, fehlt, und der großartigen Heidengöttin, von welcher ich[1]) damals gesagt habe:

Nicht nackt bist, keusche Göttin du:
Denn deine Schönheit deckt dich zu,

und von der der große Philologe, der alte Lehrs in Königsberg, zu mir gesprochen hat: „wissen Sie, warum sie so todesernst blickt? Weil es um die Liebe eine todesernste Sache ist." Wie man die Mutter Gottes von Holbein — die echte wie die nachgebildete! — mit der Sixtina an Schönheit vergleichen mag, ist mir, der ich doch auch nicht ohne Sinn für das eigenartig Germanische und dessen Schönheit bin, unvorstellbar.

Aber zurück zu dem Studentlein, das Anfang August 1853 aus Dresden nach München heimkehrte.

---

[1]) Balladen und Lieder. Leipzig 1878. S. 295.

Ziehen wir die Ergebnisse des Berliner Jahres:

Erhebliche Erweiterung der Kenntnisse im Recht durch Keller und von Richthofen, in der Philosophie durch Trendelenburg und Werder, auch, noch beträchtlicher, durch eigenes Studium in Plato; Steigerung der Gewandtheit im Ausdruck durch Abfassung der beiden Streitschriften: erstes Auftauchen des Humors in meiner Schreibweise: Arno und Johannes in ihrer scholastisch-unfehlbaren Ernsthaftigkeit forderten ihn geradezu heraus: sie haben ihn in mir geweckt und ich bin ihnen dafür zu lebhaftem Danke verpflichtet. Der Humor ist nicht das Schlechteste von jenen beiden Schriften: und darin wenigstens bin ich den Gegnern zweifellos überlegen: denn sie hatten beide gar keinen! Bei Arno sollte die Grobheit den Witz ersetzen.

Viel wichtiger aber war die Erweiterung des Gesichtskreises, welche das Berliner Jahr brachte. Der weltfeindliche Schwärmer, Träumer, Grübler, der bis zur Fleischesabtödtung weltflüchtige Jüngling,

— oder Knabe? — der Genuß und Freude für tugendgefährlich gehalten hatte, war in diese Welt hineingestoßen worden aus seinen Wolkenträumen heraus: und siehe da, er hatte es in dieser Welt ganz erfreulich und gar nicht sittenverderblich gefunden. Ich war aus der Einsamkeit der Natur oder der Dichter- oder der Forscher-Stube eingetreten in die Gesellschaft und hatte, mit verblüffender, alle meine Erwartungen übersteigender, mir heute noch unerklärlicher Liebenswürdigkeit aufgenommen, alsbald gelernt, in diesen so angenehm tragenden Wellen ganz munter und vergnügt zu schwimmen: das war eine Erlernung dauernd für's Leben: obzwar wir sehen werden, daß das nun folgende letzte Universitätsjahr in München einen gewaltigen Sprung aus aller Gesellschaft heraus und in die Einsamkeit angestrengtester Arbeit darstellte: es trat denn auch — vorübergehend — ein heftiger Rückschlag in jene mönchische Fleischabtödtung ein: allein das währte eben nicht lang und nach Abschüttelung des Joches der drohenden Prüfung begann das maßvolle, aber

unbefangen heitre Leben in der Gesellschaft — auf einige (kurze!) Jahre — von Neuem.

Im Zusammenhang mit dem befreienden Einfluß der Berliner Gesellschaft stand nun aber auch die für mein inneres Leben hochwichtige Erkenntniß, daß meine Schwärmerei für Didosa nicht echte Liebe war. Der Verkehr — der wirkliche, nicht nur in Versen und Träumen verduftende — mit wirklichen lebendigen Mädchen wie Emmaleine, Minna, Lady Ellen hatte mich — sehr wider Willen und zu meinem höchlichen Erstaunen! — überzeugt, daß doch noch ganz andere Dinge in mir lebten und Befriedigung erheischten, — wenn auch nur in Wort und Blick und Händedruck und Rundtanz — als jenes Schmachten an eine Unbekannte hin.

Ich wußte nun, daß ich Didosa nicht liebte.

Nach München zurückgekehrt suchte ich nicht mehr Gelegenheit, sie zu sehen. Und sah sie nie wieder bis — 1872 (I, S. 278). Allerdings hatte mich von dem Wahn, Didosa zu lieben, nur der Glaube

befreit, Minna zu lieben und von ihr geliebt zu sein.

Daß auch dieser Glaube ein Wahn war, — der Erfolg hat es gelehrt.

Denn echte Liebe ist ewig und weiß wahrlich noch ganz andere Schranken zu überstürmen, als zwischen den Quasi-Verlobten von jenen neun Monaten bestanden.

XLVII.

Das letzte Jahr an der Hochschule München (1853/54) stand unter dem Zeichen der allerhärtesten, ja, — jedesfalls der Menge, leider auch vielfach der Art nach — der unsinnigsten juristischen Arbeit: der Vorbereitung für die Abgangsprüfung von der Universität.

Ein Wort, das ich erst zwanzig Jahre später in Königsberg vernahm, ist ein gutes Wahrwort. Ein ostpreußischer Student von unzähligen Halbjahren schrieb einem Fuchs auf dessen Bitten in das Stammbuch (ähnlich wie der selige Mephistopheles weiland dem jungen Schüler): „mein Sohn! Der Suff ist ein Laster, aber süß. Die Liebe ist eine Thorheit, jedoch die Jugend entschuldigt ihr. Aberst das Examen ist immer eine Gemeinheit.“ Der biedere Kraxte-

peller, der überhaupt nur diese drei Vorstellungen kannte, hatte wenigstens für die erste und die dritte Recht: für die zweite nicht, weil die Liebe nicht eine Thorheit, sondern die höchste Weisheit ist und nur derjenige Junge oder Alte der Entschuldigung bedarf, der ihrer entrāth. Das Examen aber ist wirklich „eine Gemeinheit“, und zwar nicht für die Prüflinge nur, auch, wie ich später, als vielgeprüfter Prüfer,[1]) lernte, für die Prüfer. Das Lästige liegt darin, daß auch der Hochstrebende zu dem niedrigen Mittel des Auswendiglernens herabgedrückt wird: das Begriffenhaben allein thut es nicht: „es muß denn doch auch die Hexe (des Einhämmerns) dran.“ Deßhalb hat man aber doch nicht nöthig, es d. h. das Auswendiglernen so maßlos bis in's Aeußerste zu treiben wie ich es that in jenem Jahre, das meine Gesundheit sehr ernstlich angriff.

---

[1]) „Nicht nur für die Schliefenden, auch für die Geschloffenen“, wie einmal eine polnische Gräfin zu mir sagte — um auszudrücken, im Theater sei das zu spät Kommen auch für diejenigen unerfreulich, die rechtzeitig sitzen und an denen nun die Verspäteten vorbei „schlüpfen“ (= schliefen) wollen.

Der letzte, mir selbst damals kaum bewußte Grund jenes übermäßigen Lernens lag wohl in einer Regung des Gewissens: ich spürte, daß ich in den ersten sechs Halbjahren der Philosophie viel mehr an Kraft, an Zeit und namentlich an Liebe zugewendet hatte als der Rechtswissenschaft: — trotz des nie unterbrochenen Besuches auch dieser Vorlesungen. Hier ist nun der Ort, auszuführen, mit welchen Absichten für die Zukunft ich denn eigentlich die Hochschule bezogen hatte.

Ach, hier fehlte es durchaus an Bestimmtheit, Klarheit, praktischem Verständniß!

Mein lieber Vater, die edelste Seele von der Welt, hatte von den Aussichten der Berufsarten im damaligen Baiern gar keine Vorstellung. Er that das Schönste und Beste: er ließ mich nach freier Wahl gewähren, vertrauend, ich würde schließlich schon das Rechte finden.

Das war nun nicht ungefährlich. Allein wir waren doch nicht völlig unberathen: Nachbar Zenger

(I, S. 30) und der junge Professor des Strafrechts, Walther, Sohn des berühmten Arztes, ein Freund des Hauses, hatten schon 1850 sehr verständig gerathen, da ich zu den Naturwissenschaften (bei aller dichterischen Begeisterung für die Natur, ja auch bei eifrigster Beobachtung des Kleinlebens von Pflanze und Thier) keinerlei Neigung zeige, wohl aber für Geschichte, Sprachen, Philosophie, und da ich Professor werden wollte, Lehrer, wofür ich Redebegabung zu haben schien, solle ich trachten, in einem dieser Fächer mich zu habilitiren. Da jedoch Vermögen nicht vorhanden war und ich aus vielen Gründen darauf brannte, so rasch als irgend thunlich den Aeltern nicht mehr zur Last zu fallen, da ferner die Laufbahn des Hochschullehrers auch bei ämsigstem Fleiß und bei zweifelloser Begabung eine höchst zweifelige war (und ist: wie oft habe ich später als Professor die nämlichen Warnungs-Runen raunen müssen!), so ward beschlossen, ich solle — vorbehaltlich späterer Entscheidung und in einstweiliger Befolgung der höchst

segensreichen baierischen Vorschrift, acht philosophische Vorlesungen zu hören — jedesfalls die juristische Abgangsprüfung machen, um, für den Fall des Scheiterns in der Laufbahn als Docent der Philosophie oder Geschichte, einen Rückhalt für mein Fortkommen zu gewinnen.

Ich war's zufrieden. Was wußte ich vom Recht? Nicht das Allermindeste! Ich ahnte gar nicht, um was es sich im „Recht“ eigentlich handle. Es zog mich daher selbstverständlich nicht an: aber es stieß mich auch nicht ab, im Gegentheil: sofern es mit der Geschichte zusammen hing, reizte es mich, so wenig fortreißend Dollmanns erste Einführung in das neue Gebiet gewesen war (I, S. 49) und so wenig sogar auch Bluntschli mich für das deutsche Recht entzückt hatte (I, S. 58). Die Geschichte, die mich, nach meinen Knabenbegeisterungen und wie ich mich später selbst kennen lernte, wohl am Meisten hätte anziehen müssen, fiel einfach weg, weil 1850—52 kein Lehrer der Geschichte zu München wirkte, der

diese alte Liebe hätte befriedigen mögen. So zog mich denn am Recht zuerst nicht das Geschichtliche an, das nicht begeisternd vorgetragen wurde, sondern das Logische, das begrifflich Scharfe, Klare, Helle.

Allein die ersten drei Jahre waren, wie gesagt, ganz überwiegend der Philosophie gewidmet gewesen: Dank Prantls übermächtigem Einfluß, dem lechzenden, ringenden Bedürfniß des eigenen Geistes und — der Abwesenheit jedes zwingenden Gegengewichts von geschichtlicher oder juristischer Seite. Ich trieb die Juristerei ohne Widerwillen, ja vielfach mit lebhaftem Wohlgefallen, zumal mit der Befriedigung, welche ämsig erfüllte Pflicht gewährt: — aber die Liebe meiner Gedanken galt drei Jahre lang der Philosophie: — sogar mehr als der Poesie, welche mit dem abnehmenden Didosa-Dienst selbst abgenommen hatte. Die Poesie, welche Lady Ellen einflößte, kam gleichsam verkleidet nur in englisch-schottischen Balladen zum Ausdruck.

Hätte ich ausreichendes Vermögen gehabt, ohne

Rücksicht meiner Neigung folgen zu können, so wäre ich jedesfalls Privatdocent der Philosophie, zumal der Rechtsphilosophie, geworden. Aber es kam ganz anders.

Als ich nach München zurückkehrte (August 1853), war mein Vater wieder verheirathet (oben S. 144). Ich bezog in der Löwen- (jetzt Schellings)straße Nr. 31 zwei Treppen (Nordseite) ein klein Zimmerlein: zweifensterig, aber doch ziemlich schmal: — ich setzte also das Lebewesen vom Neuen Markt Nr. 9 in Berlin an der Isar fort.

Ein Bett, mein Schreibtisch, ein uraltes Sofa aus der Königinstraße, ein Kleiderschrank, ein Schrank, der oben meine Bücher, unten meine Wäsche barg: — das war Alles. (All diese „Alterthümer der deutschen Vorzeit“ stehen heute nach 40 Jahren noch hier neben mir an der Oder.) Meine Vermiether waren das Ehepar Köhler, der Mann Beamter in der Kanzlei des Cultusministeriums, die Frau eine Schwester der berühmten Sängerin Frau Clara Vespermann.

Die Zeit, — anderthalb Jahre — die ich in ihrem Kämmerlein verbrachte, war wohl die mönchischeste meines Lebens: ein sehr starker Rückschlag gegen die zwei Halbjahre in Berlin mit ihrer manchfaltigen, auch durch allerlei Reiz des „ewig Weiblichen" bunt gefärbten Geselligkeit. Jetzt, in der Löwenstraße, vereinsamte ich völlig: die Cameraden scheuchte ich ab, damit sie mir nicht die Arbeitszeit verdarben: und sonst kam fast keine Seele zu mir.

Der ganz ausschließende Zweck dieser Zeiten war, die noch fehlenden Rechts-Vorlesungen zu hören und anzueignen und die früher aufgenommenen Rechtskenntnisse so stets gegenwärtig zu gestalten, daß auf jede Frage sofort der Antwort-Schuß erfolgen konnte. Von Philosophie, von Literatur irgend welcher Art außer dem Recht, aber auch von Poesie war gar keine Rede mehr: ich glaube, in jenem Jahr sind nicht drei Gedichte entstanden.

Ich hörte nun im Winterhalbjahr 1853/54

bürgerliches Streitverfahren, im Sommerhalbjahr summarisches und Concursverfahren und Proceßpracticum bei dem „Reichs-Hieronymus“ d. h. dem Reichsrath Hieronymus von Bayer: ganz ausgezeichnete Vorlesungen, aus denen ich sehr viel lernte, zumal auch in der Geschichte des kanonischen und des gemeinen Verfahrens. Der alte Herr war ein echter Characterkopf: die ganze Gestalt schien aus einem Bilde von ca. 1750 herausgeschritten: man meinte, er habe selbst noch den Reichskammergerichtsproceß zu Wetzlar „instruirt“, den er so eifrig vortrug: die spärlichen silberweißen Hare trug er sorgfältig über den Kopf gekämmt, die zierliche goldene Brille, das schneeweiße, in einen breiten Knopfen tadellos geschlungene weiße Batist-Halstuch, der ein wenig altmodische Frack, das dünne Stöcklein mit silbernem Knopf und zumal die unablässig beschäftigte goldene Tabakdose, welche bei dem lebhaften Vortrag immerfort aus einer Hand in die andere wechselte, die helle, dünne, ein bischen hohe Stimme, der niemals fehlende

Cylinder: — all' das paßte höchst „stilvoll" zusammen. Und auch den Zug hätte ich in dem Bilde nicht missen mögen, daß der alte Herr jeden Morgen um 8 Uhr — wie oft hab ich's, hinter ihm her kommend, beobachtet! — bevor er die Vorlesung hielt, in die Ludwigskirche ging, sich bei dem Eintritt andächtig bekreuzend und mit dem Weihwasser besprengend, ein kurzes Gebet zu verrichten, eh' er seine Arbeit begann.

Er war gar fromm, aber nicht unduldsam: und diese Frömmigkeit, die ihm aus tiefstem Herzen kam, stand ihm gut. Sein Vortrag litt vielleicht an dem Fehler allzu breiter Deutlichkeit: wahrlich, wer ihm nicht folgen konnte, der mußte aus Viechtach sein!

Aber abgesehen hiervon war seine Lehrweise musterhaft. Dabei konnte sich das leibarme Männlein in einen nahezu heiter wirkenden Feuereifer hinein reden: ganze kleine Schauspiele führte er auf seinem Lehrgerüst, bald nach links, bald rechts vordringend oder zurückweichend, auf: so, wenn er die

provocatio ex lege si contendat vortrug, dann sagte er: „denken Sie, meine Herren, behauptet da ein Mensch — ich kenne ihn gar nicht! — ich sei ihm Geld schuldig. Ich!! („Der Reichshieronymus!“ fügten wir bösen Buben bei.) Er habe eine Forderung gegen mich, berühmt er sich.“ („Der Elende!“ dachten wir, so entrüstet war das hoch ehrenwerthe Männlein.) „Das laß ich nicht von mir sagen! Ich spreche zu dem Mann“: — und nun sah er scharf in die rechte Ecke des Hörsals, als ob der Freche dort stecke, krümmte den Zeigefinger der rechten Hand, winkte den Aufgeforderten lebhaft heran — „tritt hervor, tritt hervor mit deiner Klage binnen 30 Tagen — oder“ (und nun — nach längerem Schweigen, — mit tiefer feierlicher Stimme) „oder schweige damit auf ewig!“

Da überlief es uns ganz kalt! —

Prantl's Monismus war ihm selbstverständlich „Gift und Opperment“: er begreife nicht, meinte er, wie diese Weltanschauung mir „Trost“ gewähren

könne [„Odhins Trost“ hätte ihn freilich nicht getröstet! —]: gleichwohl bezeigte er mir vielfach, auch später noch, sein Wohlwollen: in den Uebungen erhielt ich wiederholt die nur selten verliehene „erste Note“.

Ferner hörte ich im Winter baierisch Landrecht, im Sommer Strafverfahren bei Dollmann: zwei sehr tüchtige, durch klare Uebersichtlichkeit, Bestimmtheit und Knappheit des Ausdrucks ausgezeichnete Vorlesungen: die praktischen Uebungen im Sommerhalbjahr regten an und förderten im juristischen Denken.

Aber erheblich bedeutendere Wirkung auf mich übten die Vorträge über baierisches Statsrecht im Winter und die statsrechtlichen Uebungen (im Sommer) von Pözl.[1] Dieser vortreffliche, durch

[1]) Nicht gehört habe ich Encyclopädie: — ich studirte sie nach Arndts — Kirchenrecht: — ich studirte es nach dem Lehrbuch von Richter und dem Heft des jovialen, geistvollen, grundgelehrten, aber nicht immer an die Canones sich bindenden Professor Kunstmann: Völkerrecht (studirt nach Heffter), baierischen Civilproceß und baierisches Verwaltungsrecht und gerichtliche Medicin.

Wesen und Wissen, Schulung und Gesinnungsart gleich ausgezeichnete Mann, ein Oberpfälzer, war ein echter Sohn des bajuvarischen Stammes, dessen beste Vorzüge er vereint darwies: aus schweren Anfängen rang er sich empor, um dann Jahrzehnte lang an der Hochschule, deren Stab er wiederholt geführt hat, ferner in der Kreisverwaltung, in der zweiten Kammer, zuletzt als Reichsrath in der ersten Kammer eine ganz hervorragende, vielfach Ausschlag gebende Stellung einzunehmen.

Er war ruhig, nüchtern, ohne Phantasie, aber auch frei von jeder gefährlichen Geistreichigkeit: klar, lichtvoll, wohlgeordnet führte er seine Gedankenreihen — nicht eben leicht beweglich, vielmehr mit häufigen Stockungen — in's Gefecht, leidenschaftslos, auch dem Gegner gerecht werdend, frei von der in Deutschland so häufigen Unterschiebung geheimer schlimmer Beweggründe für eine entgegengesetzte Meinung: von lauterstem Herzen, war er von tiefem, weichem Gemüth, treuherzig, offen, ein Feind jeder Redensart, ein nie

wankender Freund. Schwer litt der so ganz auf häus liches Glück Angewiesene durch die Seelenkrankheit, welche sehr bald nach der Hochzeit seine junge Frau ergriff und bis zu ihrem Tod gefangen hielt. Es war, als ob sein Herz in dem Drange, Liebe zu spenden, sich nun erst recht eifrig der Freundschaft zu wandte. Mir ward er bald und blieb bis an sein Ende ein väterlich liebevoller Freund, ein wohlwollender Berather: nicht einmal meine Dichterei konnte mir bei ihm schaden, so wenig Sinn der streng Nüchterne für derlei hatte.

Seine Vorlesung, seine Uebungen und seine Gespräche haben ganz entscheidenden Einfluß auf mich geübt: sie haben den Grund gelegt meiner statsrechtlichen Denkweise, sie haben mir für das Statsrecht ungleich lebhaftere Neigung als für das Privatrecht erweckt: Bluntschli hatte mehr dazu angeregt, das öffentliche Recht in der Wechselwirkung mit den Volksseelen und mit den bildungsgeschichtlichen Entwickelungen, mit den wechselnden Geistesströmungen

der Jahrhunderte zu betrachten: bei Pözl aber lernte ich zum ersten Mal auch auf den Stoff des öffentlichen Rechts die gleiche, scharfe, bestimmte Begriffslogik anwenden, wie ich sie bisher nur etwa im römischen Civilrecht bewundert hatte. Der Aufbau, die Gliederung des Verfassungsrechts bei Pözl machte mir solchen Eindruck, daß ich später bei der Eintheilung des Stoffes in den „Königen der Germanen" vielfach seiner Führung folgte: ja, als ich bei der Berufung nach Königsberg die nicht leichte Aufgabe übernahm, gleich für das erste Halbjahr die Vorlesung über Reichsverfassungsrecht (— damals 1872! — da noch sehr wenig wissenschaftliche Verarbeitung desselben vorlag! —) und für das zweite die über preußisches Verfassungsrecht fertig zu stellen, da holte ich — für die Gliederung des gewaltigen Stoffes — die alten Hefte hervor, welche ich vor 18 Jahren bei Pözl nachgeschrieben. Es war nicht Zufall, sondern der Ausdruck innerer Vorliebe für Verfassungsrecht, daß die Wahl der umfassendsten Arbeit meines Lebens

— „die Könige“ — das Statsrecht, nicht das Privatrecht traf. Ungünstige Zufälle dagegen waren es, äußere Hemmnisse, welche mich abhielten, schon lange vor Königsberg das öffentliche Recht zum Gegenstand auch meiner Vorträge zu machen: wir werden sehen, welche Umstände in Würzburg mich von dem übrigen öffentlichen Recht absperrten: nur Völkerrecht las ich mit Eifer und Liebe und nicht ohne Erfolg: die Erfahrungen in Frankreich führten mich dann auch dazu, jene Abhandlungen über neu auftauchende kriegsrechtliche Fragen zu veröffentlichen, welche nun in den Bausteinen (V. 1. Berlin 1884) zusammengestellt sind.

Aber ich sollte Pözl noch viel mehr verdanken als jene grundbauenden Belehrungen im Statsrecht. Er, Bluntschli und Konrad (von) Maurer zogen mich alsbald in einen kleinen Kreis von Studenten der letzten Halbjahre, welche sie, die fleißigeren und begabteren, die sie als solche in den Uebungen kennen gelernt, wöchentlich einmal des Abends in einem Gasthause (bei Grosdemange, in der Residenzstraße)

um sich versammelten und in zwangloser Unterhaltung über rechtswissenschaftliche Fragen ganz außerordentlich förderten. Rechts-Seminarien gab (und giebt es heute noch) an den baierischen Hochschulen nicht: neben jenen „Uebungen" ersetzten nun aber diese „juristischen" Abende gewissermaßen die fehlende statliche Anstalt, welche Baiern, das sonst in der Einrichtung des Rechtsstudiums (mit einziger Ausnahme der fehlenden schriftlichen Arbeit) so viele Vorzüge vor Preußen aufweist, dringend zur Einführung zu empfehlen ist: Unentgeltlichkeit (jene Uebungen wurden, ähnlich wie Curse der Mediciner, hoch bezahlt), besondere Büchereien, schriftliche Aufgaben und Geldpreise für solche (letztere in Preußen leider abgeschafft).

Außer mir wurden noch etwa fünf Studirende zugezogen, darunter Karl Risch, der später in Würzburg mein Amtsgenosse werden sollte, und Georg Pfeil, ein grundgescheuter, ein wenig zur Diftelei neigender, aber glänzend begabter Kopf: ich verkehrte gar gern und mit reicher Anregung mit ihm: er ward

Magistratsrath in seiner Vaterstadt Augsburg, ferner der Freiherr von Godin (oben S. 66, unten S. 582), von dem wir bald noch mehr hören werden.

Von grundtief wirkendem Einfluß auf mich ward nun aber schon damals und noch mehr in den nächsten beiden Jahren die hochbedeutende Persönlichkeit Konrad Maurers, des Classikers des Nordgermanischen (Sohnes des Statsrathes Ludwig von Maurer), der diese Quellen so meisterhaft beherrscht, daß ihn die Hochschule Christiania berief, den Norwegern Vorträge über ihr eigenes Recht zu halten: leider verhinderten mich Zufälle, Vorlesungen bei ihm zu hören. Aber gleichwohl darf ich mich seinen Schüler berühmen, so viel hab' ich von ihm gelernt, so reiche Anregung empfangen, nicht nur durch seine Werke (seine „Bekehrung des Norwegischen Stammes" I. II. München 1855. 1856. ward mir eine Fundgrube, nicht nur für wissenschaftliche Belehrung, ganz besonders auch für dichterische Stoffe) — auch durch mündliche Mittheilungen, die er mir zumal in den

nächsten Jahren reichlich spendete: er hat wie Prantl eine entscheidende Wendung in mir herbei geführt, mir eine ganze Welt neu erschlossen: eben die des germanischen, zumal des nordgermanischen Alterthums: er wies mich auf Jakob Grimm, auf die unerschöpflichen Schätze für Geist, Gemüth, Einbildungskraft, welche in den „deutschen Rechtsalterthümern“, der „deutschen Mythologie“, der „Geschichte der deutschen Sprache“, der „deutschen Grammatik“, später dem „Wörterbuch“ aufgespeichert liegen für jeden Jünger, dessen Auge nicht blind, dessen Herz nicht todt ist. So hat aus allen meinen Lehrern Maurer neben Prantl den wichtigsten, segensreichsten Einfluß auf mich geübt. Jedoch, wie bemerkt, diese Einführung in die Germanistik erfolgte erst im nächsten Jahr: in dem letzten Hochschuljahr mußte alle Kraft und Zeit auf die Vorbereitung für die Prüfung verwendet werden.

XLVIII.

Ganz unsinnig — ich muß es wiederholen — ward damals gearbeitet: dem Maß und der Weise nach unsinnig.

Die Tagesordnung, welche ich von meiner Rückkunft nach München bis zu dem Tage der Prüfung (11. October 1854) unverbrüchlich Feiertags wie Werktags einhielt — ausgenommen vierzehn im Herbst 1854 auf der Fraueninsel verbrachte Tage — war die folgende: im Sommer und Frühjahr mit Tagesanbruch etwa 4 oder 5 Uhr, im Winter und Herbst um 6 Uhr stand ich auf, heizte im Winter und Herbst höchst eigenhändig das kleine eiserne Oeflein, bereitete mir den Thee, den ich mir in Berlin angewöhnt hatte und in diesem Jahre arg mißbräuchlich anwendete, und arbeitete bis

ich um 9 in die Vorlesung (von 9—11) mußte: dabei ward mit jeder Minute so gegeizt, daß ich erst, wann die Ludwigsuhr 9 Uhr schlug, vom Buch aufsprang; fünf Minuten nach 11 saß ich schon wieder am Schreibtisch: Schlag 12 Uhr stürzte ich fort in das Repetitorium bei Dr. Meyer in der Pferdestraße (s. unten): um 1¼ Uhr erschien ich abwechselnd bei meiner Mutter, die auf dem Karlsplatz Nr. 3, oder bei meinem Vater, der noch in der griechischen Caserne (oben S. 320), aber jetzt im ersten Stock wohnte, zu Tisch und schlang das wenige, was ich damals aß, mit größter Hast hinunter, um ja von mir aus diesen unvermeidlichen Zeitverlust auf ein Mindestmaß herab zu drücken: ich gedenke noch, wie mich die Ungeduld innerlich verzehrte, währte einmal das Mittagsessen etwas länger, weil etwa ein Gast zugegen war. Den letzten Happen im Munde stürmte ich die lange Türkenstraße hinab wieder in mein Kämmerlein: es war mir ein Triumph, war ich mit dem Schlage 2 wieder dort, 2¼ galt schon als arge Verspätung.

Dankbar gedenke ich, wie liebevoll man mich, der bei dieser Lebensweise selbstverständlich sichtlich gar sehr herunter kam an Kräften und Frische und schlimm überreizt ward in den Nerven, mahnte, doch nach dem Essen wenigstens eine kleine Erholungsfrist eintreten zu lassen, wenigstens einmal die Bogengänge des Hofgartens zu durchwandeln: ich lehnte beharrlich ab und nur das Eine gestand ich zu, jeden Montag nach Tisch erst die neue Wochenausstellung in dem Kunstverein mir anzusehen. Das war in jenem Jahr mein einziger Kunstgenuß. Denn nie ging ich damals in Theater oder Concert. Ich arbeitete dann von 2—8: thörigerweise ließ ich dies Jahr auch den sonst stets eingehaltnen einstündigen Abend-Spaziergang ausfallen: um 8 trank ich — stets zu Hause — (Walhall besuchte ich nicht mehr) meine ersehnte Eine Halbe, manchmal ein Maß Bier und aß dazu ein Stück trocken Schwarzbrod: nicht aus Geldmangel, sondern weil ich nicht aufgehalten, auch nicht einmal mit den Gedanken an das Abendessen verwirrt wer-

den wollte: auch war die „Von- und Zu-Geherin“ so plump und roh, daß ich sie so wenig wie möglich in das Zimmer ließ; ich studirte dabei ununterbrochen fort. Um 10 Uhr machte ich mir dann das erste Mal Thee und in den meisten Nächten nochmal um 12 Uhr, ja zuweilen zum dritten Mal um 1 Uhr und zwar unsinnig starken, um mich mit aller Gewalt wach zu erhalten.

Ach, manchmal erzwang doch die schlafbedürftige Jugend ihr Recht: ich schlief ein auf meinem Arndts und erwachte bei Tagesanbruch mit steifen, schmerzenden Gliedern. Einmal aber erwachte ich aus einem dem Ersticken nahen Zustand: um 1 Uhr nochmal Thee kochend hatte ich schlaftrunkenen Sinnes vergessen, Wasser in die Maschine zu gießen: die Spiritusflamme verbrannte den trockenen Thee zu Zunder und schmolz die Löthung der Kanne, welche in drei Stücke auseinander gefallen in einem dichten Qualme lag und Löcher in das Büchergestell, auf dem sie stand, geglüht hatte. So war mein Schlaf

damals auf höchstens fünf Stunden beschränkt. Es sollte sich bitter rächen. Meine Gesundheit und Kraft litten schwer bei dieser unvernünftigen und widernatürlichen Lebensweise.

Das Einzige, was von Nicht-Juristischem mich diese 14 Monate beschäftigte, war der Briefwechsel mit Minna, der, im besten Fall höchst aufregend, in den meisten Fällen nicht gerade wohlthätig, das heißt nicht befriedend wirkte. Nur eine Unterbrechung trat in diese schon durch ihre Eintönigkeit aufreibende Lebensführung: an Sonntag Abenden besuchte ich zuweilen von 7—9, streng nach der Uhr bemessen, „den Alten im Rosenthal" d. h. Minna's 60jährigen Vater, Dr. Christian Birch, der damals vorübergehend in München (im „Rosenthal") lebte: das Jahr darauf zog er wieder nach Berlin zu Frau und Tochter. Die beiden Gatten starben 1868 rasch nach einander. Dr. Birch, ein Däne oder doch in Kopenhagen geboren, war eine merkwürdige Persönlichkeit. Grundgescheut, glänzend begabt, die sämmtlichen Bil-

dungssprachen Europa's beherrschend, von den feinsten Sitten, von ausgebreiteter Belesenheit — er hat außer mehreren Erzählungen ein Buch über Louis Philipp geschrieben — fehlte ihm zur Erringung höherer Erfolge nur Eines: die straffe Zusammenfassung seiner ganz außergewöhnlichen Geisteskräfte zu Einer bestimmten ernsten Arbeit: so zersplitterte er sich in Dichtungen, für die ihm doch keine eigenartige starke Begabung eignete. Aber für mich Neunzehnjährigen war die Anregung eine erstaunliche, welche der welt- und lebenserfahrene Mann spendete aus dem reichen Schatz seiner Erinnerungen — er war so ein rechter Memoirenmensch — an den Verkehr mit unzähligen Statsmännern, Gelehrten, Schriftstellern, Malern, Bildhauern, Musikern, Schauspielern und Schauspielerinnen: er schüttete das zwei Stunden lang nur so aus sich heraus wie ein reich fluthender Fluß: ich hörte zu mit Staunen, trank Thee, sprang Schlag 9 Uhr auf und lief nach Hause, die versäumten zwei Stunden durch Arbeit nach Mitternacht einzuholen.

XLIX.

Und warum nun dieses unsinnige Arbeiten?

Aus keinem sehr ehrenvollen Grunde.

Nämlich, auf deutsch gesagt, doch eigentlich aus jenem schlechten Gewissen heraus (oben S. 554). Dieses schlechte Gewissen rief nun mit aller Macht wieder jene krankhafte Vorstellung in mir hervor (I, S. 292), daß ich bei allem Fleiß zum Mißerfolg im Leben vorbestimmt sei; und wie ich erwartet hatte, durch die Abgangsprüfung vom Gymnasium zu fallen — ich bestand sie dann mit der ersten Note — so war ich — aber diesmal nur noch viel schmerzlicher! — von der Ueberzeugung durchdrungen, ich würde die bevorstehende „theoretische Prüfung der Rechtscandidaten“ nicht bestehen. Und dann — welche Schmach!

Der Schüler Prantls, der sich so vorlaut be-

reits in die Oeffentlichkeit gewagt — als „Philosoph“! —

Diese Besorgniß, dem geliebten Lehrer Schande zu machen, war die bitterste. Nicht einmal die Vorstellung that so weh, daß ein sozusagen Quasi-Verlobter, der durch die Prüfung fällt, während seine zwei Jahre jüngere Quasi-Braut als Künstlerin zu Schwerin und anderwärts schöne Ruhmeskränze erwirbt, eine unmögliche Gestalt ist. Recht, recht schwer wog auch der Vorwurf, daß ich dann noch ein Jahr länger den Aeltern zur Last fallen müsse, von denen mich so bald als nur irgend erreichbar wirthschaftlich unabhängig zu machen ich mir seit 1848 schon tief eingrabend vorgenommen hatte: waren doch zwei so viel jüngere Geschwister da, deren Erziehung und Ausbildung beträchtlich weniger gekostet hatte als die des um 11 und um 9 Jahre älteren Bruders.

Anstatt nun aber ruhig nach besten Kräften die Pflicht zu thun, — es war ja doch wahrlich nichts

versäumt auch in dem Rechtsgebiet und unvergleichlich mehr als von den meisten Andern hierin geleistet worden! — begnügte ich mich nicht mit dem Begreifen und der innerlichen Aneignung des Stoffes: — thörigerweise meinte ich, ich müsse auf jede denkbare Frage sofort die Antwort auswendig gelernt herunter schnurren können. Und so lernte ich denn auswendig bis mir der Kopf zu springen drohte. Nicht nur alle meine peinlich nachgeschriebenen Vorlesungshefte — sie stehen heute noch säuberlich gebunden und wohlerhalten in meiner Bücherei — wußte ich auswendig von A bis Z herzusagen, ganz ebenso Arndts Pandekten, Bayers Civil- und Summarische Processe und Concursproceß, Bluntschli's Deutsches Privatrecht (I. Auflage, in zwei Bändchen, nicht ahnend, daß ich die III. selbst besorgen würde!), den größten Theil von Puchta's Institutionen, Richters Kirchenrecht, Pözls baierisches Statsrecht: und zwar dergestalt, daß ich, im Schlaf aufgeweckt, sofort die Stelle — oben oder unten — der Seite angeben konnte,

wo z. B. der Satz bei Arndts stand und ihn abzuleiern vermochte. Heute noch weiß ich in diesem Sinne die Stelle im Buche, wo gewisse Lehren von Arndts und Bluntschli und Bayer stehen. Um nun jenes Auswendigwissen zu erreichen und zu sichern, ward immer und immer wiederholt, wiederholt, bis mir manchmal buchstäblich vor Ekel an dem wiedergekauten Zeug körperlich übel ward, wann ich mich nun immer wieder und wieder überhörte — dasselbe. Ich wußte im Voraus, daß ich es wußte! Und doch fragte ich mich wieder bis auf's Wort aus. So wie das eine Buch oder Heft fertig war, ward das andere wieder angefangen.

O um die schöne, für wirklich wissenschaftliche Arbeit verlorene Zeit! Mit einem Hunderttheil davon hätte ich noch die Prüfung glänzend bestanden!

Also — wie gesagt, ich will mich wahrlich in diesen Blättern nicht besser machen als ich war und bin! — blasse Furcht und Scham, keineswegs nur Pflichtgefühl lagen zu Grunde. Sehr unrühmlich für

den „Ritter“, der vor Lebensgefahr wirklich „nie gebebt“ hatte. Aber das Wort „Durchfallen“ ritt mich wie ein drückender Elbe.

Daher besuchte ich auch — es war ganz überflüssig! — das Repetitorium bei dem Assessor Dr. Meyer.

Das war aber keine „Einpaukerei“: sondern der begabte und vortrefflich eingeübte Mann setzte bei uns wissenschaftliche Durchbildung voraus: — daher war seine Thätigkeit bei der Facultät sehr gerne gesehen, nicht, wie heute von uns die Einpaukerei, verachtet: — er wollte nicht uns als schäbigen Ersatz für die fehlende Durchbildung „Routine“ in die leeren Köpfe hämmern: das ist der Unterschied. Nichtwisser, die bei ihm erst lernen wollten, jagte er fort. Vielmehr begann er über die einzelnen Lehren ein Gespräch, bei dem er zwar fragte, ebenso oft aber gefragt wurde. Zweifel, die uns, nachdem wir den Stoff bemeistert, aufstiegen und nicht zu lösen verstanden, wurden ihm vorgetragen, von ihm nach

Kräften gelöst. Wir waren, wenn ich nicht irre, die Folgenden: Freiherr von Godin (oben S. 569, S. 661, später Notar zu Aibling), Ernst von Bomhard (später mein Quasi-Schwager, sofern sein Bruder meine liebe Schwester Constanze geheirathet hat, und Rath des Reichsgerichts zu Leipzig), Wilhelm Hacke (Rath des Oberlandesgerichts zu München), Clemens Piloty und auch Gustel Monten (I, S. 96) tauchte wieder auf! Dieser tapfere Degen hatte als ein Vorkämpfer der „Franken" mehr Schmisse ausgetheilt und wohl auch empfangen, als für die Vertiefung seiner Rechtserforschung erforderlich gewesen wäre, und auch seine glänzende Begabung, seine rasche Auffassung konnte doch in der Geschwindigkeit nicht gerade Alles nachholen, was in acht Halbjahren versäumt worden war. Der prächtige Mensch! Mit welch köstlicher Laune er sich in seinen hilflosen Zustand fand! Baumlang und baumstark erschien er bei den verzwickten Fragen der Latini Juniani so wehrlos, wie ein gestrandeter Walfisch! Nie werde ich vergessen, wie er nach der ersten

Stunde bei dem Repetitor — er war gar nicht aufgerufen worden — mit uns nach Hause ging, schweigend, der Fröhliche, tief schweigend, während wir noch eifrig über das Erörterte verhandelten. „Nun," rief ich ihn endlich an: „Gustel, warum redest Du denn alleweil gar nix?"

„Warum?" seufzte der Riese. „Weil ich Abgründe von Unwissenheit in mir entdeckt habe!"

Aber er füllte sie so wacker aus, die Abgründe, daß er — ohne sich wie ich halbverrückt zu „repetiren" — die Prüfung ganz vortrefflich bestand.

O Dr. Meyer, Pandektenmeyer, mit deiner blonden Atzel, auch du bist längst vorangegangen. I wonder, ob wir im Jenseits das „Repetitorium" wieder anheben werden? Ich fürchte sehr, ich habe seither manches vergessen.

Heiter war es, wenn wir in Streit geriethen. Ich hatte nämlich stets die „geschichtliche Entwickelung" bereit zur Hand — manchmal gründlicher als der Herr Lehrer! — und suchte alle Fragen auf die

Rechtsgeschichte hinüber zu spielen: oder gar auf die Rechtsphilosophie, wo ich dann freilich von dem Herrn Assessor bald — unter Zurechtrückung seiner goldnen Brille — darauf hingewiesen ward, daß Rechtsphilosophie keinen Gegenstand der Prüfung bilde! Da hatte ich meinen Hieb!

Ich glaube es ist nicht allzu eitel, wenn ich meine, von Godin, von Bomhard und ich waren die Kenntnißreichsten. Franz war vor Allem groß in Volkswirthschaft und Finanz, Ernst in Proceß und römischem Recht, ich in Rechtsgeschichte und deutschem Recht.

Es war ganz drollig, wenn der Herr Repetitor, falls Einer der Andern in diesen Gebieten nichts gewußt hatte, mit dem Ausdruck der Gewißheit, richtigste Antwort zu erhalten, rief: „Nun, Herr Baron? Nun, Herr Bomhard? Nun, Herr Dahn?“ Aber oft wußten auch diese drei Weisen nichts! Und dann hatte er doch seine kleine Freude, der Herr Assessor! —

Ach, damals hatte ich nicht den Humor für

Erfassung des Drolligen in diesen Dingen durchaus nicht.

Es war ein schweres, hartes, ungesundes, widernatürliches Jahr der Ueberhetzung: — nur Auswendiglernen, nur Recht, keine Philosophie, keine Poesie, keine Didosa mehr und auch keine Minna —, denn die war in partibus infidelium d. h. fast ganz ausschließend erfüllt von ihrer Kunst, — nur sehr wenig von ihrem „Quasi"-Verlobten — was sehr begreiflich war.

„Aber," sagt Shakespeare, „die Stunde rinnt auch durch den schlimmsten Tag." Wer sich das heldentapfre Wort stets gegenwärtig halten könnte! Es macht so stahlhart wie eine Schwertklinge.

Endlich ging daher auch dieses Jahr zu Ende, wohl das geistödeste, das ich seit 1846 durchlebt.

Freilich: im Sommer gab's noch einige Unerfreulichkeiten. Die Lösung des unmöglichen Verhältnisses zu Minna (oben S. 408—413), so nothwendig sie war, ging doch wahrlich nicht ab ohne tiefe, scharfe

Risse in der Seele eines Zwanzigjährigen: — das war nicht gerade die Ruhe, in der man sich für eine Prüfung vorbereitet. Es that weh, arg weh! —

Und nun, nach einem unsinnig heißen Sommer, den ich ganz vereinsamt in der Stadt d. h. in meinem fünf Schritte breiten, drei langen Stüblein zu verbringen hatte — meine Mutter war mit den Geschwistern auf der Fraueninsel, mein Vater in der Schweiz — brach in München eine sehr bösartige Choleraseuche aus: gerade in meiner Gegend, in der Löwen- und zumal in der Türkenstraße starben die Leute rudelweise: — ich aber sah keine Seele als die Professoren, Dr. Meyer und die Leidensgenossen. Es machte mir nicht den allergeringsten Eindruck, — obwohl ich so einsam und, wie ich deutlich spürte, körperlich recht angegriffen war.

Es eignet mir unmittelbar drohender Lebensgefahr gegenüber ein Verhalten, das ich schildern darf, weil dabei von Ruhmredigkeit oder Prahlerei mit Heldenschaft gar keine Rede sein kann: sie

läßt mich durchaus gleichgiltig, sie berührt mich nicht, sie erregt mich weder mit Furcht noch mit Hoffnung: ich habe das in schon gar mancher See=, Felssturz=, Eisenbahn=, Sterbenskrankheits= (1861, 1889) und auch noch anderer Todesgefahr erprobt. Es ist wohl eine Art von Fatalismus: — ich weiß es wirklich nicht zu bestimmen. So machte es mir denn auch nicht den mindesten Eindruck, daß monatelang jeden Vor= und jeden Nachmittag der schwarzverhangene Wagen die Leichen aus meiner nächsten Nachbarschaft abholte, so häufig, — die Menschen liefen auf der Straße zusammen. Zumal wenn ich um 1½ (— denn nun, da ich in Abwesenheit der Aeltern, im Wirthshaus [in der Türkenstraße, es war eine gar elende Herberge!] geschwind in einer Viertelstunde die par Happen hineinschlang, war ich um 1½ schon immer zu Hause —) wieder in mein öd=einsam Kämmerlein der Selbstfolterung kehrte, standen ganz regelmäßig die Todtenwagen in der Ludwigs=, Türken= und Löwenstraße: ich ging daran vorbei ohne Gefühl.

Eine „Aenderung üppiger Lebensweise“, welche die Aerzte empfahlen, brauchte ich wirklich nicht eintreten zu lassen.

Da, eines Morgens, in der Vorlesung von Bayer von 9—10, erkrankte ich plötzlich: ich mußte mitten drin aufspringen und nach Hause eilen. An den Anzeichen der Cholera zu zweifeln bestand keine Möglichkeit: abgesehen von andern Dingen hatte ich ein Gefühl der Eiseskälte, von den unteren Gliedmaßen an aufsteigend, wie nie zuvor noch nachher. Ich kroch in's Bett, ließ mir warme Hafendeckel auflegen und schickte zu dem treuen Arzt, dem ausgezeichneten Hofmedicus Dr. Ludwig Koch. Der kam, legte sein ernstes Gesicht in noch ernstere Falten und meinte, er wolle doch lieber meinen Aeltern schreiben. (Telegraphen gab es damals wohl noch nicht.) „Doctor,“ sagte ich, „das ist entweder überflüssig oder zu spät. Uebrigens würde ich ungleich lieber sterben als durchfallen.“

„Du sollst aber weder das Eine noch das Andere,“ meinte der Gute und behielt Recht.

Es ging bald vorüber: und ich setzte bei dem verständigen Manne, der mir eine besondere väterliche Liebe zugewendet hat so lang er lebte, durch, daß er den Aeltern nach deren Rückkehr gar nichts von dem Anfall sagte.

Endlich, Anfang August, waren die Vorlesungen zu Ende und ich ging auf zwei Wochen zu der Mutter und den Geschwistern auf die Fraueninsel. Da entsatzten sich Männlein und Weiblein über mein Aussehen. Ich bewohnte das südliche Eckzimmer des ersten Stockes in dem Neubau: — nie werde ich die kahlen vier Wände vergessen: denn hier lernte ich, Tag und Nacht auf und nieder wandelnd, nur das Mittag- und das Abendmahl mit den Meinen in der großen Wirthsstube (oben S. 232, 246, 268) einnehmend, das Vorlesungsheft und das Lehrbuch des baierischen Statsrechts von Pözl (ich hole eben dasselbe Buch, festzustellen, daß es 471 Seiten zählt) dermaßen auswendig, daß ich es Wort für Wort hersagen konnte. O sancta simplicitas! —

Ich hastete sobald als thunlich nach München zurück: denn zumal der prächtige Vater Haushofer (oben S. 230) mit seiner köstlichen, gütevollen Grobheit — er liebte mich wirklich wie ein Vater! — machte es recht schwer, so viel zu „büffeln" als ich wollte. „Schau, Herr Felixl," sagte er wohl, „du hast zwar als Poet und Philosoph und allgemeiner Phantast die größte Aussicht, durchzufallen, aber wenn du dir das bischen Verstand auch noch gar hinweg gelernt hast, dann spring nur lieber gleich in die Hachel statt in das Prüfungsloch." So schalt er, wann's die Andern hörten: aber des Nachts, sah er noch spät das Unschlittlicht in meinem Stüblein brennen, drang er herein, nahm mir Licht und Streichhölzer und trug sie hindann! Ja, der hat mich lieb gehabt! —

Also nun zurück in die Löwenstraße und nochmal etwa acht Wochen dümmster Abquälung.

Im October [1]) kam ich zur Prüfung: Arndts

[1]) Am 11. October; ich war in München wieder immatriculirt worden am 3. November 1853.

und Zenger für römisch Recht, Bayer für bürgerliches Streitverfahren, Bluntschli für Deutsches Recht, Pözl für Statsrecht, Dollmann für Strafrecht und Strafverfahren, Hermann und Obersdorfer für Statswissenschaften.

So schmählich furchtsam ich ein Jahr diesen zwei Stunden entgegen gesehen hatte, so ruhig — sozusagen ehern — war ich jetzt: jeder Augenblick, der aus irgend einem Grunde äußerstes Zusammennehmen erheischt, macht mich so: ich glaube, das ist nicht das Schlechteste an mir. (Wie gern wär' ich „Feldherr" geworden!)

Es kam mir kinderleicht vor: ich hätte den Herren gern so viel mehr gesagt als sie wissen wollten: während, wann ich die Woche vorher den Prüfungen der Andern beigewohnt hatte, mir die Sache viel bedenklicher erschienen war.[1])

---

[1]) Als Ohrenzeuge berichte ich folgenden Schwank: man könnte dies nicht erfinden. Hermann liebte es, sehr verwickelte wörthschaftliche oder Finanzzustände dem Prüfling vorzutragen

Ergebniß: das denkbar günstigste. Noten gab es nicht: es hieß im Protokoll nur „bestanden" oder „nicht bestanden", nur dies ward durch den Pedell auf den Gang hinaus dem Harrenden verkündet: aber der Regierungscommissar hieß mich wieder eintreten, drückte mir die Hand und sagte mir, nach dem einstimmigen Urtheil der acht Herren habe ich die Prüfung mit Auszeichnung bestanden.

— er sprach dabei wohl mehrere Minuten — und dann fragte er, das Urtheilsvermögen zu prüfen, „nun, was würden Sie in diesem Falle thun?" So hatte er kurz bevor ich daran kam, einem pfiffigen Pfälzer ausführlich den ganzen damaligen (1854) Zustand der k. k. österreichischen Finanzen vorgestellt: Verhältniß von Silber zu Papier u. s. w. und zum Schluß gefragt: „Wenn Sie nun österreichischer Finanzminister wären, — was würden Sie thun?" — „Heirathen!" antwortete der freudige Pfälzer. Schallendes Gelächter! Ende der Prüfung! Glänzendes Bestehen! — Der Jüngling dachte offenbar, dazu langt's bei jedem Stand der Valuta!

L.

Es ist ein Zeichen der tief widernatürlichen Verfassung, in welche ich mich seit Jahr und Tag hinein studirt hatte, daß nicht einmal die Erlösung von dem Albdruck, der so lang und so schwer auf mir gelastet, günstig, beglückend wirkte.

Ich lehnte es ab, wie die Andern nach bestandener Prüfung mir eine Freudenfeier in Walhall veranstalten zu lassen. Ich hatte, wie das Volkslied sagt: „koan Rast und koan Ruh — war a trauriger Bua."

Abgesehen von der allgemeinen über ein Jahr füllenden körperlichen und seelischen Herabstimmung, die nicht mit einem Schlag zu heben war, wirkte gar ernst die nun bevorstehende Entscheidung der Berufswahl.

Ich hatte ja das Rechtsstudium nur zunächst einmal erledigen sollen bis zum „Rechtspraktikantenthum": ob ich nun Privatdocent der Philosophie, besonders für Rechtsphilosophie, werden solle, das war vorbehalten geblieben: mein lieber Vater ließ mir freie Hand: er wußte, daß meine Lehrer Prantl, Pözl, Bluntschli gewiß das Richtige mir rathen würden.

Am Tage nach der Prüfung stürmte ich zu Prantl! Selbstverständlich! Von ihm war am ehesten ein Wort zu erwarten, das den Schüler der Philosophie zuführte, während die genannten Rechtslehrer, — auch Maurer, — hatte ich in den letzten Monaten diese Frage mit Andeutung meiner Herzensneigung berührt, bedenkliche Mienen gezeigt hatten.

Aber — o weh!

Prantl ließ erst meinen ganzen Feuereifer für die Philosophie an sich hin sprudeln: dann sprach er ruhig, ernst, zwingend: „Und doch, lieber junger Freund, kann ich Ihnen nur auf das Dringendste rathen, sich nicht in München als mein Schüler für

Philosophie zu habilitiren. Sie würden wahrscheinlich gar nicht vom Ministerium (— vom König in Baiern —) zugelassen, jedesfalls aber nie zum Professor befördert werden. Alle meine Versuche, mich von der unwürdigen Mundsperre zu befreien, sind gescheitert. Sie würde man gleich gar nicht anfangen lassen, den Mund aufzuthun. Sie haben mir gesagt, Sie haben keinerlei Vermögen, Sie wünschen aus allerlei Gründen sobald wie thunlich wirthschaftlich selbstständig zu werden: — auf dem Wege der philosophischen Privatdocentur werden Sie das in absehbarer Zeit nie. Ich habe mit Ihren juristischen Lehrern gesprochen: Sie haben eine außergewöhnliche Prüfung gemacht, die Herren erwarten was von Ihnen: bleiben Sie oder werden Sie Jurist: als juristischen Privatdocenten wird Herr von Zwehl Sie doch wahrscheinlich zulassen: scheitern Sie als Docent, können Sie als Praktiker das, wie Sie ja sagen, so rasch zu erstrebende Auskommen finden. Ich kann es nicht verantworten, nachdem Sie um meinet-

willen schon als Student die ganze . . . Gesellschaft sich auf den Hals gezogen haben, Sie zu einer Laufbahn zu ermuthigen, auf der Sie, wie die Dinge in Baiern liegen, nicht die mindeste Aussicht auf Erfolg haben." —

Das war ein Keulenschlag vor die Stirn.

Er hatte Recht, zweifellos. Ich sah es sogleich, sah es voll ein.

Aber es war hart.

Das ganze harte Frohnjahr hatte ich mir mit dem geheimen Trost erleichtert: „ist die Prüfung bestanden, dann zurück zur Philosophie." Und nun: — Lebewohl Philosophie für immer!

Aber das Aergste war mir — höchst thörigerweise! — Folgendes.

Hätte ich nun sofort, nach Vertiefung der Rechtskenntnisse, Docent der Rechte werden können, — es wäre zwar nicht das Geliebteste, aber doch erträglich gewesen: denn auf den Lehrstuhl wollte ich nun einmal um jeden Preis.

Aber in Baiern bestand die — sehr zweckmäßige: gerade mein Beispiel beweist es — Vorschrift, daß der Habilitation als Privatdocent der Rechte die zweijährige Praxis und die Statsprüfung vorhergehen muß: — und zwar, wie ich zum Glück erst später erfuhr: mußte die Statsprüfung (und die Doctorpromotion) mit der höchst selten ertheilten ersten Note bestanden sein.

Also bedeutete der Ausspruch Prantls vor Allem: zwei Jahre richterliche und Verwaltungspraxis!

Das erfüllte mich nun mit einem Grauen, ja mit einer Verzweiflung, die höchst kindisch und lächerlich, aber deßhalb damals nicht minder schwer zu tragen waren!

Was wußte ich von Praxis! Gar nichts! Aber was ich mir davon vorstellte, war das äußerste Gegentheil von Poesie, Philosophie, Lehre, Freiheit, Eigenart. Ich hatte ein par Schreibstuben von Anwälten gesehen, wann ich ältere Genossen daraus abholte: — Hitze, schmierige Acten, schmierige Schreiber,

Staub, d. h. eine aus Hitze und Papierstaub gemischte Luft, übelriechende Bauern, schmutzige Treppen — mir kam die Lateinschule von 1842 wieder zu Sinn! Und dann — wenn ich nun als Docent scheiterte — lebenslänglich dieser häßliche Betrieb? Nichts mehr von Poesie, Philosophie, Rechtsgeschichte!

Es war recht einfältig: aber bittere, bittere Thränen weinte ich, mich über mein Bett werfend am hellen lichten Tag in meiner „Löwengrube“. Ich nahm Abschied von allem Idealen: — ich kam mir vor wie Einer, der in Platons Politeia aus dem Stand der Philosophen in den der Gewerktreibenden hinab gestoßen war.

Es that bitter weh: aber Niemand erfuhr von dem heißen Schmerz, am wenigsten die Aeltern. Denn gerade um diese so bald als möglich von meinem Unterhalt zu befreien, befolgte ich den schmerzenden Rath. Also durften sie nie etwas davon ahnen.

Da wurden nun meine Helfer zwei Freunde,

deren Namen ich bisher nicht genannt, denen ich aber hier ein leuchtend Denkmal meiner innigsten Dankbarkeit aufrichte: zwei um einige Jahrgänge ältere Juristen, die ich im letzten Halbjahr kennen gelernt: Theodor van Mecheln, jetzt Oberlandesgerichtsrath in München, und Karl Volk, Landesgerichtsdirector zu Deggendorf. Beide hatten mich zuerst durch außergewöhnlich schöne Erscheinung angezogen: bei näherer Bekanntschaft ergab sich, daß mich mit van Mecheln die philosophischen, mit Volk die dichterischen Neigungen verknüpften. Die beiden ungleich Reiferen fanden ein mir, heute wie damals, ganz unerklärliches Wohlgefallen an dem „tumben Knaben“. Volk schenkte mir die einzige Zierde, welche mein überbescheidenes Kämmerlein zierte, eine Niobide, welche ich dann auch aus München nach Würzburg, Königsberg, Breslau mitgeführt habe. Mit beiden ward Philosophie, Hellenenthum (mit van Mecheln), Romantik, Katholicismus (Volk war und ist eifriger, aber nicht unduldsamer Katholik) gar viel verhandelt.

Beide entdeckten nun die gelinde Verzweiflung, in welche mich die Verurtheilung zu zwei Jahren Praxis gestürzt hatte. Beide deckten mir das maßlos Uebertriebene meiner Befürchtungen auf: van Mecheln konnte sich selbst als Beweis dafür anführen, daß man auch als Praktiker den Sinn für das Ideale wahren und pflegen kann: und der treue, liebe Mensch erbot sich, mir bei seinem Vater, der das Landgericht München rechts der Isar leitete, eine der vielgesuchten Praktikantenstellen zu sichern.

O, es war ein bitterer, bitterer Abendgang zum Ludwigsthor hinaus und über die Gasteighöhen zurück, auf dem ich mir — abermals nicht ohne verdrückte Thränen — den Entschluß abrang, Prantl und allen Verständigen zu folgen. In der Nacht schrieb ich dann noch an van Mecheln die Bitte, mich bei seinem Vater zu melden. Nicht Schlaf, wildes Weh und Weinen füllte den Rest dieser Nacht.

Ich sehe es wohl: es ist ein recht ungünstig

Bild, das sich hier entrollt von dem jungen Menschen seit der Rückkehr aus Berlin: es war ein Herabsinken von der Höhe, die in dem Jahr an der Spree errungen gewesen war: von der wissenschaftlichen, dichterischen und auch von der menschlichen: die Haltung in jenem schottischen Hause (— es ist nicht Alles davon zu erzählen —), in dem scharfen Zusammenstoß behufs Losreißung des jungen Lords war keine ganz geringe Leistung von dem Neunzehnjährigen gewesen.

In der Löwenstraße war — aus allerlei Gründen, die auch nicht alle angedeutet werden können — ein Rückfall in das Uebersentimentale, das maßlos Mönchische, in das ungesund Weltflüchtige erfolgt: — ja sogar in eine gewisse schwermüthige Sehnsucht nach dem Tode, wie etwa 1849/50.

So, unter ungünstigen Anzeichen, unter finsterem, sternlosem Himmel — mit abgekämpftem Verzicht auf das heiß Erwünschte schied ich von der Hochschule: also in ganz ähnlich graudüsterer Stimmung wie vor vier Jahren von dem Gymnasium (I, S. 298): wir werden

nun aber sehen, wie auch diesmal meine guten Sterne bald wieder freundlich glänzend aufstiegen: ja, es sollten nun vier, fünf Jahre folgen, die zu meinen freudenreichsten zählten: es ging nun gar bald fröhlich empor! —

Anhang.

Zu Seite 108.

Abfertigung.

Damit ich doch auch eine kleine Ferienfreude habe, erhalte ich hierher gesandt — selbstverständlich ohne Nennung des Absenders! — einen heftigen Angriff auf eine Veröffentlichung von mir, für die ich wahrlich unter den zahlreichen Büchlein, welche meinen Namen tragen, am wenigsten mich grimmer Befehdung versehen haben würde; schon deßhalb, weil von dem Meinigen am allerwenigsten daran, das Ganze so überaus harmlos und endlich so alt eingebürgert ist.

Es war vor langen Jahren, als die Herren Breitkopf und Härtel in Leipzig eine neue Auflage ihres durch Müller von der Werra begründeten „Allgemeinen Reichscommersbuches für deutsche Studenten“ herauszugeben und mir die Besorgung dieser Ausgabe zu übertragen wünschten.

Gern übernahm ich den Auftrag: die Aufgabe konnte nur darin bestehen, unter Weglassung von veralteten oder von Anfang minderwerthigen Stücken und unter Aufnahme von neuen nachgewachsenen Liedern — zumal aus der Zeit des Krieges von 1870 — die im ganzen gut eingewurzelte Sammlung bestehen zu lassen. Als diese starke Auflage vergriffen war, wurde ganz wesentlich nicht durch mich, sondern durch einen Studirenden der Medicin zu Leipzig (wie auf dem Titelblatt gedruckt steht!), der nicht genannt sein wollte und will, eine neue Ausgabe besorgt, deren musikalischen Theil Meister Karl Reinecke übernahm.

Nachdem nun viele, viele Jahre in's Land gegangen und nie und nirgends Bedenken gegen die von uns zusammengestellten Lieder erhoben, dieselben vielmehr arglos und fröhlich und, wie der Erfolg zeigt, eifrig gesungen worden sind, kommt auf einmal ein — sich nicht nennender — Zionswächter, der in einer 54 Seiten dicken Fehdeschrift, betitelt: „Das Deutsche Commersbuch. Eine kritische Studie, dargeboten der akademischen Jugend und der Philisterwelt von einem alten, aber jung gebliebenen Philister" (Erlangen und Leipzig, Andr. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachfolger, 1890), wie gegen das „Allgemeine Deutsche Commersbuch" (Lahr, bei M.

Schauenburg) und das „Commersbuch für den Deutschen Studenten“ (Leipzig, B. G. Teubner), auch wider das meinen Namen tragende die heftigsten Posaunenstöße von sich gibt.

Ich würde mich um dieses Geblase — wie um manches andere Getute — nicht kümmern, wäre ich nicht akademischer Lehrer; als solcher muß ich mir ernstlich die Denunciation (dies Fremdwort ist hier unersetzbar) verbitten, daß eine von mir besorgte Sammlung geeignet sei, die Sittlichkeit der deutschen Studenten zu gefährden. Nur deßhalb würdige ich — ausnahmsweise — eine namenlose Zusendung der Antwort.

Drei Vorwürfe sind es, welche der Herr Anblaser gegen alle drei Sammlungen, allerdings gegen die meine in geringerem Maße, als gegen die beiden anderen, erhebt; sie sollen 1. anstößige Liebeslieder enthalten, 2. zu viele und zu wüste Trinklieder, und 3. Stücke, welche christlich-religiöse Anschauungen verletzen.

Am Schlusse stellt der Posaunist dann seinen Index carminum prohibitorum auf: derselbe zählt für das Commersbuch von Teubner 105, für das Lahrer 88, für das meinige 69 Verwerflinge; ich bin also noch das mindest räudige Schaf, das dieser Hirt unaufgefordert weidet. Wir werden später sehen,

welche Lieder unter andern der Herr Censor der deutschen Jugend nehmen will!

Einstweilen sei darauf hingewiesen, daß von den verbotenen Liedern nicht weniger als 27 allen dreien und nicht weniger als 29 zweien der Sammlungen gemeinsam sind; d. h. also drei oder zwei hochanständige deutsche Firmen — ganz abgesehen von den als Herausgeber betheiligten Männern — haben in 27 und 29, zusammen in 56 Fällen, also in fast einem Drittel der überhaupt verworfenen 176 Stücke nichts Anstößiges gefunden; die Zahl der in meiner Sammlung allein beanstandeten beträgt nur 10 unter mehr als 700! —

Was nun die drei Vorwürfe betrifft — ich habe nur meine Sammlung zu vertreten — so ist leider richtig, daß in der letzten Auflage ein par „Liebeslieder“ (?) ohne mein Wissen (oder doch ohne meine nachträgliche Beachtung) aufgenommen wurden, welche besser hätten wegbleiben können und welche in der nächsten Ausgabe wegbleiben werden. Aber auch diese par sind wahrlich nicht des Geplärres und Gezeters werth! Ganz andere Dinge bekommen unsere Studenten zu lesen in den Klassikern — griechischen, lateinischen, englischen, italienischen, französischen, — zu sehen und zu hören auf unsern Schaubühnen. Oder sollen sie „Don Juan“ und die „Walküre“ nicht hören? Shake-

speare, Boccaccio, Goethe nicht lesen? Heiliger Wingolf! Die Trinklieder betreffend verweise ich Se. Hochwürden auf das, was ich in der „Allgemeinen Zeitung“ (1866: jetzt Bausteine III, Berlin 1882, S. 388) bei der ersten Herausgabe des Commersbuches gesagt habe; ausdrücklich beklagte ich, „unsre Studentenbücher müßten dem Uneingeweihten den Eindruck machen, die ganze deutsche Jugend sei gerade im Begriff, im Heidelberger Faß zu versinken“ und ausdrücklich hob ich hervor, daß ich deßhalb einen ganzen Haufen solcher Trinklieder gestrichen habe. Sind es dem Hirten noch zu viele, ich kann's nicht ändern. Er scheint nicht mehr viel vertragen zu können. Er will zwar „jung geblieben“ sein. Allein was sagt Gibbon von Justinian? „Alas! He was never young!“ Uebrigens bitte ich den Zinkenierer, gütigst zu lesen, was ich in meinen „Erinnerungen“ (II) gegen das wüste Saufen vieler Studenten, gegen den unsinnigen Trinkzwang, den Geist und Leib verderbenden Frühschoppen geschrieben habe, in so scharfer Weise, daß ich es darüber mit gar manchem der Colorirten verderben werde. Veröffentlicht wird das freilich erst im nächsten Jahr (1891), aber geschrieben war es längst und an den Verleger zum Druck geschickt; der Herr Pastor oder Professor oder Consistorialrath oder Superintendent oder Hofprediger — ist der Angreifer

nicht Theologe, so entschuldigt seine eigenartig eingeschulte Redeweise mit ihrem besonderen Geschmäcklein meinen Irrthum — kann mir schon glauben, daß ich nicht erst durch seine Bußpredigt erschüttert meinen Abscheu gegen jenes unwürdige Unmaß geschöpft oder — aus Furcht vor seiner geistlichen Zucht, unter der ich getröstlichermaßen nicht stehe — ausgesprochen habe.

Endlich aber — das angeblich Widerchristliche! Nehmen Sie's nicht übel, oh Hirt, — ich bin nicht gern so grob wie von den Tagen des seligen Samuel an durch Lactantius, Dr. Luther und Dr. Eck hindurch bis auf die jüngsten Ausbrüche und Auslesen dieser Nebenart Theologen es nicht gerade selten gewesen sind: — aber das ist zum Lachen!

Glauben Sie wirklich, ein Buch aus der Firma, zu welcher der altehrwürdige Karl v. Hase in mehr als bloß blutsverwandter Beziehung stand, wird gottes- oder auch nur kirchenlästerliche Dinge enthalten? Allein noch viel mehr! Ich versichere Sie, daß dieser große protestantische Theologe, der mich würdigte, mit ihm zusammen das „Liederbuch des Deutschen Volkes" herauszugeben, mir seine helle Freude an dem durch mich verjüngten Commersbuch ausgesprochen hat. Aber freilich! Wahrscheinlich gilt Ihnen auch Karl v. Hase als viel zu weltlich, frei und — heidnisch. Ich jedoch sage Ihnen, daß ich jene Samm-

lung zusammengestellt habe nicht für Ihre Seminaristen oder den „Wingolf" oder ähnliche Verbände. In der That, die katholische Kirche versteht — aus guten Gründen! — mehr Spaß, als manche Richtung in unsrer protestantischen. Mit welchem Muthwillen hat sie in Lied und Schwank und auf der Bühne die Menschlichkeiten ihrer Geistlichen, ihrer Mönche, manche Auswüchse und Mißbräuche ihrer Einrichtungen jahrhundertelang verspotten und belachen hören müssen, ohne immer gleich nach dem Maulkorb zu greifen! Der liebe Gott selbst würdigt den Humor viel besser, als seine Wortführer auf Erden: und er kann ihm nicht mißfallen, sonst hätte er uns nicht das frohe Lachen stachellosen Scherzes, zumal die Selbstverlachung gegeben, — eine seiner gütigsten Gaben! — zu deren Verwerthung freilich Geist und Gutmüthigkeit gehören.

Halten Sie so eifrig Sie wollen, wie Sie ja S. 52 mit lautem Schalle das „Liederbuch für den Wingolf" anpreisen, die jungen Leute, welche von Ihnen abhängen, an, nur die von Ihnen empfohlenen Lieder zu singen, wenn nur diese die „christliche Fröhlichkeit" verbürgen. Aber die Anderen, bitte sehr, lassen Sie ungehudelt: denn Sie haben uns gar nichts zu sagen!

Sehen wir nun zu, welche Lieder wir Anderen also nicht mehr singen dürfen.

„Das Jahr ist gut, Braunbier ist gerathen!“ (Reichscomm.-Buch S. 377!!), „Der Bierlala“ (S. 288), „Der ich von des Datpheus Leben“ (S. 504), „Der Nabob Jukjuk“ (S. 446), „Da Noah Morgens früh um Acht“ (S. 443!! Ist die Arche eine „Einrichtung“ der Kirche?), „Ei du sauberes Mägdelein“ (S. 427!), „Ei guten Abend“ (S. 336!! das alte harmlose „Zum Kellerloch naus“!), „Ein Goldschmied saß in guter Ruh“ (S. 435), „Ein Kaufmann, der sich Schulze nennt“ (S. 468!! Ist das ein heiliger Name?), „Ein niedliches Mädchen“ (S. 118, von Langbein), „Es lief ein Hund in die Küche“ (S. 481!!). Warum soll der arme Köter nicht mehr mit dem Schweife wackeln dürfen? Auch „Das Wirthshaus an der Lahn“ (S. 217) muß schleunigst abgebrochen werden! „Es ward einmal geschlagen“ (S. 413), Bürger's prächtiges Lied „Ich will einst bei Ja und Nein vor dem Zapfen sterben“ (S. 408) ist sündhaft! Und ebenso „Ihr Brüder, wenn ich nicht mehr trinke“ (S. 409); weiter das rührend schöne Lied von Eduard und Kunigunde: „In Bayreuth war er geboren“ (S. 506), „Kunz von Kauffungen (S. 469) soll mit seinen Rittern nicht mehr trinken, der Unselige! Ich besorge, er wird es sich nicht mehr abgewöhnen! Weiter verträgt der geistliche Herr es schlecht, daß (S. 391) „David Bathseba in die Backen kneipt“, was doch eine sehr schonende

Umschreibung des in den heiligen Büchern Ueberlieferten ist. „Der Studio auf einer Reis'" (S. 239) darf nichts mehr aus dem Freischütz singen und sich nicht mehr „von einem Pfäfflein zum Frühstück einladen lassen", vermuthlich, weil dasselbe unehrerbietigermaßen als „feist" angenommen wird. „Quae mutatio rerum" (S. 430) darf nicht mehr eintreten und „der arme Teufel nicht mehr fragen, was er anfangen soll!" Verboten ist die urkomische Bedingungsformel „Wenn der Vater mit dem Sohne" (S. 451), verboten das altehrwürdige „Wenn einst der alte Knochenhauer" (S. 400), an dem sich schon unsre Urgroßväter erfreuten, verboten das kindlich unschuldige „Wenn ich einmal der Herrgott wär" (S. 404: seit einem halben Jahrhundert eingebürgert!); „Der Pfarrherr Karl Pistorius zu Freiburg soll nicht mehr (S. 503) viel Buß thun". Da ist es freilich nicht zu erwarten, daß der neue Radamanth „wonnig berauscht im Schwärmen sein will" (S. 329)!

Aber es geht doch über das Bohnenlied, wenn uns der ungenannte Besorger unsrer Seelen da alles Ernstes verwehren will, zu singen „Was kommt dort von der Höh"!!! (S. 329). Ja, Herr, sind Sie denn ganz des Teufels? Auch „zur Herrlichkeit" sollen wir nicht geboren sein (S. 374). Er ist es freilich schwerlich.

Ja, wahrlich und wahrhaftig! Wir sollen nicht mehr singen dürfen: „Der Papst lebt herrlich in der Welt!“ Da hört doch rein Alles auf. Ich habe von Seiner Heiligkeit die gute Meinung, daß dieselbige so viel Humor besitzt, diesen alten, guten, harmlosen Scherz selbst mit Schmunzeln, wenn auch nicht gerade zu singen, doch zu lesen. Zumal mit dem Kehrreim „Ich möchte doch der Papst nicht sein“ ist er wohl selbst zuweilen im Stillen einverstanden!

Zwischen dem lieben Gott und seinen Geistlichen machen wir argen Laien eben freilich einen erheblicheren Unterschied als geistliche Hoffahrt häufig zu thun pflegt. Wenn der Herr Angreifer (S. 26) fragt: „warum erachtet man nicht auch Juristen und Mediciner und Philologen gleicher Ansingungen für werth?“ so antworten wir ihm erstens: wie oft und wie arg müssen sich der Advocat, der Bureaukrat, der Minister, der Arzt, der Professor, aber auch der Lieutenant, der Unterofficier, der Jude, der Sonntagsjäger verspotten lassen seit der ältesten Zeit bis auf heute? Zweitens aber: die Geistlichen fordern ganz einfach das harmlose Lachen heraus mehr als andere Stände, weil der Abstand zwischen der Heiligkeit ihres Berufs von der Wirklichkeit der Erfüllung größer ist, größer sein muß als anderswo, weil der Widerspruch — τὸ ἄτοπον — zwischen den Ansprüchen

ihres Dünkels und den Schwachheiten der menschlichen Natur geradezu echt komisch im besten und ernsthaften ästhetischen Sinne des Wortes ist, und die humorvolle Behandlung geradezu herausfordert, wobei jeder ästhetisch Gebildete weiß, daß gerade die gern anerkannte Unmöglichkeit, stets das Ideal des christlichen Geistlichen zu erreichen, jenes Lachen zu einem gutmüthigen macht: es ist eben leichter, den Pflichten eines Juristen als denen eines christlichen Priesters zu genügen. Aber Aesthetik versteht der Eiferer nicht und er schiebt jenem Lachen bei uns den bösartigen Beweggrund unter: „es soll im Geistlichen als ihrem berufsmäßigen Vertreter die christliche Weltanschauung verhöhnt und getroffen werden". Welch eitle Selbstüberschätzung als Märtyrer! O nein, Verehrtester, die Komik trifft nicht die christliche Weltanschauung, die wir nicht verhöhnen, auch wo wir sie zu theilen nicht vermögen, und nicht deren „berufsmäßige Vertreter", sondern die Herren Geistlichen, sofern sie eben gerade nicht ihrem Beruf entsprechen, sondern, im Widerspruch mit diesem, als schwache Sterbliche wie wir Andern auch straucheln und fallen, während sie doch vorgeben oder auch in gutem Glauben sich einbilden, so viel unsträflicher zu sein als wir. Aber das ist eben der alte geistliche Hochmuth: die Herren verlangen die Ehrfurcht, die man ihrem Berufe schuldet, für ihre Person, auch

dann, wenn sie dieselbe vermöge ihrer Menschlichkeiten durchaus nicht verdienen. Und über sie lachen soll ebenso sündhaft sein, wie über den lieben Gott spotten. Die drei Weisen aus Morgenland beteten aber nur das Christkind an, nicht Alles, was sonst noch in der Krippe war. — —

Ueber den blinden Censureifer muß man zunächst ja nur lachen. Allein es liegt doch eine kecke Ueberhebung pfäffischer Sittenriecherei darin, die den Unwillen herausfordert. Wenn aber dieser Herr sich vollends erdreistet, sich auch an Ihn zu wagen, den Liebling der deutschen Jugend und des deutschen Volkes, an meinen lieben Joseph Victor Scheffel in seinem Grabe, und wenn er an dessen harmlosen Stabreim „Hildebrand und Hadubrand“ (S. 473) seine unberufenen Finger legt, so muß man ihm auf diese Finger klopfen und ihm sehr eindringlich sagen, daß Joseph Victor Scheffel nie eine unsittliche Zeile geschrieben hat, und daß Scheffel für das deutsche Volk an Schönem, Gutem, Reinem, Unvergänglichem unvergleichbar mehr gewirkt hat, als alle Theologen von dem Schlage des Eiferers zusammengenommen, wer immer er sein möge. Mich mag er verunglimpfen — es macht mir nicht viel Eindruck — aber wer meinen todten Herzensfreund antastet, der weckt meinen Grimm. Jedoch freilich:

der Tadel solcher Leute rührt nicht an Scheffel's Fußsohlen.

So! Jetzt sing' ich mir zur Abkühlung geschwind, bevor auch das noch verboten wird, das

„Gaudeamus igitur, juvenes dum sumus!“

Zum Schluß theile ich hier meine Verse mit, in welchen ich das „Reichscommersbuch“ eröffne, und frage, ob die hier ausgedrückten „Leitmotive“ die Vorwürfe des Herrn ohne Namen rechtfertigen? Er nennt sie freilich nur „verschwommene Allgemeinheiten!“ Ich aber sage ihm mit Doctor Martin Luthers „Ein feste Burg ist unser Gott“ (S. 43 meines Commersbuches) auch diese meine schlichten Worte „soll er lassen stahn, und keinen Dank dazu haben“.

„Dem deutschen Volk hat Gott gegeben
Ein Harfenspiel von reichstem Klang,
Daß Ruh'n und Ringen, Tod und Leben
Uns weihend schmücke der Gesang.

So singe denn, du deutsche Jugend,
Von Allem, was das Herz dir schwellt:
Von Frauenschöne, Mannestugend,
Von freud'ger Herrlichkeit der Welt:

Von wahrer Liebe ew'ger Dauer,
Von echter Freundschaft Gold und Erz,

Von frommer Ahnung, heil'gem Schauer,
Von ew'gen Sehnens Glück und Schmerz:

Von Frühlingsglanz, von Waldeswonne,
Von Wanderlust Land aus, Land ein,
Und von dem Lieblingssohn der Sonne,
— Vergeßt ihn nicht! — vom goldnen Wein.

Ja, singt von allem Hohen, Schönen! —
Doch Eines Sanges pflegt zumeist,
Begeisternd, brausend soll er tönen:
Der Sang vom deutschen Heldengeist!

Das Lied von Mannespflicht und Ehre,
Von Treue, die kein Schrecken zwingt,
Die jauchzend in der Feinde Speere,
Im Tod den Sieg erkämpfend, springt!

Nur wer da sterben will wie leben
Für dieses Lied, dem keines gleich, —
Nur der ist werth, es anzuheben:
Das Lied vom Kaiser und vom Reich."

Friedrichshafen am Bodensee,
am Sedantage 1890.

Felix Dahn.

Nachschrift. Nachträglich hat sich der Herr genannt: er heißt Pflatschke und ist Pastor (ich ahnungsvoller Engel!) in Liegnitz. Daß ich in dieser „Abfer=

tigung" ausdrücklich die Verantwortung für gewisse „Liebeslieder" abgelehnt und deren Austilgung angekündigt habe, dies zu erwähnen hält der Herr Pastor für überflüssig, auch nachdem ich ihn brieflich aufgefordert habe, diese Thatsache anzuerkennen. Ich bin nicht Pastor, habe also von dem 8. Gebot offenbar eine laienhafte und von der Ehrenpflicht im Kampfe nur heidnisch-germanische Vorstellungen.

Zu S. 253. (Aus einem „Brief aus Vandalia", Münchener allgemeine Zeitung vom 4. II. 91 (Beilage).

Es waren einmal drei ziemlich böse Buben, die hießen Karl, Max und Felix. „Lang, lang ist's her" — schon bald ein halbes Jahrhundert — da „spielten sie heiter im Hofe mit Scheiben und kannten die Gier nach Golde noch nicht," wie es (ungefähr) in der Edda von den Asen in deren Unschuldszeit heißt. (Uebrigens hat die drei Knaben die Gier nach Golde, sofern sie später etwa solche verspürten, zu nennenswerthen Ergebnissen nicht geführt.) Die ersten beiden waren Brüder: sie trafen den dritten jahrelang in

jeder Herbstfreizeit auf der von dem Chiemsee und von Poesie umflutheten Fraueninsel. Ihre Spiele und Belustigungen waren mannichfaltig, aber immer wild und mit einem Stich in das Ungezogene. Am liebsten fuhren sie in den See, wann es von den Eltern am schärfsten verboten war. „Lang, lang ist's her": wir sind seitdem alle drei Schulmeister (eben Hoch-Schulmeister) geworden und zwei von uns — — „in idealer Concurrenz", wie man im Strafrecht sagt — zugleich Versemacher. Denn der Vater der beiden Brüder war der unvergeßliche, der herrliche Mann, der Max Haushofer hieß, und dessen ich nur mit tiefster Rührung gedenken kann. Was war es doch für ein Deutscher, was für ein Vater, was für ein Freund, was für ein Charakter, was für ein Kenner der Natur und was für ein Maler! Wie unermüdlich und wie mannichfaltig doch hat er die Poesie seines geliebten Chiemsees in jeder Stimmung, im Sturm und im gelinden Säuseln, dargestellt, im frühesten Morgendämmer, in der brütenden Schwüle des August-Mittags, im Mondenglanz, in der wunderbaren Sonnenuntergangsbeleuchtung: — dies wohl am ergreifendsten. — Damals erachtete man es nämlich nicht als einen Raub (wie es im Neuen Testamente heißt) in der Kunst das Schöne darzustellen, und man glaubte nicht, ein Kunstwerk zu schaffen,

wenn man das Ekelhafte möglichst naturgetreu d. h. also möglichst ekelhaft malte; man freute sich damals des Harmonischen und behandelte zwar auch das Disharmonische, aber nicht aus boshaftiger Lust am Scheußlichen als solchem, sondern als Mittel zum Zweck der Harmonie, in welcher das Häßliche, wie in der Dichtung das Böse, auf- und unterging. Kurz, man stand in der Malerei auf dem Standpunkt, welchen in der Dichtung Schiller und Goethe, diese einfältigen, unnatürlichen, unwahren, pathetischen, rhetorischen, langweiligen[1]), ja sogar — was das Empörendste ist — geschichtsfreundlichen Zopfpedanten, von denen wir jetzt endlich durch jene Epheben erlöst sind, welche sich nicht, wie dieser Iphigenien- und Tasso-Träumer, erst im hohen Alter einer „viridis senectus" zu erfreuen brauchen: da sie schon viel früher das Greisenhafte mit dem Grünen in abscheulich-wirklicher und wirklich abscheulicher Mischung vereinen.

Wohl euch, Max Haushofer und Heinlein und Zwengauer und Lier und Schleich und du, o mein

---

1) In einer deutschen Zeitung habe ich gelesen: die Langweiligkeit von „Iphigenie", „Tasso" und „Hermann und Dorothea" wird doch nun immer mehr allgemein und offen anerkannt.

theurer Meister Moriz von Schwind, daß ihr die neuesten Ergebnisse der deutschen Malkunst (allerdings: „fin de siècle“ [et de l'art]) nicht mehr schauen mußtet! Das Hexen-Einmaleins: „Schön ist häßlich, häßlich schön“, ist das Glaubensbekenntniß dieser neuen Bildkunst, die man an ihren Früchten, noch mehr aber an ihren „Blumen“ — lebensgroß, in zeisiggrünem Gras — erkennen mag. Dieser Sturm auf das Ideale in Malerei und Dichtung ist der Ausdruck derselben grenzenlosen Verrohung, welche in der Socialdemokratie Familie, Erbgang und Sondereigen an Haus und Herd, an Garten und Wald und die ganze Geschichte und alle Poesie der Menschheit verneint. In Bildkunst und Dichtung treten ja solche Gegenströmungen bekanntlich recht häufig auf und sind — eben als Gegenwirkungen wider einseitigen und falschen Idealismus — an sich berechtigt: es scheint übrigens die Höhe dieser Krankheit diesmal schon überstiegen, das Fieber fällt. Dagegen die Socialdemokratie wächst noch mit Riesenschritten der „Krisis“ entgegen, und die „Prognose“ scheint wenig günstig.

Aber zurück zu den drei bösen Buben. Sie blieben, auch nachdem sie Seeräuber a. D. geworden, gute Cameraden. Karl studirt den Grundbau der Erde, was anziehender ist, als der wackelig gewordene Grundbau der Wirthschaft, welchen einzurenken Marx

sich (mit vielen Genossen!) redlich, aber mit zweifeligem Erfolge, bemüht. Marx nahm bei Felix, als dieser Privatdocent in München geworden, als einer der frühesten Schüler theil an den rechtsgeschichtlichen Uebungen (1858): wir waren, den Docenten eingerechnet, drei (die beiden Hörer mochten also von sich sagen: „quos paucitas nobilitat"), der andere war Hermann Oelschlager, später durch Formbegabung und feinste Durchbildung des Stiles in der Poesie hervorragend bekannt geworden. Wir lasen „Jordanis, Getica": ich habe Marx stark im Verdacht, daß ihn das Dichterische und Sagenhafte des Stoffes mehr anzog, als die noch recht jugendlichen rechtsgeschichtlichen Auslegungen des Docenten. Lieber Gott! Damals wußte ich noch viel weniger als heute! Von der Hand in den Mund lebte meine Lehrerei. Sie waren gar fleißig, meine beiden Säulen. Aber einmal muß Marx doch wohl an seine blonde schlanke Braut mehr gedacht haben, als an die Hunnenschlacht von 451; er hat da nicht recht aufgepaßt: das kam erst vor zwei Jahren auf, da er in seinem „ewigen Juden" über diese Schlacht sagen läßt: „weißt du noch, wie da der junge Thorismund zu Boden lag?" Während doch der junge Thorismund gerade einer der Wenigen war, die damals nicht zu Boden lagen! Und das war recht gut, denn wäre auch der noch

neben seinem Vater Theoderich am Boden gelegen, spräche man am Ende heute von Toulouse bis Moskau hunnisch.

Später (1864) trat mein lieber Segelbruder und Schüler mit einem Bändchen Gedichte hervor, welche schon ganz zweifellos eine schöne eigenartige Begabung bekundeten, aber — wie gewöhnlich — sehr geringe Beachtung fanden. Darauf folgte ein kleines Epos, „Der Höhlenmensch“, das, obzwar minder gelungen, doch bereits in der Knospe andeutet, was sich später schön und bedeutsam entfalten sollte in den beiden epischen Dichtungen: „Der ewige Jude“ (1887) und „Die Verbannten“ (1890).

Beide fanden reichstes Lob: ich habe diesem nichts beizufügen und nichts abzubrechen. Nur etwa noch staunende Anerkennung für den tollkühnen Muth des lieben Marl, der es wagt, seinen Deutschen so viele Verse anzubieten: z. B. in den „Verbannten“ nicht weniger als 534 Seiten! Das ist verwegener als weiland die Sausefahrt nach der Kraut-Insel (oben S. 243). Man hat mit Fug von manchen meiner Prosaerzählungen („Sind Götter?“ „Odhin's Trost“, „Was ist die Liebe?“ „Frigga's Ja“, „Skirnir“) behauptet, sie forderten die gebundene Rede geradezu heraus, und mich gefragt, warum ich sie nicht gewählt habe? Antwort: Weil ich meine Sachen

nicht auf das sorgfältigste vor den Menschen zu verheimlichen wünsche. Vor 35 Jahren erschien ein solches kleines Versding von mir, „Harald und Theano“: ist auch nicht schlechter, als Manches, was ich später gemacht und mit Erfolg unter die Leute gebracht habe: wohlan, lieber Leser, von den damals gedruckten tausend Exemplaren kannst du dir heute noch ein par Hundert kaufen. Aber du kaufst nicht Eines! Es sei denn, daß Du eine Leserin [denn die Männer in Deutschland, die grimmen rauhen Helden, verachten die weichliche Dichterei und suchen ihre geistige Erhebung bei den vier Wenzeln]: aber auch als Leserin lässest du dir das Buch lieber vom Verfasser schenken: dann ist es zugleich werthvoller und — billiger. Vor 15 Jahren erschien von mir ein anderes Epos in Versen, „Die Amalungen“: ich glaube, außer Herrn Hofrath Kürschner weiß kein Sterblicher von ihnen. „Vestigia terrent!“ Also Heil Haushofer, dem Helden, der dicke Vers-Epen wagt: edler Muth gehört dazu. Allein, Allein! Einem alten Römer ward gesagt, in Afrika sind kleine Hunde so muthig, Löwen anzugreifen. Kalt lächelnd fragte der Realist: „Und bezwingen sie auch die Löwen?“

Es ist beschämend, daß Max Haushofer noch lange nicht so bekannt und geschätzt ist in Deutschland, als er es verdient. Aber freilich: ist er doch weder ein halb

verzückter Russe, noch ein Gespenster sehender Skandinavier, noch ein Zola ohne Zola's Geist plump nachäffender „Literat“ — letzteren Falls dürfte er sogar deutscher Statsangehöriger sein! — sondern ein deutscher Professor, der dichtet: — eine ungeheuerliche Naturwidrigkeit, deren Ausrottung — das beweisen schon Schiller und Rückert — Pflicht der „tonangebenden Presse“ ist.

Der Dichter der „Verbannten“ hat von seinem Vater viel geerbt: den Humor, das Gemüth, und vor allem das Gefühl für die Stimmung von Landschaft, Tages- und Jahreszeit. Er wählt sich große, ja großartige Aufgaben, mit dem Muth und der Kraft eines echten Dichters. Er hat eine angeborne hervorragende Formbegabung und hat diese mit treuem Fleiße gepflegt; die Form ist ganz außerordentlich schön: z. B. verschmäht er die jetzt wieder eingeschmuggelten unreinen Reime, während uns doch Platen, Rückert, Geibel „reim-rein“ gezogen hatten.

Haushofer verfügt vor allem über eine ganz außerordentlich reiche, fruchtbare, schöpferische Phantasie; ja man könnte fast sagen: diese Phantasie verfügt zuweilen über ihn. Freilich hat man schon lange die Phantasie als dem „echten“ d. h. dem realistischen Dichter entbehrlich, ja sogar schädlich bezeichnet; ja, ja, was hat sie auch bei Dante, Shakespeare, Schiller, Goethe, Byron, sogar schon bei dem seligen

Homeros für Schaden angerichtet! Allein Haushofer kann mit Grillparzer sagen: „Leider steh' ich immer noch bei Schiller und Goethe". Es ist wahr, daß, die Schlingpflanze anmuthvoll hereinzuranken, ihm besser gelingt als die Quadern des Grundbaues einer großen Handlung sicher, fest, nothwendig aufeinander zu schichten; es ist wahr, daß das Lyrische ihm besser als das Epische, dies besser als das Dramatische der Handlung gedeiht; allein er hat eben, wie wir Alle, die Fehler seiner Vorzüge. In diesen „Verbannten" — die „Geschichte" zu erzählen, fällt mir nicht ein; leset sie selber! — ist eine ganz gewaltige Fülle von Poesie, sind Stellen von hinreißender Schönheit, und ihr Verfasser ist zweifellos ein echter Dichter von Gottes Gnaden.[1])

Breslau, am Tage des heiligen Felix von Nola, 1891.

---

[1]) Eine vornehme und weltkluge Bajuvarin, welche diese und die obigen (S. 242) Zeilen vor der Drucklegung las, meinte: a) die Geschichte von der Tanne könnte den beiden Herren Professoren schaden; ich bemerke also, daß ich die Thatsache nur vermuthe; ich würde die Tanne gern auf mich allein nehmen, aber ich war gar nicht dabei; b) die Koseform „Maxl" könnte dem Betreffenden in seiner Laufbahn in Baiern aufhältlich werden. Lieber Gott, sind die Koseformen in Baiern bedenklich geworden? Aber ich will einem Professor, der ohnehin schon Verse macht, nicht noch mehr Knüppel in den Weg werfen! Es ist also überall statt „Maxl" Maximilianus zu lesen.

Um den Band nicht allzustark anschwellen zu lassen, ward auf Abdruck der Gedichte, welche im Vorstehenden erwähnt wurden, verzichtet: Verweisung auf die Seitenzahlen mag genügen; gleichzeitig mit diesem Band erscheint eine zweite Ausgabe der Jugendgedichte von 1855.

Zu S. 7 vgl. Gedichte I, S. 313 („Entsagen") und S. 307 („O glaube nicht").

Zu S. 36 S. 345 („Weltfreude") und S. 112 („Anschauung").

Zu S. 158 Gedichte I, S. 303 („Zweifel").

Zu S. 159 Gedichte II, S. 379 („An Franz von Lachner").

Zu S. 174 Gedichte I, S. 8 („Variation") und S. 13 („Abenddämmerung"), II. S. 329 („Die Abendstunde"), S. 331 („Abendlied").

Zu S. 176 I, S. 12 („Wunsch").

Zu S. 177 I, S. 9 („Das Fest").

Zu S. 182 I, S. 23 („Die Berge") und „Balla-

den und Lieder" (Leipzig 1878) S. 373 („Ferien").

Zu S. 193 Gedichte I, S. 284 („Der Abt von Walchensee").

Zu S. 223 Gedichte II, S. 386—393 („Frühdämmer am Chiemsee", „Mondscheinfahrt auf dem Chiemsee", „Waldmorgen", „Sonnenuntergang", „Sehnsucht nach dem Hochland").

Zu S. 270 Gedichte I, S. 41 („Jugendkraft").

Zu S. 292 „Balladen und Lieder" S. 249.

Zu S. 303 ebenda S. 308 („Seebruck").

Zu S. 341. Die gewaltige Aufregung jener Tage spiegeln die Gedichte I, S. 334 und 323 („Sanct Georg" und „Harre aus!").

Zu S. 345 Gedichte I, S. 42 („In der Fremde").

Zu S. 400 ebenda S. 50 („Begegnung") und 51 („Zurück!").

Zu S. 411 und 586 ebenda S. 53 („Vergessen"), S. 55 („Die todte Liebe"), S. 50 („Vergleichung"), S. 60 („O hätt' ich niemals Dich gesehen!"),

S. 62 („Wehmuth“), S. 92 („Im Herzen brennt die rothe Wunde“).

Zu S. 532 Gedichte I, S. 88 („Kämpfen mußt ich seit ich dachte“).

Zu S. 543 Gedichte II, S. 209 („Thamar“).

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by

Digitized by Google